Das Jugendleben

Friedrichs des Großen.

Von

August Lewald.

Erſter Band.

Friedrich als Kronprinz.

Verlag von Adolph Krabbe in Stuttgart.
1847.

174. 9.

Das Jugendleben

Friedrichs des Großen.

Von

August Lewald.

Erſter Band.

Katte.

Zweite, vom Verfaſſer durchgeſehene und verbeſſerte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1847.

BIBLIOTHEC.
REGIA
MONACENSIS.

Schnellpressendruck von J. Krenzer in Stuttgart.

Vorwort der erſten Auflage.

Die Thatſachen der alten, bekannten Geſchichte, die ich hier wiederzugeben verſuche, waren bis jetzt in vielen Büchern zerſtreut zu finden. Eines verweist auf das Andere; Eines ſpricht dem Andern nach; daß man gegen den unglücklichen Helden dabei nicht gerecht ſein konnte, ſchien mir einleuchtend.

Ich war bemüht, was mir erreichbar war, für meinen Zweck zuſammenzufaſſen und habe mir keine entſtellende Aenderung hieran erlaubt. Ob aber ein kleiner Umſtand, ein bewegender Zufall ſich vor oder nach dem Andern ereignet, ob ein Name oder Titel

nicht richtig, kam dabei nicht in meine Berechnung. Meine Absicht war hauptsächlich darauf gerichtet, ein lebendiges Bild jener Zeit zu entwerfen, in der einer der größten Männer des vorigen Jahrhunderts seine Jugend verlebte. Nur von diesem Gesichtspuncte bitte ich die folgenden Schilderungen zu betrachten.

A. L.

1.

„Beim Jupiter! du ſchnöder Knecht, das ſollſt du mir nicht bieten! Nicht die Schuhriemen biſt du mir zu löſen werth — und vollends einem ſo großen König als meinem allergroßmächtigſten Gebieter! — Aber beim Teufel! die Hüfte thut mir weh — und wenn ich einen Blick hier um mich werfe, ſo ſehe ich mich nicht gar weich gebettet — ich liege nicht in meinem Faß! O weh, ich brach mir Arm und Bein entzwei!“

Dies jämmerliche Wehgeſchrei dauerte ſchon eine ziemliche Weile fort, abwechſelnd mit Ach und Oh und einer Menge lateiniſcher Worte untermengt, die hier wiederzugeben weder ſehr erbaulich noch unterhaltend wäre. Es lag ein Mann im ziemlich tiefen Rinnſtein, der ſie zum Himmel emporſchickte, und dieſer war ſo mitleidslos, nicht einen einzigen Stern herableuchten zu laſſen, um das Jammerbild des Klagenden zu beſcheinen.

Es war in der zweiten Hälfte des März; Alles ſtill ringsum zu dieſer ſpäten Stunde: nur das einfache Herabtröpfeln von den Dächern machte ſich vernehmbar. Auf der Straße lag durchnäßter Schnee und Glatteis; es war leicht, auch mit dem weinfreieſten Kopf von der Welt zu ſtürzen. Wir befinden uns aber vor einem niedrigen Häuschen, das nur ein Erdgeſchoß hat; es iſt eines der letzten des Orts; unweit davon ſauſt der Wind über das leere Feld und ein Paar alte Bäume ſchlagen klappernd mit den dürren Zweigen aneinander.

Plötzlich belebt ſich's. Man hört, wie zwei aus der Ferne Kommende ſich einige franzöſiſche Worte zurufen. Es ſind zwei junge Freunde, erſt ſeit Kurzem bekannt, dennoch aber innig verbunden; jugendlich ſchlanke, anſcheinend frohe Geſtalten, in Mäntel gehüllt, die mit leichtem Fuße, bald trippelnd bald ſchleifend, über Eis und Schnee dahereilen. Sie richten ſich auf das Häuschen hin, munter und guter Dinge, denn zwiſchen den hin- und herge-

worfenen Reden ertönt ein fröhliches Gelächter. Plötzlich vernehmen ſie die Klagen des im Rinnſtein liegenden Menſchen und bleiben wie an die Stelle gebannt ſtehen. Sie nähern ſich darauf behutſam, da ſie in dieſer einſamen Gegend einen Hinterhalt beſorgen, und der Eine, der nach damaliger Gewohnheit eine Blendlaterne unter dem Mantel trägt, leuchtet damit dem Klagenden in's Geſicht. Ein lautes Gelächter begleitet die Erkennung.

„Es iſt Se. Excellenz der Herr Oberceremonienmeiſter, wie er leibt und lebt!“ rief der junge Mann mit der Laterne dem Andern zu, „treten Sie unbeſorgt näher, mein Prinz, und legen Sie mit Hand an, den wackern Ehrenmann auf die Beine zu bringen, der in dieſer lieblichen Frühlingsnacht der ſanften Zephyre theilhaftig werden wollte, welche das Haus unſerer Freundin Matheſin umwehen!“

Der andere junge Mann ſprang raſch hinzu und nun waren Beide bemüht, den dicken Burſchen, der ſich anfänglich dagegen ſträubte und ziemlich ungebärdig ſtellte, zum Stehen und in's gehörige Gleichgewicht zu bringen, um ihn ins Haus führen zu können, vor dem ſich die Gruppe befand, die wir jetzt beim Scheine der Blendlaterne etwas näher ins Auge faſſen wollen.

Die Hauptfigur, der nun zum Stehen Gebrachte, war ein dicker, unförmlicher Mann, ſchon ziemlich hoch in Jahren. Sein Anzug verrieth einen vornehmen Stand, doch war er durch den Schmutz der Goſſe ſo arg zugerichtet, daß man kaum noch Stoff und Farbe zu erkennen im Stande war. Dem Vermuthen nach war das Kleid roth und reich galonnirt geweſen und die Weſte, die den ſtattlichen Bauch bedeckte, war von ſchreiend gelber Farbe, die mit den breiten Goldtreſſen wetteiferte, womit ſie ihrer ganzen Länge und Breite nach eingefaßt war. Die zweite Figur, auf die wir unſere Blicke richten, die mit der Blendlaterne, war eine ſchmächtige Jünglingsgeſtalt, deren Züge erſt den Anfang der Zwanzig verriethen. Das Geſicht war bleich; ein pechſchwarzes Auge brannte geheimnißvoll in tiefer Höhle und unter der polniſchen Pelzkappe ſtreckte ſich ein weißgepuderter Zopf den Rücken entlang. Unter dem Mantel bemerken wir den einfachen Uniformrock eines preußiſchen Reiteroffiziers, nach damaliger Art von weißer Farbe. Die dritte Figur war auch ein Jüngling, der ſo eben erſt aus dem Knabenalter getreten zu ſein ſchien; ſicher hatte er die Zwanzig noch nicht erreicht. Sein Anzug war ein ſchlichtes franzöſiſches Kleid von grauer Farbe, das der Mantel umhüllte. Aus ſeinem Geſichte leuchtete aber ein großes, blaues Auge voll Geiſt und

Liebe und ſeine regelmäßigen Züge nahmen beim erſten Blicke auf wunderbare Weiſe für ihn ein. Schade, daß es nie einem Künſtler gelungen iſt, dieſen merkwürdigen Kopf — nach dem Kunſtausdruck — zum Sitzen zu bringen. Alle Bilder, die wir in ſpäterer Zeit von ihm erhielten, ſind lediglich aus dem Gedächtniſſe und endlich gleichſam nach Tradition entſtanden. —

Das Geräuſch, das die Drei auf der einſamen Gaſſe, vor der Thüre des kleinen Häuschens machten, und die mancherlei Redensarten und kräftigen Stoßſeufzer, die dabei von der einen Seite, wie von der andern fielen, mußten endlich den im Innern Befindlichen vernehmlich werden und dieſe herauslocken. Zuerſt erſchien die Mutter Matheſin ſelbſt, deren Namen wir bereits gehört haben und welche die Eigenthümerin des Häuschens war. Mit vorgehaltener Hand trat ſie behutſam mit dem Lichte über die Schwelle und ſchrie zu gleicher Zeit überraſcht auf:

„Ei, du meine liebe Zeit, das iſt ja der beſoffene Gundling in höchſteigener Perſon! Was ſoll das werden? Sie wollen mir doch wohl nicht dieſe ſäuiſche Excellenz noch bei ſo ſpätem Abend in's Haus bringen, Herr Lieutenant? Ich wüßte wahrhaftig nicht wo ich ſie placiren ſollte, unten iſt Alles voll und die Treppe kann man ihn in dem Zuſtand nicht hinaufbringen. Das geht doch nun und nimmermehr an.“

„Halt's Maul, alte Hexe!“ donnerte der von ihr ſo hold Begrüßte, „und verſündige Dich nicht an dem Geſalbten des Herrn, denn er iſt es, der mich zu Glanz und Würden erhob.“ —

„Ja wohl — Geſalbter des Herrn!“ rief wieder die Wirthin des kleinen Hauſes — „der Herr hat ihn ſchön beſalbt — er kann ſich in dem Zuſtand ſehen laſſen.“ —

Und ein lautes Gelächter von der Schwelle und aus dem Hauſe, das kein Ende nehmen wollte, begleitete dieſe Rede, als der junge Mann mit den blauen, ſchwärmeriſchen Augen, den wir früher mit „mein Prinz“ anreden hörten, plötzlich vor und auf die Frau zutritt, die bei ſeinem Anblick ſich bis zur Erde verbeugt und mit den Worten: „Ah, Eure Königliche Hoheit, das iſt etwas Anderes,“ Raum zum Durchgang gab, da ihre wohlbeleibte Geſtalt gleich einem Stöpſel die Thüre des Häuschens verſtopft hatte.

Alles verbeugte ſich, wie der Prinz auf das Zimmer zuſchritt und als er die Worte hinwarf: „So bringt doch den armen Teufel herein, der iſt in einem Zuſtand, daß er nichts verrathen kann, und draußen liegen können wir ihn doch nicht laſſen!“ da ſprang Alles hinaus, um hilfreiche Hand zu leiſten, Mutter Matheſin

leuchtete auf's Beßte dabei und so wurde der Königliche Oberceremonienmeister, Präsident und Geheimerath, Freiherr von Gundling, mit großem Gepolter bald gezerrt, bald gestoßen und getragen in's Haus der Frau Mathesin gebracht. Hinter ihm her trug Einer der lustigen Gäste die triefende Perücke auf hohem Stocke, aus deren ungeheuerm Haarbeutel sich zwei Gießbäche an beiden Seiten auf den Boden des Stübchens ergossen.

2.

In dem schmalen, niedrigen Raume saß an einem langen Tische eine bunte Gesellschaft gereiht, aus Herren und Damen bestehend. Man schien sich nicht eben Zwang anzuthun, doch war man weit entfernt den Anstand zu verletzen. Das Fremdartige hatte die Leute angezogen und das Ungewohnte hielt sie noch in den Schranken eines gewissen Grades von Befangenheit. Die Mutter Mathesin, wie sie von Allen genannt wurde, kochte gut und gab den in Potsdam garnisonirenden Herren Offizieren den Mittagstisch zu billigem Preise. Ihre Küchenanstalt war jedoch himmelweit von den jetzigen Restaurationen und Kaffeehäusern verschieden. Zu dieser gewöhnlichen militärischen Besatzung hatte sich seit Kurzem noch ein äußerst fremdartiger Bestandtheil gesellt, der Interesse genug erregte, um auch Solche, die nicht dort zu essen pflegten, besonders in den Abendstunden in das Häuschen zu ziehen.

Der unter dem Namen, „der starke Mann" während der Regierung König Friedrich Wilhelms des Ersten bekannte Charlatan und Taschenspieler Eggenberg hatte deutsche Schauspieler nach Potsdam kommen lassen, welche gleich den comédiens ordinaires des Königs von Frankreich, Königlich preußische Hofkomedianten genannt wurden und bei der Wittwe Mathesin einquartirt waren, wofür dieselbe vom Könige selbst einen Thaler achtzehn gute Groschen täglich ausbezahlt erhielt. Diese Leute, lauter junge Männer und Mädchen, die auf der Bühne in den Rollen der italienischen Masken gesehen wurden, erregten schon damals, so unvollkommen ihre Kunst auch gewesen sein mochte, ein allgemeineres Interesse. Außer denen, die sich mit dem Uebersetzen von französischen und italienischen Lustspielen von Gherardi und Andern abgaben und die aus dieser neuen Beschäftigung sich einen, wenn auch wenig lohnenden, doch besonders angenehmen Erwerb zu bilden angefangen hatten, waren es hauptsächlich die jungen Offiziere, die schon damals als das dankbarste Publikum auch die tägliche Ge-

ſellſchaft der Hofkomödianten ſuchten. Es hatte das freieſte Geſpräch geherrſcht und man ſtritt über dramatiſche Kunſt, über die Darſtellung der damals üblichen feſtſtehenden Charaktere, was freilich Alles himmelweit von unſern jetzigen Anſichten und Theaterkritiken verſchieden war. Worin beſtand die Entwickelung, die Darſtellung eines Charakters wie Pantalon oder Scaramuccio, Harlekin oder Smeraldina? In nichts Anderm als in den Schritten, den Wendungen und Stellungen; höher reichten die Aufgaben nicht. Alles dies war aber noch neu; man ſah hier Menſchen die Rolle der hölzernen Marionetten einnehmen, deren mehr oder minder geſchickte Lenkung unſichtbaren Händen anvertraut geweſen war, und dies verlieh den dramatiſchen Vorſtellungen einen bis dahin ungeahnten Reiz, dies überraſchte und bot willfährig der Geſellſchaft den Faden, um hieran eine Unterhaltung zu knüpfen, die für jene Zeit ein größeres Intereſſe hatte, als wenn wir uns jetzt über unſere ſo ſehr vervollkommnete Bühne unterhalten, die allgemach zu den abgedroſchenen Capiteln gezählt zu werden pflegt. Es ſind ſeitdem ſchon hundert Jahre verfloſſen und wohl konnte das Thema bei unſerer ſeitdem eingeriſſenen Red- und Schreibſeligkeit am Ende erſchöpft werden. —

Nachdem der rauſchend luſtige Empfang des betrunkenen Gundling, des Königlichen Hofnarren, vorüber war, dem wirklich und in allem Ernſte die vornehmen Titel alle zukamen, die man ihm vorhin ertheilen hörte, obgleich er dennoch eine ſchmähliche und verächtliche Rolle, trotz ſeines gefürchteten Einfluſſes beim Könige, ſpielte, ſchien das allgemeine Geſpräch einigermaßen zu ſtocken, welches nur allein ſeinen Grund in der Anweſenheit des Einen der jungen mit eingetretenen Jünglinge haben mochte.

Gundling, dem man in der Mitte der Tafel einen Platz eingeräumt hatte, war durch den plötzlichen Wechſel der Umgebung und Beleuchtung wieder etwas zu Sinnen gekommen und beruhigte ſich nach und nach von ſeinem Zorne. Die Apoſtrophe, die wir ihn am Anfange unſerer Erzählung von der Goſſe aus, im emphatiſcher Weiſe, gegen einen unſichtbaren Gegner richten hörten, bezog ſich auf den Profeſſor Faßmann, der ſeit Kurzem am Hofe zu Berlin erſchienen war, und durch ſeine plumpe Spaßhaftigkeit, ſo wie durch körperliches Uebergewicht, den bisher im Reich des Scherzes und der Laune alleinherrſchenden Gundling zu verdrängen drohte. Es mag nicht befremden, wenn ich hier auch das körperliche Uebergewicht in Anſchlag bringe, denn wenn die Zungen im rüſtigen Sportkampfe ermüdeten, ſo galt es, weſſen Fäuſte den

Andern besiegen würden und so gab denn die Körperkraft stets den Ausschlag. Der Gedanke an die schmachvolle Niederlage, die der Hofnarr vielleicht an diesem Abende von Faßmann, im Beiseyn seines Königlichen Herrn, erlitten haben mochte, hatte ihn bis hieher verfolgt und selbst seinen Fall in die Gosse mochte er wohl einem Stoße zugeschrieben haben, den ihm sein Gegner heimtückisch versetzt. So wie er nun aber da saß und vor sich in den Bart murmelnd, mit weit aufgerissenen Augen, sich Gewalt anthuend, um sich blickte, so nahm sein Bewußtsein von Minute zu Minute immer mehr zu. Er schnurrte die Wirthin einmal um das andere nach einem Glase Punsch an, um sich zu ermuntern, wie er sagte, allein sein Zustand schien dieser nicht geeignet seinem Verlangen entsprechen zu dürfen. Er raffte sich daher mit Gewalt empor und redete die Gesellschaft in nicht sehr ehrerbietiger Weise an, endlich rief er:

„Wenn ich keinen Punsch kriege, so soll kein Mensch Punsch trinken! Auch der nicht, der sich Hauptmann von Wülknitz nennt, auch jener nicht, der Lieutenant von Muntowt mit dem unbärtigen Milchgesicht, und das schmucke Pürpchen Ganitz, und der schwarze Teufel, der Katte, und selbst nicht der dort, meines allergnädigsten Herrn lieblicher Sohn, Fritze" — und so wie er die Namen nannte, leerte er die auf dem Tische stehenden Gläser und warf sie dann klirrend unter dem lauten Gelächter der Anwesenden auf den Boden. Die beiden von ihm zuletzt genannten Herren aber, der Gensd'armenlieutenant von Katte und der Kronprinz selbst zogen sich finster in eine Ecke zurück und Friedrich sagte leise zu seinem vertrauten Freunde:

„So geht's, wenn man mitleidig ist! Hätte ich ihn doch lieber draußen in der Gosse liegen lassen! Nun räscht er Alles Morgen früh meinem alten Herrn." —

3.

Gundling's trunkener Uebermuth sollte aber nicht lange dauern. Man vernahm bald ein fürchterliches Gepolter an der Hausthüre und zwischendurch eine derb fluchende Baßstimme, welche Einlaß begehrte. Die Gesellschaft im kleinen Zimmer ließ sich im Lachen nicht stören, bis auf Gundling, der wie ein Hase die Ohren spitzte.

„Ich bitte Euch, Ihr lieben Leute, gebt mir Schutz! Wo verberge ich mich, das ist der Faßmann!" so schrie er mit ängstlicher

Miene und auch der letzte benebelnde Dunst der genossenen Getränke schien mit eine Male von der Angst weggehaucht.

„Was ist Euch, Gundling?“ rief der junge Hauptmann von Wülknitz, von den rothen Grenadieren.

„Was haben Ew. Excellenz?“ fragte spöttisch die Mutter Matheſin.

„Wen sollten der Herr Baron hier wohl zu fürchten haben?“ rief Eggenberg, „der starke Mann,“ die derben Fäuste zeigend. Ew. Excellenz befinden sich unter uns, Ew. Excellenz unterhalten die Gesellschaft und kein Mensch auf der Welt dürfte sich unterfangen diese Unterhaltung zu stören.“

Gundling schielte mit zweifelndem Blicke im Kreise umher, als ob er diesen loyalen Versicherungen nicht recht trauen konnte, und als er Alle umher so lächelnd, kichernd und grinzend dastehen sah, so verwandelte sich plötzlich seine zweifelnde Miene in eine verzweifelnde. Das Poltern und Schreien draußen wurde indessen immer stärker und man beschloß dem Stürmenden die Hausthüre zu öffnen, um dem Spektakel auf der Straße ein Ende zu machen, der zu dieser sväten Stunde leicht nachtheilige Folgen für die gute Mutter Matheſin hätte haben können. Der Eintritt in's Zimmer sollte aber dem Ruhestörer durchaus verweigert und zu diesem Ende die Thüre verriegelt werden. Mutter Matheſin nahm ein Licht und ging hinaus. Während nun draußen die Thüre geöffnet und drinnen der starke Riegel vorgeschoben wurde, lief Gundling in Todesangst umher und wußte nicht, wo er sich verbergen sollte. Alles sprach ihm lachend Muth zu; als man aber hörte wie der Eindringling jeden Vorschlag zur Güte verwarf und das Zimmer mit Sturm zu nehmen drohete, da kroch der arme, geplagte Oberceremonienmeister, ungeachtet seiner Wohlbeleibtheit, unter den Tisch und zerrte ein gutes Stück der Decke davon herab, wobei eine beträchtliche Anzahl von Punschgläsern ihm auf den Kahlkopf fiel und ihm eine nicht erfreuliche Krafttaufe bereitete.

Ein heftiger Stoß gegen die Stubenthür erfolgte jetzt, Riegel und Angeln gaben nach, und flogen mit gräßlichem Klirren in den, auf der Mitte der Tafel stehenden Punschnapf, die Kleider der Umbersitzenden reichlich damit tränkend.

Der Mann, der jetzt im Zimmer stand, war von herkulischer Gestalt. Er war nicht ganz so prächtig, aber eben so barock als Gundling gekleidet, doch war sein Anzug in einem weit bessern Zustande, denn er konnte noch gehen und stehen und hatte nicht in der Gosse gelegen. Eine stattliche Perücke, an der ein großer Haarbeutel herabhing, saß ihm prunkend auf einem Ohre und

ein kleiner reich betreßter Hut ſchwebte auf dem andern. Es war der Hofrath Faßmann, ein berühmter kritiſcher Schriftſteller des Tages, der zweite ſogenannte Hofgelehrte des Königs in Preußen, mit dem Geheimenrathe Baron von Gundling dazu berufen, die Abendgeſellſchaften Sr. Majeſtät zu erheitern und ein abgeſagter Feind ſeines gelehrten Collegen, dem er an Wiſſen nicht nachſtand, ihn als Schriftſteller jedoch in der Gunſt des Publicums bei Weitem überflügelte.

„Meine Herren und Damen," fing er an, „ich muß freilich vorerſt um Verzeihung bitten, daß ich mich auf eine, ſo zu ſagen, freilich etwas gewaltſame Weiſe in ihren Cercle introducire, allein es war Ihre allerſeitige Grauſamkeit, die mich angetrieben, ſo zu verfahren. Oder wäre es etwa nicht grauſam, ein armes Menſchenkind zu dieſer Friſt und bei ſolchem salva venia Hundewetter den weiten Weg vom Schloſſe bis hieher umſonſt zurücklegen zu laſſen? Vom Schloſſe, wo ich nichts erhielt als Bier, nach deſſen Genuſſe ich nie ſchlafen kann, wenn ich nicht erſt mit einigen Gläſern guten Punſches die Athmoſphäre meines Magens verbeſſert habe; vom Schloſſe ferner, wo ich dazu verdammt war mit dem elenden Affengeſichte, dem Gundling, dieſem visage à faire rire, dieſem Gauner und Bönhaſen, dieſem elenden Lügner und Pralhanſen, dieſem aufgeblaſenen Pickelhäring zu disputiren, bis daß mir die Kehle trocken wurde wie ein Schwefelfaden." —

Hier entſtand ein leiſes Wimmern unter dem Tiſche, denn die Geſellſchaft unterließ nicht bei jedem Titel, den der Hofgelehrte Nummer Zwei ſeinem vornehmern Kollegen gab, dieſem einen oft nicht unbedeutenden Fußtritt zu appliciren, indem die anweſenden Herren Gensd'armenoffiziere ſtarke Sporen an ihren Stiefeln hatten.

„Was iſt das unter dem Tiſche?" rief Faßmann, wie von einer Ahnung ergriffen.

„Es iſt mein Jagdhund," erwiederte ſchnell der von Canitz, „Tyras! willſt du wohl kuſchen!"

„War es mir denn wohl zu verdenken, fuhr der Hofgelehrte fort, daß ich Alles anwandte, um nach ſo ſchwerem Dienſte und Berufsgeſchäfte nun auch der ſchönſten Unterhaltung theilhaftig zu werden, den mir ein ſolcher Verein von hohen Kavalieren, hommes de lettres und Künſtlern nur allein gewähren kann, und daß ich, als die Gaben bittender Ueberredung nichts fruchteten, von jener Kraft Gebrauch machte, die mir die gütige Mutter Natur verliehen hat, und mir damit den Eintritt gleichſam zu erobern verſuchte?"

Man war mit dieſer Entſchuldigung zufrieden und räumte dem

Angekommenen einen Platz in der Mitte der Tafel ein, während die Wirthin mit ihrem Geſinde bemüht war, den an der Thüre verurſachten Schaden ſo gut es gehen wollte zu repariren und Rum, Citronen und die andern Ingredienzien herbeitrug, um auch die belebende Bowle wieder in Stand zu ſetzen.

Während ſich ſo nach und nach die Ruhe wiederhergeſtellt hatte und man ſich zum Doppelgenuſſe des Punſches und der Unterhaltung gemächlich anſchickte, lag der arme Gundling, zur Rolle eines Hundes verurtheilt, zuſammengekauert unter dem Tiſche. Faßmann hatte aber im Eifer des Geſprächs ſeine langen Beine übermäßig ausgeſtreckt, daß er damit den am andern Ende liegenden Jammermann dennoch erreichte.

„Was habt Ihr da für einen Wollſack unter dem Tiſche, Matheſin? Man kann ſich's ja nicht einmal bequem machen — hervor damit!“ ſchrie er.

„Tyras hier!“ rief wieder der Offizier. Gundling glaubte ſeiner Rolle genügen zu müſſen und ließ einen knurrenden Ton vernehmen, der abenteuerlich genug klingen mochte.

„Das iſt, beim Teufel, kein Hund!“ ſchrie Faßmann, „was ſind das für Streiche.“

Dabei griff er flink unter den Tiſch und bekam Gundling's Kopf zu packen, der vielleicht, um die Täuſchung aufs Höchſte zu treiben, vielleicht um Rache zu üben, ſeines Gegners Finger mit den Zähnen packte und tüchtig darauf los biß.

„O, du Beſtie!“ ſchrie dieſer und mit der andern Hand nun auch unter den Tiſch langend, drückte er Gundling ſo heftig die Kehle zuſammen, daß dieſer den Finger fahren ließ, mit röchelnden Tönen um Verzeihung bat und dann mit blauem Geſichte, dem Erſtickten nahe, langſam aus der Unterwelt zur Oberwelt hervorkroch.

Alles lachte überlaut, nur Faßmann nicht. Er ergriff den zitternden Geheimenrath mit ſeiner ſtarken Fauſt und warf ihn auer über zwei Stühle, dann nahm er den Punſchlöffel zur Hand und züchtigte ſeinen gelehrten Widerſacher auf jene barbariſche Weiſe, die ſonſt wohl Väter oder Lehrer bei ungezogenen Knaben in Anwendung zu bringen pflegten. Ein rohes Gelächter erſchallte und als der ſo grauſam Beſtrafte, nach erhaltener Züchtigung, ſich wie ein Kreiſel am Boden umhertrieb, ging das betäubende, ſinnloſe Gelag ſeinen Gang fort, und artete zum Schluſſe in eine vollſtändige Orgie aus.

Seitwärts aber, halb im Dunkeln, ſaßen die beiden Jünglinge im leiſen Geſpräche.

„Du haſt Recht,“ ſprach der Prinz zu ſeinem Freunde, „ſie iſt hübſch, und die italieniſche Race unverkennbar.“

„Ihre Mutter war eine Römerin, deren Namen ſie noch führt, da ſie ja ihren Vater nicht kennt,“ erwiederte der Andere.

„Wer mag Ihr Vater geweſen ſein?“

„Sicher war er vom Stande! ſie hat etwas Edles in ihrem ganzen Weſen, das ſich keinen Augenblick verleugnet.“

„Wie kann ſie aber hier ſein — hier bleiben bei dem rohen Gelage?“

„Und kann ſie denn anders? Wohnt nicht die ganze Truppe hier? Eſſen ſie nicht Alle hier zuſammen an einem Tiſche? Geſtern wollte ſie früher aufſtehen und ſich entfernen, allein das war ein Zerren und Reißen um ſie, weit ſchlimmer als wenn ſie ruhig daſitzt und die ſtumme Zuſchauerin macht. Ach, ſie iſt nicht dabei, ſie hört nichts und ſieht nichts von Allem dem, was ſich um ſie zuträgt. Glauben Sie mir, mein Prinz, ſie iſt ſehr unglücklich und verdient ein beſſeres Loos. Wer es ihr doch bereiten könnte!“ —

Der Prinz warf einen durchdringenden Blick aus ſeinem ſchönen, blauen Auge auf den Freund und erhob drohend den Finger.

„Du biſt Schwärmer, Wilhelm!“ ſagte er dann, „eine Krankheit, die jetzt zu graſſiren anfängt unter den jungen Leuten.“

Wilhelm antwortete nicht, ſondern ſah nach dem tobenden Gelage hinüber.

„Ich weiß, was du ſagen willſt, bemerkte der Prinz, bei dieſer Jugend iſt von der neuen Krankheit noch nichts zu verſpüren. Doch Eines wie das Andere. Dieſe Stimmung ekelt mich an, iſt mir im Innerſten meiner Seele zuwider, vor jener neu emporkommenden fürchte ich mich. Hier offenbart ſich doch Kraft, wenn auch roh und ungezügelt und die Kraft iſt ein gutes, nothwendiges Fundament unſers jungen Staates. Wehe uns aber, wenn ſich die Bleichſucht der Schwärmerei unſerer Zeit bemächtigen wollte. Gefällt dir die Italienerin, Wilhelm, gut, ſo ziehe ſie aus dieſer ſchmachvollen Umgebung. Ich will dir die Mittel dazu verſchaffen. Der Schutzjude Magnus iſt nicht hartherzig und beſitzt Muth genug, dem ſtrengen Befehl meines Vaters zu trotzen. Er borgt dem Prinzen dennoch, wenn gleich zu hohen Procenten. Doch jetzt fort! ich kann's nicht länger aushalten, — wir ſchleichen uns weg!“ —

Die Geſellſchaft war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß ſie das Weggehen der beiden jungen Leute bemerkt hätte, die ja eigentlich gar nicht zu ihr gehörten.

„Ich ging ſehr fröhlich in die Tabagie,“ ſagte der Prinz auf der Straße, „denn deine feurige Beſchreibung von dem Mädchen hatte mir das Blut erregt und wenn ichs nun auch nicht gar ſo außerordentlich fand, ſo hätte ich doch wohl zwei Worte mit ihr ſprechen mögen; allein das ging nicht einmal in dem Lärm. Ich bin wahrlich ſehr verſtimmt und werde nicht ſchlafen können. Wilhelm, in welcher Zeit leben wir? Die glänzende Periode der Ritterlichkeit liegt hinter uns. Alles iſt verflogen, was Begeiſterung für Ruhm, Liebe und Ehre war, uns iſt nichts geblieben als die kalten Begriffe davon und das noch kältere Gefühl der Pflicht, daran zu halten. Alles Schöne und Erle iſt aus der Welt verſchwunden und ein grober Bodenſatz iſt geblieben, in dem wir wie in einem ſchlammigen Pfuhl uns fortbewegen.“

„Wir ſtehen am offenen Grabe der alten Zeit, mein Prinz, ſagte der junge Gensd'armenlieutenant mit ſanftem Ernſte, und eine neue ſehen wir heraufſtrahlen. Ihnen wird es vorbehalten ſein in dieſem Lichte unvergänglich zu glänzen!“

„Wilhelm!“ — rief Friedrich mit nach oben gewandtem Blicke. „Warum ich auch nur ſo lange in der Tabagie geblieben bin, ich hätte den Abend auf deinem Zimmer im traulichen Geſpräche beſſer hingebracht. Aber ich habe nun den Becher des Ekels bis auf die Neige geleert. Nun kriegt mich Niemand mehr hin! Doch was hilft's? — wie's mich überrieſelt! Morgen muß ich das Tabaks-collegium beſuchen! — Lebe wohl, Wilhelm, träume von deiner Schönen!“ —

Sie trennten ſich. Wilhelm von Katte ging in ſchwankendem Unmuthe ſeinem ſtillen Quartiere zu. Es war ihm nicht recht geweſen, daß Friedrich ſo kalt bei dem Anblicke ſeiner Schönheit geblieben war, obgleich er gar nicht im Sinne hatte ſich aus ihrem Herzen durch den ſchönern und mächtigern Freund verdrängen zu laſſen. Was hatte ihn aber nur getrieben, ſie dem Prinzen zu zeigen? Die Eitelkeit? Faſt ſollte man nichts Anderes glauben. Katte hatte mit dem Gefühl einer ſichern Ueberlegenheit des Geiſtes, bei einem tiefen Gemüthe und einer daraus entſpringenden ſehr anziehenden Liebenswürdigkeit, doch auch das Bewußtſein, daß ihm viele körperliche Vorzüge mangelten und er in dieſer Beziehung manchen Jünglingen weichen mußte, denen er in andern gewachſen, ja überlegen war. Hieraus bildet ſich häufig die Sucht, mit jeder Eroberung, die man dem ſchwereren Siege des Geiſtes verdankt, zu prunken. „Seht,“ iſt man gern auszudrücken bemüht, „Ihr dünkt Euch die Bevorzugten und doch gelang es mir, dieſes

Mädchenherz mir zu eigen zu machen, durch Gaben, die Ihr nicht beſitzet, deren Werth Ihr nicht einmal zu faſſen im Stande ſeyd!« Und durch dieſes Anerkenntniß, das, laut oder im Stillen, am Ende doch geleiſtet werden muß, ſieht man den Werth des geliebten Gegenſtandes ſelbſt um ein Bedeutendes erhöht. Das Mädchen, das über die Vorzüge des Geiſtes die Schönheit der Formen vergißt, muß an ſich ſchon edler ſein, tiefer empfinden, denken die Meiſten, obgleich in manchem Falle anzunehmen iſt, daß ihm auch der Blick für Schönheit überhaupt abgehe. Dem Unbefangenen, der unbetheiligt nur die Frage im Sinne des Beobachters erwägt, iſt es klar, daß der wahren, äußern Schönheit eben ſo der Sieg gebühre, wie jeder andern außerordentlichen Gabe des Himmels, denn ſie iſt es auch und zwar von den herrlichſten eine.

Katte dachte noch lange mit Liebe an ſein Mädchen und mit Verdruß an ſeinen Freund, obgleich er doch auch wieder nicht recht wußte, warum er ihm zürnte. Ernſtes lag nicht in ſeinem Plane und von der Schwärmerei hatte er nichts zu fürchten, das wußte er ſelbſt zu gut. Seine Gedanken ſchweiften weiter, ſeine Wünſche ſtrebten höher, als zur Hand der Tänzerin. Und wenn wir es denn nun recht in der Nähe betrachten, ſo war es wirklich nichts, als daß der Prinz ſeine Eitelkeit verletzt hatte, ihm aber zugleich eine Saite ſeines Herzens leiſe berührte, die bis jetzt in dem ganzen oberflächlichen Handel noch ſtumm geſchlummert.

»Nein, ſolche Gedanken ſollen weder mich noch ſie ins Unglück bringen, zur angenehmen Tändelei mag ich ſie wohl,« dachte er bei ſich ſelbſt, allein er bedachte dabei nicht, daß der altpreußiſche Genéd'armenoffizier, mit ſeinem angeborenen und anerzogenen Begriffen zu dem freien, herumziehenden Mädchen, mit dem italieni-Blute in den Adern, den vollſtändigſten Gegenſatz bildete.

Während er nun dies Alles im langſamen Nachhauſegehen hin und her überdachte, war aber der Kronprinz leiſe und ſcheu die Stiege des Palaſtes hinangeſtiegen und oben vor der Thüre ſeines Appartements von dem dienſthabenden, ihm ſehr ergebenen Kammerdiener mit ſchweigſamem Gruße empfangen worden.

4.

Wir belauſchen am nächſten Morgen einen Künſtler vor ſeiner Staffelei.

Im hohen Zimmer, einfach weiß getüncht und mit ſchlichten Möbeln aus weißem, deutſchen Holze, jedoch in gehöriger Anzahl

verſehen, ſteht ein großer, ſtarker Mann in rother Weſte, einen Rock von braunem, grobem Tuche in der Magengegend zugeknöpft, eine grüne Leinwandſchürze vorgebunden und eben ſolche Halbärmel angezogen, offenbar der Reinlichkeit wegen, um die Kleider vor Flecken zu bewahren, Palete auf dem Daumen, Pinſel und Malerſtock in der Hand. Das feine, weiß- und rothgefärbte Geſicht zeigt einen edeln Ausdruck und die gerade, ſtreng militäriſche Haltung des Mannes dient dazu, das Imponirende ſeiner Erſcheinung zu erhöhen. Er malt emſig an einem Porträt, deſſen Aehnlichkeit mit einem der Originale, die wir in der Kneipe der Mutter Mathefin kennen gelernt haben, ſogleich in die Augen fällt. Es iſt das aufgedunſene, rothe Geſicht, es ſind die hervorquellenden Augen, die dicke Naſe, der breite Mund, der von gemeinen Scherzen überzuſprudeln ſcheint, der barocke Anzug endlich, und Alles zeigt an, daß es Niemand anders, als der Freiherr von Gundling iſt, den die Laune des Künſtlers mit einer Menge abenteuerlicher Thiere umgeben hat, wie langgeſchwänzte Meerkatzen und plumpe Paviane, denen der große Gelehrte aus einem ſtarken Hefte eine Vorleſung hält.

Der Maler arbeitet mit ſichtlichem Wohlgefallen, denn während er den Pinſel führt, ſchwebt ein ſpöttiſches Lächeln um ſeinen Mund und mildert den Ernſt und die Strenge der ganzen Erſcheinung. Ringsumher lehnen noch einige fertige und unvollendete Bilder, Jagdſtücke, Thierköpfe und Landſchaften; auf einem derſelben lieſt man das Monogramm des Künſtlers F. W. und darunter: in tormentis pinxit. Die Kunſt ſcheint den Künſtler in Fällen, wo er das Zimmer hüten mußte, zerſtreut und über körperliche Schmerzen ſanft hinweggehoben zu haben.

Man vernimmt eine Trommel; eine Truppe ſchöner Grenadiere von rieſenmäßiger Länge zieht vorüber. Der Kunſtapparat wird ſchnell bei Seite gelegt und der Maler tritt an's Fenſter. Er nickt freundlich hinunter und Wohlgefallen drückt ſich in ſeinem ganzen Weſen aus. Doch plötzlich wird er ernſt; ein Gedanke fliegt ihm durch den Kopf; er durchſchreitet raſch das weite Gemach um die Klingel zu ziehen. Der feſte Tritt hallt wunderbar; es liegt etwas Majeſtätiſches in dieſer Art aufzutreten; und in der That, es iſt der König von Preußen, den wir belauſchen.

„Gverdmann,“ ruft er zwar gebietend, doch nicht mit zu lauter Stimme, dem eintretenden Kammerdiener entgegen, „ſind viele Leute in der Antichambre?“

„Seine Excellenz von Grumbkow, der Herr Graf von Seckendorf, der Herr Geheimerath von Gundling.“ —

„Laß Er mir den Hofnarren herein, die Andern ſollen warten!“

Der Kammerdiener ging fort, öffnete bald darauf die Thüre und herein ſchlüpfte, mit den devoteſten Komplimenten, der uns Wohlbekannte, in deſſen Geſichte noch die Spuren der geſtern verlebten Nacht mit deutlichen Zügen zu leſen waren. Ehe er zu ſprechen anfangen konnte, herrſcht ihn der König an:

„Komme Er mir nicht zu nahe, denn die Liederlichkeit ſchwitzt Ihm ja aus allen Nähten. Wenn Er ſich nur etwas der Reinlichkeit befleißen wollte! Wahrhaftig, ich könnte ſogleich den Befehl ertheilen, Ihn unter die Pumpe zu legen und ſo lange auf Ihn losrumpen zu laſſen, bis ſeine natürliche Farbe wieder zum Vorſchein kommt. Er iſt ja barbariſch ſchmutzig!“

Der ſo Bewillkommte, der wohl wiſſen mochte, daß zwiſchen einem ſolchen Einfall und ſeiner Ausführung kein langes Beſinnen Statt zu finden pflegte, beſah ſich von oben bis unten mit einer Miene, als ob er ſich ſelbſt auf's Innigſte bemitleidete und zuckte dabei die Achſeln.

„Es gibt viele ſündhafte Menſchen“ — ſeufzte er dazu kaum hörbar.

„Und Er iſt der ſündhafteſte,“ ſagte der König. „Man könnte arm werden, wenn man Ihn gehörig kleiden wollte. Hat Er nicht erſt neulich dieſes prachtvolle Kleid bekommen, als der franzöſiſche Geſandte bei Hofe auffuhr, um ſich gehörig und mit Ehren produciren zu können, und wie ſieht Er aus? Ja wohl iſt Er ein ſündhafter Menſch, und am meiſten ſündigt Er auf meine Gnade!“

„Es gibt viele ſündhafte Menſchen, ſagte ich,“ erwiederte Gundling, „damit meinte ich aber nicht mich, ſondern den König von Preußen und viele Andere noch, aber den König am allermeiſten. Wie kann ſolch ein König zugeben, daß ein Kerl, wie Faßmann, leben darf, und ihn noch dazu an den Hof ziehen, ihn mit Bier und Tabak fretzen ſo viel der Kerl will und ihm auf ſothane Weiſe zu allen Laſtern und Sünden noch Vorſchub leiſten?“

„Wahre Er ſeine Zunge, Spitzbube, unterbrach ihn der König. „Faßmann iſt mehr werth als Er; er iſt gelehrter und deshalb ein noch größerer Narr und dabei iſt er reinlicher, ſoberer, auch kann er viel mehr vertragen und kriegt Ihn unter, ſo oft er nur will.“

„Iſt es nicht gottserbärmlich von einer chriſtlichen Majeſtät, von dem Erzkämmerer des heiligen römiſchen Reichs und ſeinem

Churfürſten, an ſolchen Vorzügen des jämmerlichen Wichtes ſeine Freude zu haben? Und darauf ſteift er ſich eben! denn nicht bloß, wo es gilt, Sr. Majeſtät und Ihrem erhabenen Tabakscollegio ein Vergnügen dadurch zu bereiten, ſondern auch an allen andern Orten, wo er mich antrifft, läßt er mich die wahrhaft bengalhafte Stärke ſeiner Arme und Fäuſte ſpüren.«

»So? und wo treibt Ihr Euch denn umher? Wo trefft Ihr Euch denn, Ihr ſauberes Gelichter? Warum legt Er ſich nicht bei guter Zeit in ſein Faß zur Ruhe, das ich Ihm zum Lager anfertigen ließ, bis daß es einſt ſeinem Leichnam als Sarg dienen ſoll? Ich werde Ihn noch in ſeinem Faſſe verſpunden laſſen — weiß Er das?«

»Wenn Ew. Majeſtät mich darin mit dem beßten Rheinwein Ihres Kellers umgeben wollen, meinetwegen!« ſagte Gundling ſchmunzelnd.

»Laſſe Er jetzt ſeine Späße bei Seite und antworte Er mir,« fuhr der König fort. »Welcher Kneipendunſt ſteckt noch in dieſem ganzen Weſen und beleidigt meine Naſe?«

»Nicht ärgerer Dunſt als der in Eurer Majeſtät allerhöchſteigener Tabagie dahier im Schloſſe herrſcht,« erwiederte Gundling, »die Herren Offiziere rauchen denſelben Tabac de ſerme bei der Frau Mathesin, die ein ganz reſpectables Haus hält, das jetzt durch die Anweſenheit von Eurer Majeſtät neuen Hofkomödianten an Lüſtre gewonnen hat und in Wahrheit das Rendez-vouz der feinſten Geſellſchaft genannt werden darf.«

»Alſo in dieſer feinen Geſellſchaft hat man Ihn ſo arg zugedeckt, dort hat Er die blauen Flecke gekriegt, dort hat man Ihm ſo ſehr die Perücke zerzauſt, daß kein Friſeur in Berlin und Potsdam mehr im Stande ſein würde, einen Styl hineinzubringen, die ſeine Geſellſchaft hat Ihn beim Kragen genommen und Ihm denſelben abgeriſſen, Ihn dann hinausgeworfen vor die Thüre — ſehe Er nur ſeine Sammthoſe an der rechten Seite, da ſieht man noch Alles, Er muß weich gelegen haben.«

»Ew. Majeſtät!« ſprach Gundling mit komiſchem Pathos, »ein Mann in meinen Jahren kann Abends nicht eben ſo feſt auf den Beinen ſtehen als früh am Tage, auch wird uns Abends der Kopf ſo ſchwer von vielem Denken und großer Anhäufung gelehrter Dinge, daß ein Uebergewicht von dieſer Seite nicht unmöglich iſt, wodurch wir zum Taumeln, ja ſelbſt zum Falle kommen können. Ein leerer Tropf iſt unten, oben und in der Mitte gleich hohl und leicht, und ſo etwas kann gerade wie eine Kerze gehen. Nicht

aber ſo ein Mann, wie Gundling, ein deutſcher Gelehrter und Dichter, ein Mann mit Aemtern überhäuft, mit Würden überſchüttet — und wenn man da die Wiſſenſchaft des beſten Fuhrmanns beſäße, der ſeinen ſchweren Packwagen zu beladen verſteht — ſo könnte man doch nicht dafür einſtehen, bei gewiſſen Zufälligkeiten aus dem Equilibre zu kommen.“

„Seine Vertheidigung iſt zwar ſehr dumm,“ ſagte der König, „doch will ich Ihn zu Ende hören. Wo will Er denn eigentlich hinaus?“

„Wenn dieſe Vertheidigung vor den Augen Ew. Majeſtät keine Gnade findet, ſo betrübt es mich ſehr und wenn ſie gar dumm erſcheint, ſo liegt das nicht an mir,“ erwiederte Gundling, und hielt einen Augenblick lauſchend inne, um abzuwarten, ob er fortfahren ſollte, oder ob der König über dieſen Ton erzürnt, zum ſpaniſchen Rohr greifen würde, um der Unterhaltung ein plötzliches Ende zu machen. Allein der Monarch hatte ſich geſetzt und ſchien, mit andern Dingen beſchäftigt, die letzte Rede ſeines Hofnarren überhört zu haben. Dieſer ſuchte nun die Allerhöchſte Aufmerkſamkeit durch erneuerte Anſtrengung zu erregen und fuhr daher im weinerlichen Tone fort.

„Kommt nun zu unſerer körperlichen Schwäche und der nicht auszuweichenden Abſpannung des Geiſtes ein Ueberfall, eine Hinterliſt, wie iſt es da wohl zu verwundern, wenn wir unterliegen und jämmerlich zerſchlagen werden, obgleich wir zu den getreueſten und angeſehenſten Dienern Ew. Majeſtät gehören?“

Die Worte Ueberfall und Hinterhalt thaten die gehoffte Wirkung. Der gerade Sinn des Königs haßte nichts ſo ſehr, als das, und ſelbſt wenn es ſich um einen Scherz handelte. Der ſchlaue Hofnarr hatte ſich nicht verrechnet.

„Wie war's damit?“ fragte ſchnell der König.

„Ueberfallen — aus dem Hinterhalte — wie ich ſage“ — brachte Gundling abgebrochen hervor. „Der Faßmann iſt ein Räuber, ein Strauchdieb, ein Strolch, bedenkt hat er mich, daß ich es aus ſchuldigem Reſpect gar nicht einmal vorzubringen wage —“

„Der Faßmann ſoll kommen — gleich!“ rief der König und ſchritt auf die Klingel zu. Gundling aber, der von dieſer Zuſammenkunft ſich nichts Gutes verſprach und am Ende nur neue Mißhandlungen beſorgte, welche die gute Laune des Königs auf die Seite ſeines Widerſachers hinzulocken im Stande geweſen wären, glaubte, klüg, wie er war, den ihm drohenden Schlag, am Beſten mit den Worten abwenden zu können: „Seine Königliche Hoheit,

der Kronprinz, können mir Alles bezeugen, da sie gegenwärtig waren.“

„Mein Sohn war in der saubern Societät?“ fragte der König, als ob er nicht recht verstanden hätte, aber sogleich riß er an dem Klingeldrahte, gleich als wollte er ihn abreißen.

„Lasse Er die Herren eintreten und rufe Er den Fritze!“ sagte er zu dem vertrauten ersten Kammerdiener Eversmann, welcher so eben eintrat, dann zu Gundling gewendet: „Er kann gehen, ich danke Ihm für seinen Bericht.“

Während der Hofnarr abtrat, kamen mehre Herren herein, die, sogleich des Königs üble Laune merkend, sich so einsylbig als möglich faßten; der eintretende Kronprinz machte der kurzen Audienz ein Ende. —

5.

Friedrich stand in ehrerbietiger Stellung seinem Vater gegenüber, der kein Tyrann, aber ein strenger Mann war, ein ächt deutscher Charakter, der von der sittlichen Weichlichkeit, die sich von dem französischen Hofe aus über die ganze Erde zu verbreiten drohte, zu einer hartnäckigen Opposition gereizt wurde und dadurch eine Aeußerlichkeit annahm, die unter andern Verhältnissen bei weitem nicht so barock erschienen wäre. Dabei, mit einem geraden, aber schlichten Verstande begabt, glaubte er als Herrscher, wie ein guter Hauswirth, überall selbst zusehen, überall Hand anlegen zu müssen und so regierte er nur durch sich selbst. Sein Reich nicht allein, sondern auch das deutsche Vaterland ging ihm über Alles und deutsche Sitte, deutsche Zucht und Ordnung zu erhalten, schien ihm nothwendig als Grund- und Strebepfeiler gegen die andrängende Fluth des Fremden.

Mit einem solchen Manne, der noch das Uebergewicht als König und Vater für sich hatte, mußte ein jugendlich weiches Gemüth für feinere Weisen, für Poesie und Musik empfänglich, ein Geist, der heranreifend dazu berufen war, seiner Zeit vorzueilen und ihr eine neue Richtung zu geben, in den schwierigsten Conflict gerathen. Der Vater war nicht im Stande, die noch halb verpuppten großen Eigenschaften des Sohnes zu errathen und sah nur Widersetzlichkeit und Abneigung zu den heimischen Gewohnheiten in seinem Charakter, und der junge Prinz, der kaum in sein achtzehntes Jahr getreten war, und sich natürlich noch nicht durch Thaten auszeichnen konnte, da ihm hiezu die Gelegenheit fehlte,

mußte Alles nur auf Träume und ins Blaue hinein entworfene Pläne und Projekte beschränken, die er in die Brust irgend eines vertrauten, gleichgestimmten Gefährten niederlegte. Nicht immer war er glücklich in seiner Wahl. Viele zog die Eitelkeit an, mit dem Thronerben eng verbunden zu sein, Andere sogar der Eigennutz, einst aus dieser Verbindung Beförderung zu Ehre und Reichthum zu erhalten. Von Allen, die der Prinz gefunden, war ihm Niemand so werth und theuer geworden, als Wilhelm von Katte, der Sohn des Generallieutenants in Königsberg, der alten Hauptstadt des Königreichs, jener weiche, liebenswürdige Mensch, der dem Leben mit jugendlicher Heiterkeit bis zum Leichtsinne hingegeben war und sorglos in die Zukunft schaute.

Der König schien eine heftige Aufwallung beim ersten Anblicke seines Sohnes zu unterdrücken; er ging einige Male im Zimmer auf und ab, als ob er dessen Anwesenheit gar nicht bemerkte, endlich trat er dicht vor ihn hin, und sich bemühend, seiner von Natur milden Stimme einen bedeutenden Nachdruck zu geben, rief er:

„Was wollt Ihr?“

„Ich erwarte die Befehle meines gnädigsten Papas, der mich hieher beordern ließ,“ war des Prinzen Antwort.

„Ihr habt keine Befehle zu erwarten, denn die ertheile ich nur in Gnaden,“ entgegnete der König. „Ihr seid hier um Euch zu rechtfertigen! Ihr wißt recht gut, warum ich Euch holen ließ.“

Der Prinz stand schweigend da und blickte zu Boden, dann erhob er wieder den Kopf, und das große, blaue Auge ohne Scheu und mit Zuversicht auf seinen Vater heftend, sprach er:

„Ich bin mir nichts bewußt.“

Des Königs Miene suchte sich zu fassen, und mit unterdrücktem Grimme fuhr er den Sohn an: „Wo habt Ihr gestern Abend gesteckt?“

„In der Offizierstabagie.“

„Mit dem Komödiantengesindel?“

„Es waren die achtbarsten Männer zugegen —“

„Ihr seid noch zu jung und was mehr ist, des Königs Sohn, versteht Ihr? Wer war mit Euch?“

„Der von Katte“ —

„Der Rittmeister?“

„Nein, der Gensd'armelieutenant“ —

„Der verführt Ihn zu allen bösen Streichen; ich verbiete Ihm seinen Umgang. Ich lasse den Jungen auf die Wache setzen, und

wenn er sich ferner zu ihm hält, caſſiren. Es iſt Hochverrath, den Thronerben in liederliche Geſellſchaft führen.«

»Ew. Majeſtät, ich bin alt genug, um zu wiſſen« —

»Schweigt! Ihr wäret wohl alt genug, wenn Ihr auch beſonnen genug wäret. Ihr ſeid mir ganz aus der Art geſchlagen. Nie hat das Brandenburgiſche Haus ſolch einen Sproß gezeugt. Ihr deckt mein Haupt mit Kummer, das wiſſet nur!«

»Dieſe Vorwürfe, gnädigſter Papa, beugen mich tief und wie ich auch ſchon oft darüber nachdachte, ſo gelingt es mir doch nicht, zu erforſchen, worauf ſie ſich gründen.«

»Worauf? das wißt Ihr nicht? Nun ſo will ich's Euch ſagen. Ich mag keinen weibiſchen Schwächling erziehen, denn ich könnte nicht ruhig ſterben. Unſere Ahnen drehten ſich in ihren alten Särgen herum, und ich müßte mich ſchämen, dereinſt vor ihnen zu erſcheinen. Kenntet Ihr die Geſchichte Eurer Voreltern, ſo müßtet Ihr wiſſen, wie ſie ächte Ritter geweſen, voll Adel der Geſinnung und tüchtig der größten Thaten. So konnte es nur werden, daß Euer höchſtſeliger Herr Großpapa ſich aus eigener Machtvollkommenheit die Königskrone aufſetzte. Einem Menſchen von Seinem Schlage aber wäre das nie in den Sinn gekommen, und nehmet Euch daher nur in Acht — es könnte ſich fügen, daß trotz der Geburt, einem Andern doch die Ehre vorbehalten wäre, den Thron des Königreichs zu beſteigen.«

Der Prinz ſtand in gerader Haltung mit feſtgeſchloſſenen Lippen. Er war nicht im Stande ein Wort hervorzubringen, aber von ſeiner innern Bewegung zeugten die Thränen, die ſich in ſeinem Auge, wie in einem bis zum Ueberſtrömen vollen Baſſin geſammelt hatten. Der König fuhr fort.

»Was uns die Sitte gebeut und was jeden Mann, wenn er ein ächter Mann iſt, unterhält, das iſt für Euch nicht da. Ihr mögt nicht converſiren, Ihr könnt den Tabaksrauch nicht vertragen. Pfui, über das Milchgeſicht! Ihr blaſt lieber die Flöte, als den Rauch aus der Pfeife. Wenn Ihr ein Kunſtpfeifer werden wollt, mir Recht! für den Kronprinzen von Preußen wünſche ich ein anderes Inſtrument. Oder glaubt Ihr Euere Unterthanen werden Euch immer nach Euerer Pfeife tanzen? Ihr verſchmäht einen kühlen Trunk aus dem ſchäumenden Kruge und mögt lieber den ſüßen Schaum vom Franzenwein ſchlürfen. Alles Vaterländiſche widert Euch an! Wißt Ihr, daß das Verrath iſt? Macht Einer einen derben, deutſchen Spaß, ſo rümpft Ihr die Naſe, aber über einen welſchen Witz, der Leib und Seele vergiftet, da ſpintiſirt Ihr

Tage und Nächte lang, bis Ihr's heraushabt und könnt Euch darüber zu Tode freuen. So kann's nicht bleiben, das sag' ich Euch! Bezwingt Euer böses Naturell, kämpft dagegen an und ich werde Euch ein gnädiger Vater sein!« —

Der Prinz ergriff die herabhängende Hand des Vaters, der es ja so gut mit ihm meinte, und die Thränen ließen sich nicht mehr zurückhalten. Dies rührte den guten König, allein es war ihm doch nicht recht, den achtzehnjährigen Jüngling, indem er gern einen Helden nach seinem Schlage gefunden hätte, so weich zu sehen.

»Fritze, Fritze, was ist das?« rief er, die Hand schnell zurückziehend. »Ich glaube gar, Er weint! Sieh' einmal, Fritze, so ein weibisches Wesen steht doch wahrhaftig nicht gut zu Schärpe und Portd'Epee. Was soll daraus werden?«

Der Prinz stand wieder steif und gerade da, und unterdrückte die Regung des Gefühls, die ihn augenblicklich übermannt hatte.

»Du mußt heirathen, mein Sohn,« fuhr der König gütig fort, »wir haben bereits eine Partie für Dich bestimmt. Mit der englischen Prinzeß ist es nichts, trotz aller Intriken und Kabalen, nichts. Deine Mutter soll ihren Eigensinn nicht durchsetzen und ihre Clique noch weniger. Ich will ihnen schon durch den Sinn fahren. Du bekommst eine deutsche Prinzessin, aus gutem Hause, die schleppt Dir nicht so viel fremdes Gesindel ins Land, als die Engländerin, und macht nicht so große Ansprüche. Die hebst Du zu Dir empor und bist nicht ausgesetzt, daß Deine Frau die lächerliche Prätension vom Gegentheile hat.«

»Ew. Majestät mögen noch nichts bestimmen, bis daß ich« —

»Etwa mich verliebt habe?« rief der König, wieder ungeduldig werdend. »Ein Kronprinzen-Herz wird nicht gefragt. Hier schließen andere Rücksichten die Bande der Ehe, als bei dem simplen Edelmann oder Bürger« —

»Ach, warum bin ich nicht als solcher geboren« — sprach leise der Prinz vor sich hin.

»Danket Gott, daß ich nicht gehört haben will, was Ihr so eben gesagt habt,« sprach der König wieder erzürnt. »Von meinem Plane zu Euerer Vermählung ein andermal. Für Heute nur noch dieses, daß Ihr regelmäßig in die Tabagie auf dem Schlosse zu kommen habt und an den Unterhaltungen Eueres Vaters hübsch Antheil nehmet. Auch werdet Ihr dort, bei aller Freiheit der scherzhaften Gespräche, doch auch mitunter ein Wort hören, was

Euch zum Ernſt und zum Nachdenken ſtimmen kann. Dies mein Wille — marſch!“ —

Der Prinz entfernte ſich ſtumm.

„Daß Ihr nicht auf der Parade fehlet, will ich Euch noch inſinuirt haben!“ rief ihm der König nach.

Was in der Bruſt des Forteilenden vorging, iſt ſchwer zu beſchreiben. Gekränkter Stolz, das Gefühl ſeiner Würde wie ſeiner Ohnmacht, die Ausſicht in eine getrübte Zukunft. Trotz des Verbotes ſtand es feſt in ihm den vertraulichen Umgang mit Katte nicht aufzugeben; ihn ins Schloß kommen zu laſſen, war jedoch zu gewagt: er nahm ſich vor, den Freund öfter in ſeiner Wohnung aufzuſuchen. Doch ehe er noch dazu kam, ihm ſein Herz aufzuſchließen, begegnete ihm Jemand, der ein mindeſtens eben ſo großes Recht darauf hatte. Dies war die Prinzeſſin Wilhelmine, ſeine Schweſter.

6.

Sie zog ihn in ihr Zimmer, aus dem ſich die vertraute Erzieherin der Prinzeſſin ſogleich entfernte. Der Prinz theilte ihr in der heftigſten Aufregung den Vorgang beim Könige mit. Die Prinzeſſin war ſchlau und klug und nahm an den kleinen und großen Hausintriken der Camarilla ihrer Mutter ſeit lange ſchon den thätigſten Antheil. Sie war — obgleich eben ſo wie alles Uebrige am Hofe der rauhen Strenge des Königs unterworfen — doch wegen ihres ſcharfen Geiſtes gefürchtet, wegen ihres beißenden Witzes und der Sarkasmen, die ſie nach allen Richtungen losſchoß, auch wohl gemieden. Niemand, der bei Hofe erſchien, konnte ihren wahren oder falſchen, immer boshaften Bemerkungen entgehen, beſonders erſtreckten ſich dieſe auf die weiblichen Perſönlichkeiten. Das Gemüth wurde bei dieſen Eigenſchaften ſehr in den Hintergrund gedrängt: ihre Zuneigung äußerte ſich nie ungezwungen als nothwendige Bedingung, ſie hatte ſtets einen herben Beigeſchmack. Selbſt der König und die Königin mußten ſich von der Prinzeſſin eine ſcharfe Kritik ihrer Handlungen gefallen laſſen, nur der Kronprinz war vielleicht die einzige Perſon, welche in dieſem Herzen eine ganz ungetrübte, ſchweſterliche Neigung entzündet hatte.

Nachdem der erſte Erguß der Mittheilung des Prinzen vorüber war, fragte ihn die Prinzeſſin:

„Wir ſind allein, ſprich offen, was gedenkſt du zu thun?“

„Was bleibt mir übrig, als den Hof zu verlaſſen, wo ich

täglich mich den gröbſten Mißhandlungen ausgeſetzt ſehe. Oder ſoll ich noch als Mann der Zuchtruthe des Vaters unterworfen ſein? Muß ich nicht den Sohn des letzten Bürgers beneiden? Nein, ich ertrage es länger nicht, ich fliehe mein Vaterland, ich gehe nach Frankreich oder England, wo ich Freunde habe« —

Die Prinzeſſin hielt ihm mit beiden Händen den Mund zu und blickte ängſtlich um ſich.

»Du weißt nicht, was Du frichſt — das nur zu denken, iſt ſchon Hochverrath. Und hätteſt Du hier keine Freunde, junger Mann? Nicht die meine ich, die Du dafür hältſt und die Du mit Deinem Umgange beehrſt, — nicht Deinen Buſenfreund Katte, der ſich in lauter Thorheiten vergräbt und die Zeiten der Amadiſſe wieder heraufbeſchwört, mich geradezu für eine verwünſchte Prinzeſſin hält und mich befreien will — ſag' ihm beiläufig, er möge ſich die unnöthige Mühe nicht geben — nein, nicht die ſind Deine Freunde — ſondern andere, in den Geſchäften gewiegte Männer intereſſiren ſich für Dich. Mama hat ganz im Stillen mit wohlberechnender Klugheit alle Minen ſpringen laſſen und ihr Sieg iſt unbezweifelt. In dieſem Augenblicke wird ein außerordentlicher Botſchafter von England eintreffen, der meine Hand für den Prinzen von Wales und Deine für die Prinzeſſin Amalie alles Ernſtes begehrt. Was der Eigenſinn Papas nur fordern konnte, iſt im Voraus bewilligt. Der Sir Hotham hat Carta bianca. Deine Braut erhält eine Mitgift von hunderttauſend Pfund und Du wirſt Königlich Großbritanniſcher Generallieutenant und Statthalter von Hannover. Willſt Du noch mehr? Biſt Du dadurch nicht wie mit einem Zauberſchlage allen Mißhandlungen entriſſen und ſchon jetzt in eine Sphäre getragen, die Deiner vollkommen würdig iſt? Wer wollte jetzt noch ſolch unwürdige Gedanken hegen von Flucht? Antworte mir, ob Du nicht vollkommen mit dieſer Wendung Deines Schickſals zufrieden biſt?«

Friedrich ſtand überraſcht, ohne Worte, ſeiner Schweſter gegenüber. Er fragte nur, ob es denn wahr ſei und ob ihr warmes Mitgefühl ihn nicht täuſchen wolle, um ſein empörtes Gemüth zu beſchwichtigen, und ihn von dem — nach ihrer Meinung — gefährlichen Vorhaben des Entweichens abzubringen. Aber die Prinzeſſin zeigte ihm Schreiben, die ihr von befreundeten Perſonen zugekommen waren und die jeden Zweifel des Bruders hoben. —

Schon am andern Tage erfolgte wirklich die Ankunft des Sir Hotham und das Staatsgeheimniß wurde zum Stadtgeſpräch. Die gute Stadt Berlin freute ſich nicht wenig, denn bei ſolchen Gelegen-

heiten pflegte ſich der gewöhnlich ſo ſtrenge Haushalt Friedrich Wilhelms als ein königlicher zu zeigen. Man ſprach ſchon davon, daß eine ſeltene Pracht bei Gelegenheit dieſer Doppelvermählung entwickelt werden ſollte. Koſtbare Geſchenke ſollten vertheilt, und vor Allem ein gediegenes Silberſervice, auf das der König ſtets große Stücke hielt, für die hohen Brautpaare angefertigt werden, das mit den ſilbernen Trumeaux und Tiſchen, ſo wie mit der damals weltberühmten maſſiven Silbergallerie im Königlichen Schloſſe zu wetteifern im Stande wäre.

Während nun nach dem gemeinen Ausdrucke am Hofe wie in der Stadt der Himmel voller Geigen hing, zogen ſich im Stillen kleine Wölkchen zuſammen, die ein großes Wetter verkündigten, das alle Freude mit einem Male trüben ſollte.

Die kaiſerliche Parthei am Hofe — welche aus dem, in der Preußiſchen Geſchichte unter dem Namen des alten Deſſauers wohlbekannten Fürſten Leopold von Deſſau, den beſondere Verhältniſſe mit Wien befreundeten, dann aus dem feinen und ränkevollen kaiſerlichen Geſandten von Seckendorf und dem erſten Miniſter Friedrich Wilhelms, dem Generallieutenant von Grumbkow, beſtand — war wohl auf ihrer Hut geweſen und bereits von allen Vorgängen in London ſeit lange hinlänglich unterrichtet. Sie wußte, daß dieſe noch engere Verbindung der Königlichen Häuſer von Preußen und England, die ſchon in Schwägerſchaft zueinander ſtanden, nicht nur ihren großen Einfluß auf den König gänzlich vernichten würde, ſondern daß man ſelbſt ſo weit gegangen war, die Abſetzung und Entfernung Grumbkow's zu verlangen, und dieſen Schritt zur einzigen Bedingung zu machen, um dem Könige von Preußen alles Uebrige zu bewilligen, was er nur wünſchen und verlangen würde.

Die Gefahr für den Miniſter war groß. Er hatte ſich nicht nur durch ſeinen Geiſt und ſeine großen Talente in der Adminiſtration auf den erſten Platz der Monarchie erhoben, ſondern auch durch Witz und anmuthige Geſellſchaftsgaben, die ſich leichtlich in Alles ſehr wohl fügten, auf Alles eingingen, nichts ſtörten, und jedem Geſchmacke ſich bequemten, dem Könige und ſeinem Hofe auch in dieſer Beziehung perſönlich unentbehrlich gemacht. Neben dieſen glänzenden Eigenſchaften war Grumbkow jedoch Beſtechungen zugänglich, und ſein bedeutender Einfluß konnte ſich wohl nach der Größe der Summe auf eine oder die andere Seite neigen. Im Gefühl einer nicht zu genau berechneten Sicherheit ging er dabei ziemlich offen zu Werke, und es ging zu einer gewiſſen Zeit das Gerücht, daß der Hausbofmeiſter des Miniſters ziemlich bedeutende

Rechnungen mit lauter neuen Cremnitzer Ducaten ganz gleichen Gepräges bezahlt habe. Eben so überließ er sich aber auch nicht selten den Eingebungen seines Witzes über den König und das königliche Haus in seinen vertrauten Briefen, aus denen ihm leicht gefährliche Händel erwachsen konnten.

Mit diesen wichtigen gegen den allmächtigen Minister zeugenden Belegen ausgerüstet, die man sich auf verschiedene Wege zu verschaffen gewußt hatte, erschien nun Englands außerordentlicher Botschafter in Berlin, und wenn es ihm gelang, diese dem Könige unvorbereitet zu übergeben, so wäre der vernichtende Schlag für Grumbkow fast unvermeidlich gewesen. Allein dieser hatte eben seine getreuen Agenten in London, die ihm von Allem zur rechten Zeit Nachricht gaben, damit er die Gefahr abwenden konnte. —

Es war ein milder Abend. Der werdende Frühling hauchte zum ersten Male recht warm und thauig durch den Thiergarten, und die langen Kiefernäste strömten ihren würzigsten Duft aus, als ein leichter Reisewagen unter ihnen dahinrollte. Kaum am Herrenhause, dem damals renommirtesten Gasthofe Berlins, angekommen, sprang ein schöner Mann aus, und nicht achtend der steifen Becomplimentirungen des Eigenthümers Nicolai, holte er nur ein kleines, reichverziertes Kästchen aus dem Wagen, warf den Mantel ab, und eilte dem Schlosse zu. Die hohe, stattliche Gestalt, in Scharlach und Gold gekleidet, schritt stolz, mit emporgehobenem Kopfe über die Straße. Die Einwohner Berlins, die seit mehren Tagen schon von den Vermählungen sprechen gehört hatten, guckten dem Fremden neugierig nach, und flüsterten einander zu: der Prinz von Wales selbst sei angekommen, um seine schöne Braut zu überraschen, und habe ihr das Hochzeitgeschenk mitgebracht. Sie meinten nämlich nichts Anderes als das Kästchen damit, das der Fremde unter dem Arme trug.

Dieser ging aber gerade auf die Zimmer des Kronprinzen zu, der mehr in banger Erwartung als in seliger Hoffnung dasaß, und nur das völlige Hereinbrechen des Dunkels abwarten wollte, um sich dann zu Katte zu begeben. Gewisse Aeußerungen seiner Schwester regten ihn an, seinem Freunde Vorsicht und ein gesetzteres Betragen anzuempfehlen. In dieser Stimmung überraschte ihn der Besuch, der zu dieser Stunde im Vorzimmer Niemand gefunden hatte, und den Augenblick, wie es schien, benützte, um sich unangemeldet vorzustellen.

„Quanz!“ schrie der Kronprinz voll Freude, und umarmte den Eintretenden, „Quanz! welch ein guter Engel sendet Dich zu

mir! O jetzt fällt die Laſt von meiner Seele, nun ich Dich habe mit Deinen himmliſchen Tönen! Nichts auf der Welt hätte die Verſtimmung meines Innern ſo milde und göttlich löſen können als Du!“

Es war der erſte Hoftötiſt des Königs von Polen, den Friedrich bei deſſen Beſuch in Berlin kennen gelernt und liebgewonnen hatte. Er wurde ſeitdem von Zeit zu Zeit von ſeinem Herrn an den Preußiſchen Hof geſandt, um ſeine weit berühmte Kunſt dort glänzen zu laſſen, und der Kronprinz, der in dieſem Genuſſe ſchwelgte, war des Virtuoſen Schüler geworden, und hatte mit ihm ein inniges Bündniß geſchloſſen.

Nach kurzem Geſpräche wurde das Käſtchen geöffnet, das Quanz mitgebracht hatte, die Flöte herausgenommen, und er und Friedrich ſpielten nun Duette, und hoben ſich in Sphären, bis zu welchen die niedrigen Kabalen, wie ſie in der Welt umherkriechen, nicht reichen konnten.

Unterdeß aber gingen noch am ſpäten Abende der Fürſt von Deſſau, Seckendorf und Grumbkow zum Könige, um ihm vorzuſtellen, wie der engliſche Geſandte in der Audienz am andern Morgen von ihm fordern würde, den Miniſter als Opfer der Dorrelheirath zu liefern, und wie demnach England offen damit zu Werke gehe, dem Könige ſeine aufrichtigſten Diener und treueſten Rathgeber zu entziehen, um ſeinen eigenen Einfluß deſto ſiegender zu machen.

Der König, in ſeiner einfachen Geradheit, erwog nicht lange Umſtände und Verhältniſſe, die Männer, die vor ihm ſtanden, hatten ſchon lange ſein Vertrauen, gegen England ſträubte ſich ohnehin ſchon ſein Weſen, als etwas Fremdes. Er für ſich wollte ja ſeine Kinder am liebſten mit deutſchen Fürſtenhäuſern vermählt ſehen. Er verſicherte daher ſogleich, er wolle den engliſchen Antrag aufnehmen, wie er es verdiene, und erhitzte ſich dabei ſo bedeutend, daß er ein Fenſter nach dem Schloßhofe öffnete, um ſich hinauszulegen.

Da ſah er das erleuchtete Zimmer des Kronprinzen, und die ſanften Töne der beiden Flöten ſchwebten friedlich zu ihm herüber. Sie fachten aber nur den Zorn des Königs ſtärker an.

„Trotz meines Verbotes bläſt der Fritze die Querpfeife? Wart', das ſoll ihm ſchlecht bekommen!“ ſagte er, und mit den Worten: folgt mir, ihr Herrn! nahm er raſch ſein ſpaniſches Rohr und verließ das Zimmer. Die Andern gingen hintendrein, zwar nichts Gutes vorherſehend, doch von der Stimmung des Monarchen das Beſte für ſich und ihre Plane erhoffend.

7.

Stark dröhnte der Schritt des Königs durch die langen, schwacherhellten Gänge des Schlosses. Wenn aus der Ferne irgend ein Mensch ihn hörte, so wich er aus, so gut er konnte, bog in einen Seitengang, oder duckte sich, wenn es nicht anders möglich war, ganz unscheinbar in einen Winkel; denn solche unverhoffte Begegnungen mit dem allergnädigsten Herrn waren nur in sehr seltenen Fällen wünschenswerth. Ein Gedanke, der ihm dann augenblicklich durch den Sinn fuhr, erzeugte eben so schnell eine kurze Frage, und wurde diese nicht gehörig beantwortet, so konnte der vom Hofe unabhängigste Bürger die traurigste Erfahrung machen, daß der König sein spanisches Rohr mit kräftiger Faust wohl zu handhaben verstand. Man wußte davon eine Menge Fälle zu erzählen.

Zu jenen, welche das starkdröhnende Auftreten des Königs vor sich herscheuchte, gehörte auch ein junger Mensch, der flink wie ein Gnom, im dunkeln Mantel, seitwärts einbog, und nun — den Weg genau kennend — durch Winkel und Seitengänge fortstürmend, athemlos die Thüre des kronprinzlichen Gemachs erreichte, und bleich wie der Tod hineinstürzte.

Diese plötzliche Unterbrechung des sanften Flötenduos erschreckte die Künstler nicht wenig, und der Kronprinz hatte kaum Zeit, die Worte hervorzubringen: „Mein Gott! Katte, was ist Dir?“ als dieser mit dem Ausrufe: „Ihr Vater selbst —“ Quanz, die Flöte und die Musikalien mit sich fortriß in ein dunkeles, anstoßendes Kabinet, das dem Prinzen als Garderobe diente. Es war die höchste Zeit. Der Prinz stand im goldbrocatenen Schlafrocke, mit aufgelöstem, flatterndem Haare da, wie er es zu lieben pflegte, wenn er sich von dem Zwange unter den väterlichen Augen entbunden fühlte. Er hatte jetzt Besinnung genug, den Schlafrock schnell in einen Winkel zu werfen, und lieber den unerwarteten königlichen Besuch in Hemdsärmeln zu empfangen, als sich neuen Vorwürfen auszusetzen. Die gefürchteten Schritte dröhnten jetzt näher und näher; der Prinz that sich Gewalt an, und suchte mit anscheinender Ruhe seinem Instrumente noch Töne der Rührung zu entlocken. Wohl wußte er zwar, daß das Herz des Vaters solchem Zauber verschlossen blieb, doch wollte er dadurch Unbefangenheit heucheln.

Die Thüre wurde aufgerissen; der König stand auf der Schwelle, hinter ihm Grumbkow und Seckendorf; der Fürst von Dessau, der wegen eines Anfalls von Podagra, nicht so schnell hatte folgen können, benützte diesen Vorwand umzukehren, damit er nicht Zeuge

einer Scene sein durfte, von der er voraussetzte, daß sie sein weiches Herz empören würde.

„Entarteter!“ schrie Friedrich Wilhelm wüthend, und das Blut trat ihm bis in die Augen, „so sind' ich Euch denn in einem Euer würdigen Aufzuge, und bei einer ganz entsprechenden Beschäftigung! Da seht, meine Herren, wie der Unwürdige es treibt, und wie er den Befehlen seines Vaters nachkommt.“

Der Prinz hatte sich alsbald wie gewöhnlich in gerader Haltung an die Seite gestellt, aber sein Vater stürmte an ihm vorüber, und warf Noten und Bücher, Instrumente und Möbel, wie ein Wüthender, über den Haufen. Endlich fand er den glänzenden Schlafrock, und hob ihn an der Spitze seines Rohres hoch in die Höhe:

„O seht doch, die schöne Trophäe!“ rief er dabei, „ein würdiges Prachtstück in der Garderobe meines Sohnes. Preußen, freue dich über deinen jungen Helden, der wie ein Komödiant sich putzt und Flöte bläst; er wird einst dein Glück auf eine Weise befördern, daß sich die Ahnen darüber in ihren Gräbern umherwälzen werden. Pfui, Ihr weibischer Knecht! ich kann Euch nicht lieben, nicht achten“ — sprach er hierauf zum Prinzen gewendet und den Stock aufhebend — „doch nein. Du bist nicht mehr werth, von meiner Hand gezüchtigt zu werden —“

Die Begleiter des Königs waren schnell hinzugesprungen, um dem zu einer entsetzlichen Gewaltthätigkeit gereizten Vater in die Arme zu fallen.

„Vater!“ sprach Friedrich, mit einer Stimme, welche die kälteste Entschlossenheit verrieth, „tödten Sie mich, aber beschimpfen Sie mich nicht. Thun Sie an mir wie Philipp der Zweite, wie der Czaar an ihren Söhnen gethan. Sie haben die Macht dazu, und der Tod des Entarteten wird Ihnen keine Reue verursachen. Ich beschwöre Sie darum, mir das Leben zu nehmen, ich ertrag' es nicht länger!“

„Eure Intriken mit fremden Höfen böten mir dazu ein gutes Recht,“ entgegnete der König, „vor Gott und der Welt hätte ich keine Anklage zu befürchten, und vor Reue wäre ich gesichert. Denn ein Sohn wie Ihr, der gegen seines Vaters Willen Alles thut, und sich auf Schleichwegen um Partien bewirbt, die ihm untersagt worden, verdiente Strafe, und ist bei diesen Dingen das Interesse seines Landes gefährdet, die härteste. Diese Herren, die mit mir gekommen sind, wissen Alles, darum sprecht, wie steht Ihr mit dem König von England?“

„Ich verstehe Ew. Majestät nicht“ — versetzte der Prinz.

„Welche landesverrätherische Plane sind tramirt worden? — warum erscheint nun ungerufen der außerordentliche Botschafter von England? — welche Absichten hat man? — Nicht wahr? Die aufgehende Sonne wird sich der Insel freundlicher zeigen? — Nur fort, fort, mit dem alten Plunder! Nur schnell den alten, bärbeißigen, plumpen Haudegen bei Seite gebracht, und dem jungen König gehuldigt, der fränkische Sitten, welsche Kunst und englisches Gold unter die Leute bringen wird. Doch, Gott sei Dank! die Intrike ist verrathen, die Cliaue gesprengt. Glaubst Du, mein Kerl, daß wir geschlafen haben und nicht wissen, was vorgeht? — Der Empfang des Gesandten wird Euch morgen deutlich darthun, was Ihr zu hoffen habt!“

„Mein König und Herr, ich verstehe Sie nicht, und weiß nicht, was Sie sagen wollen!“ sprach der Kronprinz, mit leichtem Kopfschütteln, um seine Verwunderung anzudeuten.

„Ihr häuft Vergehen auf Vergehen! Ihr seid ein Lügner und Heuchler dazu!“ schrie der König.

„Ew. Majestät!“ — rief der Prinz schmerzhaft aus, einige Schritte vortretend.

„Was wollt Ihr thun?“ sprach nun gelassener der König, dann voll Ingrimm hinzufügend: „glaubt mir, ich hätte nicht die Hälfte von dem ertragen, was Ihr, wenn mein Vater mir das geboten hätte. Ich wäre längst auf und davon gegangen. Ihr aber seid ein Feigling!“

Nach diesen Worten entfernte sich der König schnell mit seinen Begleitern. Der Prinz sagte „Gut“ vor sich hin und blieb wie angewurzelt stehen.

Nachdem es im Zimmer stille geworden war, schlichen die Entflohenen aus ihrem Verstecke behutsam hervor. Sie sahen trüb und entfärbt aus.

„Ich zittere und bebe an Leib und Leben!“ sprach Quanz, zuerst das Stillschweigen brechend.

„Ich bin nicht furchtsam, und trete jeder Gefahr kühn unter die Augen,“ sagte Katte, „aber in dem engen Loche da drinnen war mir doch nicht gut zu Muthe, weil ich die mögliche Entdeckung fürchtete, und mit ihr Schande, was jedenfalls ärger als der Tod. Dieser Schlupfwinkel hatte etwas Schmähliches, und doch war nichts Anderes im Augenblicke des Ueberfalls zu thun möglich, denn hätte der König Herrn Quanz und mich hier gefunden, so würde sein Zorn keine Gränzen gehabt haben, und Herr Quanz trägt noch dazu ein rothes Kleid, das er für den Tod nicht leiden kann.“

„Gut," wiederholte Friedrich dumpf, wie aus einer Betäubung erwachend, „er hat mir ſelbſt das Loſungswort in den Mund gelegt. Flucht!"

„Fliehen Sie zu uns, mein gnädigſter Prinz," fiel ihm der gutmüthige Künſtler ein, „Sie glauben nicht, welch ein Götterleben wir führen. Was hier als Schatten hart verpönt ſein würde, das umſchließt bei uns Fleiſch und Bein; die kühnſten Träume verwirklichen ſich. Unſer König iſt eine durch und durch poetiſche Natur, und wenn ich es zu ſagen mir erlauben darf: ſeine Liederlichkeit iſt von den genialſten eine."

„Bei Ihnen?" fragte Friedrich nachſinnend. „Und wer könnte mich dort vor dem Zorne meines Vaters ſchützen?"

„Wer? die Liebe" — fuhr Quanz fort. „Oder glauben Sie, der Eindruck, den Sie auf die himmliſche Gräfin Orzelska gemacht haben, als ſie hier am Hofe verweilte, ſei nur vorübergehend geweſen? Hier, dies Briefchen gab ſie mir an Sie mit, ich bin noch nicht einmal dazu gekommen, es Ihnen zu übergeben."

Friedrich empfing ein zärtliches Billet, das beim Oeffnen ſogleich einen durchdringenden Moſchusgeruch im ganzen Gemache verbreitete, er las es, und drückte es dann an die Lippen:

„Orzelska!" rief er aus. „Ach, wer nicht die Beſtimmung hätte, einſt ein Scepter zu führen, wie glücklich könnte der ſein! An der Seite dieſes himmliſchen Weibes durch's Leben zu fliegen, zu reiſen, ſich an der Kunſt zu erheben, mit den edelſten und geiſtreichſten Menſchen nur ſtets umzugehen, welch ein neidenswerthes Loos! Wie unglücklich bin ich!"

„Und warum könnten Sie das nicht ausführen? Fliehen Sie — ja — entſagen Sie dem traurigen Glanze dieſes Thrones. Glauben Sie mir, die Gräfin betet Sie an, ich weiß es von ihr ſelbſt, und ich darf mir ſchmeicheln, mit Hilfe meines Inſtrumentes die zarteſten Saiten ihres Herzens mitklingen zu laſſen. Mein König und Herr beſitzt in ſeinem weiten, polniſchen Gebiete Wälder, die nie der Fuß des neugierigen Reiſenden betrat. Ich ſelbſt bin nur durch ein Ungefähr davon unterrichtet worden. Dort liegen in faſt unzugänglichen Wildniſſen Schlöſſer, von alterthümlicher Bauart, die ein Wink der Macht in Zauberhallen umzuwandeln vermöchte. Dorthin ziehen Sie unbekannt mit der Gräfin, und verwirklichen Sie alle jene ſchönen Träume, die Sie beſeelen. Anfänglich unbekannt, dann mag die Kunde ſich über die Gränzen des Waldes, des Reichs, bis ans Ende der Welt erſtrecken, von dem glücklichen Weiſen, der im Schooße der Wildniß den Künſten

und Wissenschaften, der Liebe und Freundschaft lebt, und Wonne und Segen verbreitet. Niemand wird den eigentlichen Namen dieses ächten Philosophen wissen, Niemand wird ahnen können, daß es jener unglückliche, mißhandelte Prinz ist, der einem kleinen Throne entfloh, um sich den größeren selbst zu errichten, um sich einen Altar zu erbauen, an dem glückliche Menschen ihm opfern. O, folgen Sie diesem Plane, mein Prinz, beauftragen Sie mich, mit der Gräfin Alles abzumachen, ich hole Sie dann ab, ich entführe Sie in ihre Arme!«

Wäre ein freier Beobachter bei dieser Scene zugegen gewesen, so hätte er, als das Gespräch diese Wendung nahm, eine seltsame Bewegung in Katte's Zügen wahrnehmen müssen. Je beredter Quanz in seiner Schilderung wurde, desto mehr nahm sie zu. Katte's Auge blickte unverwandt auf seinen Freund, als wollte er aus den Aeußerungen seiner Miene auf die Wirkung schließen, welche die Worte des Virtuosen auf ihn machten, noch ehe eine Selbe diese Wirkung ausgesprochen. Es war aus diesem Allen ersichtlich, daß Katte Friedrich nicht lassen wollte, nicht lassen konnte, daß er es nicht ertragen würde, selbst der Liebe, selbst einer Orzelska aufgeopfert zu werden. Tief stammte es in diesem schwarzen, glühenden Auge: Dein will ich sein bis zum Tode, allein auch Theil will ich nehmen an Deinem Geschicke. Mir gehört ein Theil von Deinem Glücke, von Deinen Leiden, von Deiner Lust, von Deinen Gefahren. Sterben kann ich für Dich, Du aber darfst den Lebenden nicht aufgeben! So fest haftend mit dem Blicke, so hochathmend, lag etwas Dämonisches in der ohnedies finstern Erscheinung des Jünglings.

Friedrich schien nicht zu merken, was in der Seele seines Freundes vorging, er saß stumm dem Sprecher gegenüber, und als das Feuer seiner Rede sich steigerte, verschwand die Schwermuth nach und nach aus des Prinzen Zügen, und ein schmerzliches Lächeln schwebte um seine Lippen.

»O wie diese Künstler sich doch so leicht in Phantasien verlieren, wohin ihnen zu folgen anderen minder begabten Sterblichen so schwer wird. Alle Unmöglichkeiten, die Du da wie zu einem wunderbaren Bau vor mir aufthürmtest, schwebten mir schon vor, und ich träumte sie, für eine spätere Lebenszeit ausführbar, als das einzige Glück, das ich mir denken konnte, das mir erwünscht erschiene. Jemals in stiller Abgeschiedenheit einen solchen Kreis von hellen, aufgeklärten Denkern um mich zu versammeln, von Liebe, Freundschaft und Kunst ein Netz um uns herziehen zu lassen, und

der Freuden des Lebens mit hohem Bewußtsein zu genießen, dies würde mir das willkommenste Ziel meiner Tage sein, dies erhellte mir die Zukunft, und ließ mich oft über die rauhen Klippen der Gegenwart muthvoll oder gleichgültig hinweggleiten. Jetzt aber ist's anders gekommen. Dieser Augenblick entschied mein Loos. Ja, ich will fort, fort von hier, aber einen andern Weg als den von Dir bezeichneten einschlagen. Ich werde die schöne Orzelska sehen, aber um für dieses Leben von ihr Abschied zu nehmen. Ich gehe nach England, und Du, Katte, sollst mich begleiten!"

„Alles, Gut und Leben für meinen Fürsten, für meinen Freund!" rief hocherglühend der Jüngling, und eine schwere Last wälzte sich von seiner Brust.

„Gut, ich halte Dich beim Wort!" fiel ihm schnell der Prinz in die Rede, und ihm dann fest ins Auge starrend, fuhr er fort: „Was wir unternehmen, kann den Kopf kosten. Mit Besonnenheit wollen wir zum Werke schreiten, um des Erfolges sicher zu sein. Der Empfang des Gesandten wird für mein Vorhaben in England das Wort sprechen. Auf Deine Verschwiegenheit, Quant, kann ich mich verlassen!"

„Schweigsam wie das Grab!" erwiederte dieser, indem er seine Flöte in das Kästchen legte, und sich zum Aufbruche bereit machte. Auch Katte hüllte sich in den Mantel.

„Wir sprechen morgen weiter über unseren Plan, Wilhelm!" sagte der Prinz zu seinem Freunde, und reichte ihm die Hand, die dieser mit schüchterner Inbrunst an die glühenden Lippen preßte, und mit dem Flötenbläser das Zimmer verließ, ohne seinem vergötterten Freunde ein Wort sagen zu können.

Sie gingen bis an die Ecke des Schloßplatzes zusammen, dann trennte sich der Lieutenant von seinem Gefährten, und vertiefte sich in den damals noch krummen finstern Gassen Köln's an der Spree, bis daß er vor einem hohen, schwarzen Mauerwerk stehen blieb, aus dessen oberm Stockwerk noch ein matter Lichtstrahl herabfiel. Er klatschte dreimal in die Hände, das Fenster klang, und an langem Bindfaden wurde ein Schlüssel herabgelassen, mit dem er die Hausthüre öffnete, und die wohlbekannte Wendeltreppe hinaufeilte. Im kleinen, frischaufgeputzten Zimmer fand er seine hübsche Italienerin. Das Mädchen schmollte mit dem so spät Einsprechenden, und fuhr fort, sich die Karte zu legen, womit sie sich bis dahin unterhalten hatte. Katte war nicht in der Stimmung, das Siegel ihrer Verdrießlichkeit zu lösen. Er ließ sie gewähren, und drückte sich in einen Lehnstuhl, um sich seinen Gedanken ruhig zu über-

laſſen. Er hatte ſie aufgeſucht, um vielleicht — wäre ſie freundlich geweſen — in munterem Geſchwätz und zärtlichen Küſſen eine angenehme Stunde hinzubringen; jetzt dachte er nicht mehr daran; ſie zum Reden zu bringen, ihre langweiligen Vorwürfe hinzunehmen, dünkte ihm eine Mühe, die den endlichen Lohn nicht aufwog. Er wäre gern ſogleich wieder fortgeeilt, wenn ſie es zugelaſſen hätte, doch daran war nicht zu denken.

Wäre damals Schiller's ſchöne Schöpfung Poſa ſchon vorhanden geweſen, ſo hätte man glauben dürfen, ihr Abglanz ſpiegle ſich in der Seele des jungen Offiziers; ſo aber ſchuf er ſich ſelbſt dies Ideal hoher, aufopfernder Freundſchaft, und bildete daran mit liebender Sorgfalt umher. Wie mit Dichterphantaſie dachte er ſich in alle Lagen eines reichen, thatkräftigen Lebens ſtets an der Seite ſeines glänzenden Freundes; aus allen Gefahren glücklich hervorgehend, jedes noch ſo ungeahnte Wagniß kühn beſtehend, endlich zur Höhe gehoben, durch ſeinen Freund, der die angeflammte Würde erfüllend, das Scepter ergreift. Nun verlor er ſich in Träumereien von Völkerglück und Menſchenwohl. Er war ſelig in dem Gedanken, die Macht zu beſitzen, Gutes zu wirken ohne Hemmniß, wie der Trieb ihm gebot. Dies Ziel ſchien ihm zu erringen gewiß, er ſchwelgte in dieſen Phantaſien, aber ein Vorhang ſchien ihm noch etwas zu verhüllen. Sein Geſchick war noch nicht erfüllt mit dieſer glänzenden Zukunft, faſt bebend verſuchte er es, in Gedanken einen Blick auch in dieſes Geheimniß zu werfen. Es war kühner als Alles, wozu er ſich den Muth zutraute. In dieſes Brüten verſenkt, war ein halbwacher Schlummer über ihn gekommen, ein natürlicher Zuſtand, der ſich in ähnlichen Augenblicken unſer zu bemeiſtern pflegt. Er war ſich nicht mit Beſtimmtheit bewußt, ob er wachte oder ſchliefe; die Träume hatten ihn wie mit einem Nebel umfangen, und die Welt, die ihn in der Wirklichkeit umgab, war völlig für ihn verſunken. Unwillkührlich hatte er eine kleine Doſe aus der Taſche gezogen, ſeine Muskeln, die der nahende Schlaf löſte, waren nicht im Stande, ſie zu halten, ſie entglitt ſeiner Hand, und fiel klirrend zu Boden; er hörte es nicht mehr, und indem der Name „Wilhelmine“ ſeiner Bruſt wie ein Hauch entſtrömte, war er wirklich entſchlummert. — —

Die gellende Stimme des Mädchens erweckte ihn plötzlich wieder. Als er die Augen aufſchlug, ſah er ſie die Doſe in der Hand, die Augen rollend und mit den Zähnen knirſchend. Alles, was ihre Mutter ihr von italieniſchem Blute in die Adern gegoſſen hatte, war in toſendem Aufruhr.

„Alſo darum Dein Träumen!“ rief ſie. „Alſo darum Dein ſpätes Ausbleiben! darum dieſe Vernachläßigung!“ und die Thränen brachen hervor — ſie vermochte nichts mehr zu ſagen, und ſank zu ſeinen Füßen auf den Boden nieder. Obgleich ihre Hand krampfhaft die Doſe umſchloß, ſo ließ ſie ihn doch ruhig gewähren, als er ſie öffnen wollte, und leicht glitt das Kleinod, das in der That einen weiblichen Kopf umſchloß, in die ſeinige.

Katte bemühte ſich die Arme zu erheben und in den Lehnſtuhl zu ſetzen; allein ihre erſchöpften Kräfte ſchienen ſich bei ſeiner Berührung plötzlich wunderbar zu beleben, und ſie flog wieder auf ihren frühern Platz, an den kleinen Tiſch, wo die myſteriöſen Karten noch aufgeſchlagen waren. Beide Arme aufgeſtützt, verbarg ſie das ſchöne, leisweinende Geſicht in ihren Händen.

„Du biſt eine Thörin, Dich zu quälen!“ ſagte Katte ſehr ernſt. „Willſt Du mehr als Vergnügen? Sieh, was kann ich Dir anders bieten? Die Frau eines armen preußiſchen Lieutenants kannſt Du ja doch nicht werden, aus mehr als einem Grunde.“

Das Mädchen ſchauderte im Innerſten zuſammen, und blickte nicht zu ihm auf. Katte ſetzte ſich zu ihr nieder.

„Ich liebe Dich wahrhaftig, und meine Liebe iſt ſtark, ſie reicht wohl fürs Leben aus —“

Hier ſah ſie ihn an, mit einem bangen, wehmüthigen Blicke, in dem eine ſchwarze Ahnung deutlich ſchimmerte, ihre bleichen Lippen bewegten ſich, und brachten mit Anſtrengung die Worte heraus: „Ihre Stärke entſpricht der Kürze dieſes Lebens. Hier liegts auf dem Tiſche.“

Er forſchte, er drang in ſie. „Ich weiß nicht!“ war Alles, was er von ihr herausbrachte. Er ließ ihr nun Zeit, ſich zu ſammeln. Sie war wieder ganz zu ſich gekommen und brach in Klagen aus.

„Wer iſt das Mädchen, daß Du auf der Doſe haſt?“ fragte ſie ihn. „Du haſt das Bild gemalt; ich wollte wetten! Du haſt mich ja auch gemalt. Du biſt ein Meiſter. Dir iſt es gleich, blond oder ſchwarz; Du verſtehſt die Farben zu miſchen. Mir malteſt Du ſo ſchöne, ſchwarzglänzende Haare. O, ſie hat herrlichere, ſie glänzen wie Gold!“

„Glaubſt Du, daß ich Dir ein Geheimniß daraus machen will?“ fing er an. „Es iſt —“

„Ich will's nicht wiſſen!“ ſchrie ſie nun mit einem Male heftig, wie im Wahnſinn. „Ich könnte — wenn ich's wüßte —“ ſie ſtockte.

Ihr Ausdruck hatte etwas Schreckliches angenommen. Katte war verstört. Ihre Heftigkeit war ihm nicht unbekannt, so aber hatte er sie noch nie gesehen. Er nahm Hut und Mantel, und schickte sich zum Weggehen an; sie schwieg immer.

„Die schöne Beschäftigung, in der ich störte, hatte alle Deine Lebensgeister auf eine merkwürdige Weise aufgeregt," sagte er, zum Abschiede gerüstet vor ihr dastehend. „Vielleicht war es eben, daß ich Dich störte, was Dich in diese ungehaltene Laune versetzte. Weißt Du was? Wenn ich noch bleiben soll, so schlage mir die Karte. Ich möchte mein Prognosticon aus Deinem schönen Munde hören. Wenn Du da Deinen Zorn recht an mir auslassen willst, so darfst Du mir ja nur recht abscheuliche Dinge prophezeihen. Also hurtig, mein Herzchen! ich setze mich zu Dir!"

Sie machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Nun laß doch einmal Deine Laune fahren! Nur zu! Ich möchte wissen, was mich in der nächsten Zukunft erwartet, an Deiner Seite erwartet. Ist es Recht, daß Du nur immer für Dich die Karte schlägst, und nie an mich dabei denkst?"

„Nicht an Dich?" sagte sie sanft. O Du Armer! den ganzen Abend legte ich sie ja nur für Dich! Verlange es nicht zu wissen!"

„Da haben wir's!" rief der junge Mensch rasch, erfreut, auf solche Weise das Mädchen in einen andern Ideenkreis gebracht zu haben. „Nicht wahr? Trauer und Elend! Kummer und Gram! Untreue, flatterhaft, bei zehn Mädchen falsch, bei der elften treu! Nun, so leg's nur noch einmal; in meiner Gegenwart, gib Acht! wird sich's gewiß ganz anders gestalten!"

„Weil Du's denn so willst, und weil ich's gern hoffe!" sprach sie gezogen. Hierauf begann sie die Karten zu mischen und mengen, viele, vielemal; es ward ihm schwindlig, wie er die feinen, weißen Finger mit so zauberhafter Behendigkeit lange Zeit durch die bunten Blättchen fliegen sah. Endlich legte sie das Spiel vor ihm nieder; er mußte dreimal abheben. Jedesmal betrachtete sie die unterste Karte, und warf dann seufzend einen Blick auf ihn. Er wollte lachen, aber es ging ihm nicht von Herzen. Die Zimmerluft schien ihm drückend; er ließ einen Knopf nach dem andern an seinem Kollet springen. So saß er ihr nun gegenüber, den trüben weissagenden Worten von ihren schönen Lippen horchend, und er wurde immer bleicher dabei, ein kalter Schweiß rieselte von seiner Stirne; er glaubte ein schreckliches Gesicht zu haben. Er wollte sie bitten, einzuhalten, allein — wie von einer innern Gewalt getrieben, ließ sie sich nicht wehren, und erst als sie die Worte

geſprochen: „Du ſtirbſt eines gewaltſamen Todes — da! — ſieh nur her!“ — warf ſie die Karten zuſammen.

Noch einige Augenblicke ſaß er dem Mädchen gegenüber, das bleich, überwacht, von der vorhergegangenen Scene noch angegriffen, mit den weitaufgeriſſenen, ſchwarzen Augen, gleich einer unheimlichen Seherin ihn anſtierte. Ihre Arme hingen ſchlaff herunter; ihr Mund war halbgeöffnet; es war ein Bild, das jetzt zu keinem Genuſſe einladen konnte, gleich wie es keinen begehrte. Katte ſchlug bebend den Mantel zuſammen, und ohne ein Wort zu ſprechen, ſtürmte er fort. Das Mädchen ſtarrte ihm nach; dann ſchlug es wie in plötzlich ausbrechendem Wahnſinn eine grelle Lache auf, bekreuzte ſich, ſchloß die Thür und warf ſich aufs einſame Lager. „Er iſt mir treulos!“ wimmerte ſie ſtill in ſich hinein.—

Als die Italienerin verſtört erwachte, war ihr das Ereigniß wie ein Traum, alle Phantome waren glücklich zerſtoben, und ein früher Tag leuchtete mit bleichem Lichte auf die zierlichen Gegenſtände des kleinen Zimmers.

8.

Wilhelm von Katte ſtammte aus einer ſehr geachteten Familie. Sein Vater ſtand als General in Königsberg, ſeine Mutter war eine geborne Gräfin von Wartensleben, deren Vater der alte, hochverdiente Feldmarſchall dieſes Namens war. Seine Jugend hatte er in der alten merkwürdigen Stadt verlebt, die weit hinausgeſchoben an dem äußerſten Gränzbezirke deutſcher Sprache und Geſittung in ihrem Schooße viele Elemente des Slaventhums bewahrte, welche in dem ſtark belebten Verkehr mit den Nachbar-Ländern beſtändige Nahrung fanden. Damals hatte Kant's allgewaltige Leuchte noch nicht dieſen Winkel an der Oſtſee erhellt, und die mit ihm lebenden reichen und für die Humanität raſtlos ſtrebſamen Geiſter noch nicht jene zahlreichen Wallfahrten alter und junger Wißbegieriger nach der Königsburg Ottokar's, auf dem Hügel am Pregelſtrome herausgefordert. Dieſe lag vergeſſen und vernachläſſigt, ſelbſt von den Herren, die ſie beherrſchten. Keine gebahnten Straßen führten dahin, eine Reiſe nach Königsberg bot ungeheure Mühſeligkeiten, und verlangte ſchon einen bedeutenden Grad von Muth, und obgleich von dem Lande ſelbſt das Beſte verlautete, von dem fleißigen Anbau und dem Ertrage faſt Wunderbares berichtet wurde, ſo ſtanden doch die Bewohner in einem gewiſſen befremdenden Rufe. Man gefiel ſich darin, ſie im Vergleich mit

den Bewohnern der Marken als Halbbarbaren zu schildern, man nannte sie Mordbrenner, der häufigen Brandfälle wegen, welche die Städte und selbst zu vielen Malen die Hauptstadt größtentheils in Asche legten. Dazu kam, daß die Pest, der furchtbare Gast, erst kürzlich dort eingekehrt war, und fast ganz Litthauen zu einem einzigen großen Leichenfelde umgewandelt hatte. Dies hatte die Bewohner noch mehr von Deutschland vereinsamt, und fast gänzlich auf sich selbst beschränkt, so daß ihr originelles Gepräge im Innern und Aeußern, fremder Gestaltung und Fähigkeit unzugänglich, nur kräftiger sich ausbilden und deutlicher hervortreten konnte. Wer — wie ich — jene Provinz noch zu Anfange dieses Jahrhunderts genau kannte, wird sich einen richtigen Begriff davon machen können, wie es hundert Jahre früher dort ausgesehen haben mag.

Dergleichen Eindrücke aus erster Jugendzeit bleiben fortwirkend fürs ganze Leben, und geben dem sogenannten Ostpreußen eine Eigenthümlichkeit, die sich noch jetzt, wo Alles nähergerückt und nivellirt ist, nicht verleugnet.

Katte war eben auch anders wie die meisten Offiziere seiner Garnison. Sein Aeußeres trug einen durchaus slavischen Stempel; das Gesicht von einer stark gebräunten Farbe und fast zigeunerhaftem Zuschnitt war von den Blattern, deren wilde Zerstörungswuth damals noch durch nichts gemildert werden konnte, furchtbar zerrissen. Seine Augbrauen, stark und buschig, begegneten sich über der stumpfen Nase, und dies Alles zusammen, gab seiner keineswegs einnehmenden Erscheinung noch etwas Abstoßendes, so daß wohl keiner der jungen, zierlichen, schönen Offiziere des Gensd'armen-Regiments, welches als eigentliche Krongarde die Leibwacht des Königs bildete und die Söhne der ersten Geschlechter im Staate zählte, besonderes Verlangen getragen hätte, Katte's nähere Bekanntschaft zu machen.

Dieser versürrte aber durch den Mangel an kameradlichem Umgange keine Lücke in seinem Innern. Er hatte eine sorgliche Erziehung genossen und besaß darin einen Fund, der ihm die strengste Abgeschiedenheit erträglich gemacht haben würde. Er war aber zugleich von einem hohen Grade von Ehrgeiz beseelt, der eben auch aus der Einsamkeit reichere Nahrung zog, denn wo ließen sich wohl Projecte auf Projecte besser entwerfen, wo die frappantesten Hintergründe voll erfüllter Hoffnungen und erreichter Wünsche besser ausmalen, als wenn man über sich allein dasitzt und ungestört brütet? So war es auch mit Katte der Fall. Mit einer un-

glaublichen Gewandtheit im Denken überſtieg er alle Hinderniſſe, ebnete er alle Berge und nahm im Sturm ein, was er ſich vorgeſetzt hatte. „Mit Beharrlichkeit komme ich zum Ziel,“ war ſein Wahlſpruch.

Er war dem ſinnigen Kronprinzen, deſſen Weſen eben ſo ſonderbar von ſeiner übrigen Umgebung abſtach, erſt vor Kurzem bekannt geworden. Der Prinz war um ein Paar Jahre jünger, und beſaß ein für Freundſchaft bis zur Aufopferung geöffnetes Herz. Katte's Weſen zog ihn an.

Dieſer aber erkannte bald das Außerordentliche in ſeinem jungen Freunde. Auch der Prinz ſandte kühne Blicke voll Hoffnung in die entfernteſte Zukunft und ſo kam es, daß ſie ſich am Ziele begegneten. Es war nicht übertrieben, wenn Katte ſich durch die Geſtaltung dieſes innigen Verhältniſſes die Erfüllung manches gehegten Wunſches vorſpiegelte, die er in ruhigen Stunden dann wieder als eine Unmöglichkeit betrachten mußte.

Die gemeinſamen Neigungen Beider und die wechſelſeitige Ergänzung ihrer Individualitäten hatten den Bund bald feſt und feſter geſchloſſen. War der Prinz geeignet, Katte's Ausſichten einen feſten Haltpunkt zu verleihen, ſo war Katte's Wiſſen da, um dem forſchenden Prinzen glücklich auf die rechte Bahn zu helfen. Katte kannte die Alten in der Urſprache, der Prinz durfte nach ſeines Vaters ausdrücklichem Befehl weder Latein noch Griechiſch lernen. Es iſt bekannt, daß einſt, als auf die Frage des Königs an den Lehrer, was er jetzt mit dem Kronprinzen treibe, die Antwort erfolgte, daß er ihm aureum bullam erkläre, der erzürnte Monarch den Stock aufhob und ſchrie: „Wart, Halunke, ich will Dich beaureum bullam!“ —

Leidenſchaften, wie ſie bei kräftigen, an Geiſt und Körper geſunden Jünglingen nicht ſelten vorhanden ſind, verbanden beide Freunde nur deſto inniger. Sie flatterten wie Schmetterlinge von dieſer zu jener Blume, und genoſſen, wo ſie zugelaſſen wurden. Nahm der Prinz ſowohl durch ſeinen Rang, wie durch ſeine Perſönlichkeit mit leichter Mühe ein, ſo glaubte Katte, der wohl wiſſen mochte, daß Beides bei ihm nichts zum Vortheil in die Schale zu legen im Stande war, mit deſto größerer Kühnheit ſeine Angriffe machen, ſeine Siege verfolgen zu müſſen. Bis dahin hatte keine feſte, beſtimmte Neigung auf ernſtere Weiſe in ihrem Herzen Wurzel gefaßt, nur waren es zwei Gegenſtände, welche ſie mehr als Andere beſchäftigten, ihrem Kopfe zu denken, ihrer Seele zu empfinden gaben.

Bei der Anweſenheit Königs Auguſt von Polen in Berlin, der mit aller Pracht eines morgenländiſchen Herrſchers erſchienen war, und zu der prunkloſen Häuslichkeit Friedrich Wilhelms den grellſten Contraſt bildete, hatte der von ſolchem Glanze ſeltſam überraſchte Kronprinz die Bekanntſchaft der ſchönſten Dame gemacht, die als Stern und Mittelpunkt aller Feſte zu betrachten geweſen war, und hiedurch neben der ſchrankenloſen Bewunderung von der einen Seite eben ſo Neid und Bosheit von der andern hervorrief, welche unabläßig bemüht waren, die abenteuerlichſten und ſchmählichſten Gerüchte über ſie zu verbreiten.

So iſt das Bild der Gräfin Orzeloka auf uns gekommen, und wir vermögen jetzt nicht zu unterſcheiden, was wahr, was falſch daran iſt. Daß ſie ſchön war, ſo ſchön wie keine Dame beider Höfe zu damaliger Zeit, können wir mit Beſtimmtheit annehmen, da ſich alle Stimmen in dieſem Sinne über ſie vernehmen laſſen. Wahrſcheinlich iſt es, daß König Auguſt bald von dem Eindrucke ſich überzeugte, den die Gräfin auf den jugendlichen Kronprinzen von Preußen gemacht hatte, und daß er alle Urſache zu Beſorgniſſen hiedurch zu haben glaubte. Er ſuchte daher die Neigung ſeines Nebenbuhlers, denn er ſelbſt liebte die Gräfin, auf eine andere Fährte zu locken, indem er ihm eine mit den reichſten Verführungskünſten ausgeſtattete Venetianerin in der reizendſten und üppigſten Situation vorführen ließ, die jedoch auf den unverdorbenen Sinn des Jünglings keinen Eindruck hervorbrachte, vielmehr ſeine Leidenſchaft zu der unerreichbaren Schönheit, der er ſeine erſten Huldigungen dargebracht, nur ſtärker anfachte. Entfernt von ihr, unterhielt Friedrich einen zärtlichen Briefwechſel mit der Gräfin, die vielleicht an dieſe heftige Zuneigung des Thronerben manchen weitausſehenden Plan knüpfte.

Katte hatte die Blicke mehr unbeſonnen als kühn bis zum Throne erhoben. Friedrich's geliebte Schweſter Wilhelmine, die in ſtetem, vertrautem Verkehr mit dem Bruder ſtand, aber bei den am Hofe obwaltenden Drangſalen mancherlei Art nicht ſtets eine unmittelbare Berührung mit ihm unterhalten durfte, erhielt ſeine Mittheilungen auf die einfachſte, natürlichſte und unverfänglichſte Weiſe, durch Friedrich's Buſenfreund Katte, der als Gens'darmenoffizier oft bei Hofe geſehen wurde und bei keinem Feſte fehlte, wo ſich die Gelegenheit trefflich dazu darbot mit der Prinzeſſin ein Wort in halber Heimlichkeit zu wechſeln. Man weiß wie ſehr gefährlich dieſe halbe Heimlichkeiten ſind. Er war eitel genug, das Vertrauen, das ihm die Natur ſeiner Stellung zuzog, auf ſeine

Perſon zu übertragen und erlaubte ſich manches Wort, manchen Scherz, der unter jeder Bedingung ſtrenge Ahndung verdient hätte, von der lebhaften und geiſtreichen Prinzeſſin aber ohne Mißfallen aufgenommen wurde, da ſie in Katte ja den vertrauteſten Freund, den Schutzengel ihres Bruders zu ſehen glaubte. Das Benehmen beſtärkte ihn in ſeiner Verirrung und er wiegte ſich darin mit Entzücken. Er ſuchte jede Gelegenheit auf, die Prinzeſſin zu ſehen, hatte heimlich ihr Bild gemalt, das er in einer Doſe bei ſich trug und war unvorſichtig genug, von ſeiner Hingebung, von ſeiner Liebe gegen Bekannte zu ſprechen, wenn er gleich ſolche Aeußerungen vor dem Prinzen ſtets ſorgfältig zu verbergen bemüht war.

9.

Katte ſaß am frühen Morgen in tiefem Nachdenken auf ſeinem Zimmer. Er war keiner von den ſtarken Geiſtern. Die Schauſpielerin, von italieniſcher Abkunft, die ich der Kürze wegen, die Italienerin nannte, hatte ihrem ſpäten Gaſte, unwillig über die Störung, und in dem Gefühle ihrer erwachten Eiferſucht ſo viel Unglück prophezeit, daß es ihn wirklich furchtbar ergriffen hatte.

„Thor, der ich war, daß mich eine Kartenlegerin ſo erſchrecken konnte!“ dachte er bei ſich ſelbſt. „Sollte denn wohl dieſe elende Herrſchaft von langer Dauer ſeyn? Oder wäre es dem Zoyſe, dem Stocke, dem Taback und Bier vorbehalten, über dieſe ſchöne Welt ein eiſernes Scepter zu ſchwingen? Sollen wir nicht theilhaft werden einer freien Bildung wie ſie andere Völker beglückt, und ewig feſtgehalten werden durch Zwang und Geißel und zurückſinken in Nacht und Barbarei?

„Nein,“ fuhr er nach einer Pauſe in ſeinem trüben Monologe fort, „ich kann nicht untergehen in dem Kampfe, bis ich mein Ziel erreichte. Ich bin berufen im Glanze einer neuen Morgenröthe in die Welt einzuſchreiten. Alles deutet darauf hin, daß ſie nicht mehr fern iſt. Früher, mein Gott, wirſt Du mich nicht abrufen!

„Und was wag ich denn, wenn ich mit ihm entfliehe? Wird ihn das Vaterland nicht freudiger zurück empfangen, wenn er gebildet durch Erfahrung, genährt durch freiere Anſichten, ein erlauchter Geiſt erſcheinen wird, dort Aufklärung und Recht herrſchen zu laſſen, wo jetzt Beſchränktheit und Willkühr ihre abſchreckende Macht begründet haben? Werden ſie ihm nicht huldigen die beglückten Unterthanen, wie einen langerſehnten Gaſt ihn betrachten,

dem es heimisch wohl werden soll unter ihnen und dem sie daher den Weg ebnen und jede Freude willig bereiten werden?

„Ist es ein Verbrechen am Vaterlande, daß er einer Zwischenzeit entfliehet, die ihn ernstlich bedroht, da er sich jeder Gewaltsamkeit ausgesetzt, selbst sein Leben in Gefahr sieht? Sündigt er, wenn er statt hier zu verdumpfen und in Unthätigkeit hinzubrüten, auswärts Anknüpfungen zu machen sucht, die ihm und seinem Staate einst vom höchsten Werthe sein müssen?

„Nein, danken wird es ihm die Nachwelt, nur so kann er heilbringend seinem Lande werden. Nur durch die Flucht kann er sich retten. Wer vermöchte es zu verbürgen, ob nicht endlich Härte und Strenge dieses edle Gefäß so zerstören könnten, daß der jugendlich kräftige, aufwärts strebende Geist, verkümmerte und vertrocknete? Wär's nicht möglich, daß äußere Gewalt eine völlige Sinnesänderung in dem Jüngling bewirkte? Bewahrt uns die Geschichte nicht viele solcher Beispiele? Und müßte sich nicht Alles in uns empören, die wir im Stande sind, das Große, Ueberraschende, Einzige dieser Erscheinung zu würdigen, wenn wir sie zusammenschrumpfen sähen zu einem täglichen Gaste des Tabakcollegiums, der sich ergötzt an den hirnlosen Gemeinheiten betrunkener Hofnarren, der Wissenschaft mißachtet, für ächte Kunst keinen Maßstab besitzt, die Gelehrsamkeit zu Hundekünsten herabwürdigt, und endlich mit ruhigem Phlegma irgend einer kleinen, deutschen Prinzessin die Hand reicht, damit die Nachfolge gesichert sei und das glorwürdige Geschlecht nicht aussterbe!

„Wehe den schändlichen Mördern, die dazu zusammenstehen um solche Missethat an dem Edelsten zu vollbringen! Sie sind Verräther am Staate, an seinen heiligsten, höchsten Interessen; ich biete meine Hand nicht dazu! Ich entführe ihn den Schlingen, die hier auf ihn lauern: ich entführe ihn dem blinden Gehorsam gegen einen tyrannischen Vater, den Angriffen auf seine weiche Gemüthsart, den Aussichten auf eine gemächliche Ruhe, durch Entsagung und Aufopferung aller seiner Lieblingsneigungen, dem Andringen auf eine unwürdige Verbindung, die ihm nicht zum Heile, dem Lande nicht zum Nutzen dienen kann. Wie kleinlich, wenn sie sprechen, eine englische Prinzessin würde einen zu großen Aufwand erfordern! Und wird sie nicht Schätze in's Land ziehen, um ihn zu bestreiten? Wird ihre Mitgift nicht hundertmal das Nadelgeld einer armseligen kleinen Prinzessin aufwiegen, wie der Vater sie in seinem Eigensinn nun einmal für den Sohn will, ein Nadelgeld, das kaum genügen würde, um den wirklichen Bedarf an Nadeln für eine steife Fest-

tagsfrisur anzuschaffen? Und ist ein so enges Bündniß mit dem mächtigsten Staate der Christenheit denn für nichts zu rechnen? —

„Ich knüpfe mein Schicksal auf's Engste an Deines, Friedrich! — Ja, auf's Engste! — Wir verlassen Deutschland, wir fliegen über das Meer, und betreten das glückselige Eiland, wo wir frei unter dem Schutze einer großen Nation, unserer Entwicklung entgegengehend, die Entwirrung der Dinge ruhig abwarten können. Du wirst dort die Hand der Königstochter wählen, deren Bild Dir vorschwebt, die allein Dich beglücken kann — und ich — ich werde harren bis zur Rückkehr — —“ Eine lange Pause unterbrach hier seinen Gedankenschwung —

„Auch Andere haben vor mir ein gleiches Ziel verfolgt und sind, von dunklerer Herkunft als ich, mit gekrönten Herrschern verschwägert worden. Eine glückliche Constellation macht Alles. Für mich ist sie da. War jener Cornitz Ulefeld nicht ein simpler Page am dänischen Hofe, ohne Auszeichnung und ohne Anwartschaft, und freite doch die Tochter des Königs? Er beherrschte Dänemark. Daß er zu herrschsüchtig wurde, daß er sein Land verrieth, das war's, was ihn zu Falle brachte. Und der Page Albrecht von Wallenstein, wurde er nicht der erste Fürst seiner Zeit, um dessen Gunst Monarchen bublten, und vor dessen Macht selbst sein Kaiser erzitterte? Auch er verfiel der höllischen Macht; er ward zum treulosen Verräther! Vor dieser Klippe wird mich Gott bewahren! Er säete in dieses Herz, als es zu schlagen begann, ein gutes Fruchtkorn, das Segen bringt. Ich kann nicht untreu werden meinem Freunde, nicht abfallen von der Sache meines Landes, nicht schmähen, was ich einst für Recht erkannt — aber ich fühle Kraft in mir, Alles zu wagen, um zu werden was sie, jene Kühnen, wurden! Ich bin, Wilhelm von Katte, eben so stolz, eben so weitaussehend, als Cornitz Ulefeld und Albrecht Wallenstein! Ich will meinem König am nächsten stehen, ihm angehören durch Bande des Bluts wie der Freundschaft, ich will's um ihn verdienen!“

Hier zog er die Dose aus der Tasche und betrachtete lange und innig das Bild der Prinzessin, das er selbst gemalt und mit aller Kunst ausgeführt hatte.

Er war so selbstvergessen gewesen, als ihm die Gedanken, die ich eben mittheilte, durch den Sinn gefahren waren, daß er zur Feder gegriffen und unbewußt das, was anfänglich nur ein leises Vorsichhinsprechen war, zu Papier gebracht hatte. Es bestürzte ihn, als er jetzt die flüchtig hingeworfenen fast unleserlichen Charaktere überflog, und noch einmal die Worte sich im Zusammen-

hange in's Gedächtniß rief. Er saß noch starr, mit der wie zum Schreiben erhobenen Feder vor dem Papiere da, als ihn ein Klopfen aufweckte. Der Eintretende sah, wie er das beschriebene Blatt eilig zerriß und am Lichte verbrannte, das noch vor ihm stand, und genugsam andeutete, daß der Schreiber schon lange dagesessen haben mußte, da jetzt eine helle Mittagssonne in's Zimmer schien.

Es war Keith, der Page des Königs, der unsern Träumer überraschte.

„Du sitzest hier und weißt nicht, was sich im Schlosse, was sich in der Stadt zuträgt," fing er zu erzählen an. Der englische Ritter Hotham hat Audienz gehabt, allein sie hat ein klägliches Ende genommen. Der König empfing den Botschafter auf dem Throne; ich stand nur sechs Schritte von ihm entfernt. Außer mir waren noch Treyden und Truchß da, sonst Niemand. Der Engländer sagte, daß sein König in die Verheirathung willige und Alles zugestehe, selbst freie Werbung in Hannover. - Ich sehe den König an und verwundere mich darüber, daß sich dabei sein Gesicht nicht erheitert, da ihm bis jetzt diese Werbungen so viel Verdruß gemacht hatten, und nun Alles deßhalb geordnet erscheint. Aber der König sieht fortwährend so ernst und mürrisch aus, wie gleich von Anfang. Mir schwant nichts Gutes. Endlich rückt der Engländer näher, und das Ungewitter bricht los. Vor allen Dingen trägt Seine Großbritanische Majestät darauf an, den General von Grumbkow von Hofe zu entfernen, aus Gründen, welche der Gesandte schriftlich in die Hände des Königs legen wolle. Zugleich ging der englische Ritter auf den König zu, und überreichte ihm einen Pack Papiere, welcher die untrüglichsten Beweise gegen Grumbkow und dessen eigene Handschriften enthalten sollte. Kaum hatte aber Se. Majestät diese Papiere zu eigenen Händen empfangen, so flogen sie auch schon dem Gesandten so geschickt an den Kopf, daß der Puder aus dessen Perücke ihn wie mit einer Wolke umgab. Zugleich hob der König den Fuß auf, um sich — schwerfällig wie er ist — zu erheben und in seine Appartements zu verfügen, was er denn auch ungesäumt in's Werk setzte. Der Ritter Hotham mochte aber wahrscheinlich glauben, daß ihm noch ein Allerhöchster Fußtritt zugedacht gewesen sei, wollte daher ausweichen, glitt aus und fiel der Länge nach zu Boden. Wie er fortgebracht wurde, weiß ich nicht, denn ich folgte unmittelbar dem Könige. Nun aber geht erst der Lärm recht los. Das Völkerrecht ist verletzt; ein Gesandter mißhandelt. Alles schreit über türkische Barbarei. Noten werden gewechselt, und läge der Engländer nicht vor Alteration

im Bette, ſo hätte er die Mauern Berlin's längſt hinter ſich. Alle, die es gut mit dem König meinen, ſind um ihn verſammelt. Der König bereut ſeinen Jähzorn, und will um jeden Preis den Geſandten wieder gut machen, erſchöpft ſich aber in den fürchterlichſten Aeußerungen gegen ſeine Gemahlin und den Prinzen, denen er die ganze Intrike zu verdanken haben will. Wir ſchweben in beſtändiger Angſt. Man ſpricht von einem Kriege, von einer Beſetzung Hannovers, von einer Entfernung des Kronprinzen nach irgend einer Feſtung."

Der ſchlanke, blondhaarige Keith ſtand erwartend da, was Katte ihm für Muthmaßungen mittheilen würde, dieſer aber ſchnallte den Ringkragen feſt und ergriff den Hut, um ſich auf die Parade zu begeben.

„Das iſt ganz gut ſo!" murrte er vor ſich hin und verließ mit dem Pagen das Zimmer.

10.

Am Abende deſſelben Tages war das Tabakscollegium überfüllt. Dieſe Geſellſchaft pflegte ſich in dem Schloſſe, wo ſich der König eben aufhielt, in einem Zimmer zu verſammeln, das man die Tabagie zu nennen übereingekommen war. Ob man ſich in Berlin, Potsdam, Charlottenburg oder in dem damals beliebten Jagdſchloſſe Wuſterhauſen befand, wo gezähmte Bären mit abgebauenen Vorderpratzen die Portiers machten, die Tabagie füllte ſich jeden Abend mit den Angeſehenſten aus des Königs Gefolge und einigen Honoratioren des Orts, unter denen ſogar der Schulmeiſter von Wuſterhauſen zu finden war. Stehende Mitglieder waren die uns ſchon bekannten luſtigen Räthe des Königs, in der That gelehrte Leute und Schriftſteller, die ſich jedoch mißbrauchen ließen eine entehrende Rolle in dieſen Abendgeſellſchaften zu übernehmen und uns einen betrübenden Blick über den Stand der damaligen allgemeinen Bildung eröffnen.

Die Tabagie war nur mit Tiſchen und Schemeln von ordinärem weißen Holze beſetzt, vor jedem Gaſte ſtand ein Glas und ein Bierkrug mit zinnernem Deckel, daneben lag eine kleine Kölner Stummelpfeife, wie ſie jetzt wohl noch Matroſen und Fuhrleute in Norddeutſchland im Munde haben. Dies Alles genügte dem ſchlichten, einfachen Sinne des Königs vollkommen; es erſetzte ihm Salons und Hoffeſte; der Tag mochte in Freud oder Leid, in Glanz oder Strapatze, im Geſchäft oder Müßiggang hingebracht ſein, die Zeit

mochte sein, wie sie wollte — der Abend vereinigte den König mit seiner getreuen Schaar in der Tabagie. Waren hohe Gäste am Hofe anwesend, so mußten auch sie sich der Hausordnung fügen, und, sie mochten wollen oder nicht, mit Tabaksqualm und Bier ihren Abend bei ihrem königlichen Wirthe verbringen. Selbst König August von Polen besuchte die Tabagie. Im Vorzimmer stand kalte Küche, wer Hunger verspürte, ging vor die Thüre, um ihn zu stillen. Der König selbst aß nicht. War er krank und durfte er sein Zimmer nicht verlassen, so versammelte sich das Tabakscollegium bei ihm und die Mitglieder unterließen alsdann nicht, selbst den im Bette liegenten König, mit Rauchwolken einzuhüllen.

An jenem Abende nun wollte kein rechter Scherz nach der gewöhnlichen Art aufkommen. Die Hofnarren saßen im Winkel, wie knurrende Hunde, die von ihrem Herrn Fußtritte erhalten haben. Der alte Dessauer, Grumbkow und die Uebrigen stierten ernst und bliesen den Dampf vor sich hin; der König aber hatte sich mit den sehr befreundeten holländischen und dänischen Gesandten in eine Fensterecke gezogen, um mit ihnen wegen der Versöhnung des englischen Botschafters Rücksprache zu nehmen, da trotz alles Hin- und Herschickens den ganzen Tag über kein günstiges Resultat zu erzielen gewesen war und der Ritter erklärt hatte, daß er gewiß schon längst abgereist gewesen wäre, wenn sein körperlicher Zustand ihn nicht daran verhindert haben würde.

Man kam endlich überein, daß beide Gesandte sich sogleich zu Herrn Hotham hinbegeben sollten, um, als letzten Versuch, ihm eine Ehrenerklärung des Königs selbst zu überbringen. Während sie sich entfernt hatten, herrschte in der Tabagie eine dumpfe Pause der Erwartung.

Indessen hatte der beleidigte Botschafter jene Briefe Grumbkow's, die ihm der König so schnöde an den Kopf geworfen, mit einem höflichen Schreiben der Königin durch das Hoffräulein von Bülow übergeben lassen, um als feiner Diplomat, selbst in dem Augenblick persönlicher Verletzung, den eigentlichen Zweck seiner Sendung nicht aus den Augen zu lassen. Er war doch nun gewiß, daß des preußischen Günstlings Treulosigkeit am Hofe bekannt werden und später vielleicht doch noch die Beweise derselben dem Könige in die Hände kommen könnten. So sucht ein tödtlich verwundeter Feind seinem Gegner noch eine das Leben bedrohende Wunde beizubringen. War auch die Verbindung mit England vernichtet, so hatte doch die eine Intrike über die andere gesiegt.

Die Königin hatte den Kronprinzen hierauf vermocht an Herrn

Hotham zu ſchreiben. Er erſuchte denſelben, der jetzt gemilderten Geſinnung des Königs, ſeines Vaters, keinen Widerſtand mehr entgegenzuſetzen und ſeinen Vorſchlägen Gehör zu geben, da eine Verbindung der beiden Häuſer, England und Preußen, nunmehr von ſeiner Antwort abhänge und dieſe ſein und ſeiner Schweſter Glück begründen würde. Da die Königin den Herrn von Katte durch die angelegentliche Empfehlung ihres Sohnes liebgewonnen hatte, ſo wurde ihm der Auftrag ertheilt, das Schreiben zu überbringen. Unmittelbar darauf brachte er dieſe Antwort zurück:

„Gnädigſter Herr!

„Herr von Katte ſtellt mir ſo eben Ew. Königl. Hoheit Brief zu. Ich bin von Dankbarkeit über das mir darin geäußerte Vertrauen durchdrungen; beträfe die Sache nur mich perſönlich, ſo würde ich ſelbſt das Unmögliche verſuchen, um Ihnen meine Ehrerbietung und meine Achtung Ihrer Befehle zu beweiſen, allein der Schimpf, den ich erlitten habe, trifft den König, meinen Herrn; ich kann alſo den Wünſchen Ew. Königl. Hoheit nicht nachgeben. Ich werde dieſer Sache die möglich beſte Wendung zu geben ſuchen und obſchon ſie die vorgebahten Unterhandlungen ſtört, hoffe ich doch, daß ſie nicht ganz dadurch abgebrochen werden ſollen.“

Dieſe Antwort verbreitete in dem Zimmer der Königin, die krank von allen dieſen Ereigniſſen im Bette lag, eine vollkommene Beſtürzung. Man hatte ſich von dem Schritte, den der Kronprinz auf das Anrathen ſeiner Mutter gethan hatte, einen günſtigeren Erfolg verſprochen.

Friedrich wurde einen Augenblick nachdenkend, dann ſchien er mit ſeinem Plane im Reinen zu ſein.

„Ich rathe bonne mine à mauvais jeu zu machen,“ ſagte er. „Gegen die Gewalt ſolcher Umſtände läßt ſich nicht ankämpfen. Für meine Schweſter wird ſich leicht eine Parthie finden, ich kann nichts mehr für ſie thun und ſie iſt klug genug ihre Sache ſelbſt auszufechten. Sie muß ja nicht gerade Königin von England werden wollen!“

Dieſe letzten Worte waren von einem böſen Lächeln begleitet, das ſich zu Zeiten der Phyſiognomie des Prinzen gleichſam bemächtigte und ihr einen fremdartigen Ausdruck mittheilte. Dies pflegte ſtets ſeiner Verwandten Beſorgniß zu erregen. Er ergriff den Hut und wollte mit Katte, der noch immer als Ueberbringer des Antwortſchreibens gegenwärtig war, das Zimmer verlaſſen. Die Prinzeſſin hielt ihn auf und trang in ihn, ihr mit ſeinen Vorſätzen,

die sie so sehr beunruhigten, bekannt zu machen. Er gab ihr eine kurze, kalte Antwort.

„Bruder," rief sie ihm zu, „ich muß Dich Heute noch allein sehen. Ich traue Dir nichts Böses oder Uebereiltes zu, und doch setzt mich Alles in eine so ängstliche Bewegung."

Auch die Königin wollte ihn ermahnen, da öffnete sich die Thüre und der König trat ganz unerwartet in das Zimmer, was zur Folge hatte, daß der Kronprinz und sein Freund sich so schnell als möglich entfernten. Das Dunkel, das im Zimmer der Kranken mehre spanische Wände hervorbrachten und die Aufregung, in welcher der König sich zu befinden [illegible], ließen ihn wenigstens Katte übersehen, der sonst gewiß einen Beweis seines Zornes davon getragen haben würde.

Die Prinzessin eilte ihrem Bruder nach und flüsterte ihm noch die Worte zu: „Wenn Du mich liebst, so gieb mir einen Beweis davon, mich noch diesen Abend auf meinem Zimmer zu sprechen. Ich gehe nicht eher schlafen, bis ich Dich sah!"

„Ich weiß nicht, warum Du mich so ängstlich quälst," sprach der Prinz im raschen Fortgehen, „doch ich werde Dich sehen!"

„Ich komme Euch nur zu sagen," fing der König an, „daß mit England nun Alles aufgegeben und abgebrochen ist. Der Friede in meinem Hause ist mir zu lieb, als daß ich diesen Intriken noch länger Thür und Thor öffnen sollte. Mein Entschluß steht nun fest. Wilhelmine soll Aebtissin von Herfort werden und für Fritze wird sich schon eine gute Frau finden, die sich eine Ehre daraus machen wird einst Königin von Preußen zu werden, ohne jedoch den Augenblick dazu schneller herbei zu wünschen, als die Natur es gestatten will. Wir sprechen nicht mehr davon. Ich bedarf der Zerstreuung und will mich gewaltsam aus diesem Dunstkreis befreien, der mir jetzt, durch das viele Hin- und Herreden, das ich mit aller meiner Macht doch nicht sogleich ersticken konnte, völlig unerträglich geworden ist. Der König von Polen hat mich zu einem großen militärischen Schauspiel nach Mühlberg einladen lassen und übermorgen reise ich mit Fritzen hin. Unterhaltet Euch indessen so gut Ihr könnt und sucht Euch die englische Geschichte aus dem Kopfe zu schlagen, wenn Ihr mich zufrieden und Euch wohlgeneigt sehen wollt."

Die Königin war über diese Eröffnung, obgleich sie fast nichts Anderes mehr erwarten durfte, sehr bestürzt, und die arme Prinzessin schnitt so klägliche Mienen, daß die gütige Mutter dennoch

einige Einwendungen wagte, um wenigstens den Vorsatz des Königs, die Tochter Aebtissin werden zu lassen, wankend zu machen.

„Nichts da," entschied jedoch Friedrich Wilhelm, „ich schreibe morgen schon an die Markgräfin von Schwedt, damit sie Wilhelminen die Stelle abtrete und werde mich auf andere Weise gegen sie revangiren!"

Von solchem Ausspruch fand im ersten Augenblicke keine Appellation Statt, das wußte man wohl. Die Prinzessin mußte dem Vater dankend die Hand küssen, ehe sie sich mit thränenden Augen entfernte. Ihr einziger Trost bestand darin, noch ihren Bruder zu sprechen, allein, obgleich sie bis spät nach Mitternacht ihre Thüre geöffnet und ihr Zimmer erhellt ließ, so kam er nicht und sie mußte endlich sorgenvoll, und, ohne ihr Herz erleichtert zu haben, zu Bette gehen.

11.

Der folgende Tag verging unter lärmenden Vorbereitungen zur Reise. Der König wollte mit einem Gefolge von zweihundert Personen bei seinem Königlichen Freunde erscheinen und der Zug sollte imposant werden. Alle Rüst- und Sattelkammern wurden geöffnet und alte Prachtstücke daraus hervorgesucht, die seit dem Tode Friedrichs des Ersten, der in solchen Dingen mit Ludwig dem Vierzehnten gewetteifert hatte, nicht gesehen worden waren. Schöne Maulthiere wurden auf südliche Weise herausgeputzt, mit mächtigen Federbüschen auf den Köpfen und mit silbernem Geläute am Halse, dazu mit hellblauen Decken belegt, die den schwarzen Adler und den goldenen Namenszug des Königs an den Enden trugen. Die schönsten Reitpferde wurden bereit gehalten und das schwere Silberservice, worauf der König so große Stücke hielt, eingepackt, um bei dem Gelage zu dienen, das sich der Gast seinem Wirthe vor dem Abschiede zu geben vorgesetzt hatte. Nächstdem hatten die Hofjuweliere vollauf zu thun, um die zu Geschenken bestimmten reichen Kleinodien herbeizuschaffen, wodurch die Preußische Majestät einen dauernden Abglanz ihrer Herrlichkeit an dem befreundeten Hofe zurücklassen gedachte. Selbst die Knöpfe der alten Staatsuniform Friedrichs des Ersten, aus großen Solitärs bestehend, wurden aus dem Schatze geholt, um die Staatsuniform des Königs wieder einmal damit zu schmücken, obgleich er dieser Pracht an seinem eigenen Leibe sehr abhold war, und gewöhnlich ein blauer Sammtrock mit breiten silbernen Litzen das Höchste war,

was bei den feierlichen Veranlaſſungen angelegt wurde. Desgleichen erhielten die luſtigen Räthe, die den Monarchen überall hinbegleiteten, glänzende Staatskleider aus der alten Garderobe, welche unter dem vorigen Könige nur für die höchſten Würdenträger gedient, nun aber ſeit lange gänzlich abgeſchafft waren; auch die Hoffriſeure mußten neue Wolkenperücken liefern, wie ſie längſt am Preußiſchen Hofe nicht mehr geſehen wurden.

Zu dem Allen wurde jedoch auch des guten Bieres nicht vergeſſen, das in den Abendſtunden die angenehme Gewohnheit des Königs auszumachen pflegte, weßhalb man einige bedeutende Fäſſer ſolchen Getränkes den Packwagen gleichfalls aufladen ſah.

Während aller dieſer Vorbereitungen war der Kronprinz nicht müßig auch ſeine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Man ſah ihn ſeine Papiere ernſtlich durchſuchen, dies zerreißen, jenes ſorgfältig zu andern in ein Käſtchen legen, alles, was er von Werth beſaß, einpacken und ſo unter ſeinen Sachen aufräumen, als wolle er nicht nur auf einige Tage verreiſen, ſondern als ſchicke er ſich dazu an, nie wieder in ſeine Heimath zurück zu kehren. Mit ſeinem Buſenfreunde wurde Alles auf's Beſtimmteſte verabredet. Da dieſer mitreiſte, ſo ſollte er von dem ſächſiſchen Miniſter, Hoym, Päſſe für zwei Offiziere von des Königs Gefolge nach Frankreich verlangen, die derſelbe — wie Beide glaubten — unter keiner Bedingung abſchlagen würde, und mit Hilfe dieſer Päſſe wollte dann Friedrich und ſein Freund unbekannt vom Lager aus entfliehen und nach England zu kommen ſuchen. Das Handlungshaus Splittgerber, welches trotz des ſtrengen Verbots, dem Prinzen zu borgen, es dennoch wagte, war bereitwillig zur bevorſtehenden Vergnügungsreiſe einen ziemlich ſtarken Vorſchuß zu machen und damit glaubte der Prinz wohl weiter als bis Mühlberg auszulangen. Alles dies wurde ſo leiſe und behutſam betrieben, daß nichts davon bekannt werden konnte, obgleich wohl anzunehmen iſt, daß ſowohl Grumbkow, der allgewaltige Miniſter, als auch der öſtreichiſche Geſandte von Seckendorf, welche alle Urſache zum Argwohn hatten, und des Prinzen geſchworene Feinde waren, es nicht fehlen ließen, von den ihnen zu Gebote ſtehenden Spionen den unerlaubteſten Gebrauch zu machen.

Die Reiſe in das Lager bei Mühlberg täuſchte Alle hinlänglich und es war ſehr gut berechnet dieſe zu benutzen, um die Flucht zu bewerkſtelligen, die in ruhiger Zeit von Berlin aus wohl unter keiner Bedingung gelingen konnte.

Während man nun mit hoffender Erwartung der Reiſe ent-

gegen ſah — die jungen Offiziere und Kavaliere in der Ausſicht artige Abenteuer zu beſtehen, die ältern, wichtigen Herren des Hofes im Vorgenuß zu erhaltender Ehren und Auszeichnungen, die Dienerſchaft im Bewußtſein der reichen Trinkgelder des freigebigen Polenkönigs, der Kronprinz und Katte im freudigen Gefühle nun bald freier die Schwingen regen zu können — war der König allein nicht mit ganzer Seele bei der Sache, denn er verließ doch nur ungern den gewohnten Kreis ſeiner kleinen, harmloſen Zerſtreuungen, die ſich auf die Genüſſe des Tabakscollegiums, eine Vorſtellung der Komödianten-Geſellſchaft des ſtarken Mannes, eine von demſelben veranſtaltete ſogenannte Aſſemblee, an der Alles, was der König dazu beorderte, Theil nehmen mußte, oder eine Jagdpartie im Parke des einſam gelegenen Wuſterhauſen beſchränkten. Bei all dieſen Königlichen Vergnügungen durfte der Monarch ſich gehen laſſen wie er wollte; ein Zucken ſeiner Wimper lenkte die ganze Verſammlung; er war umgeben von alten Bekannten, deren Späße und Witze er hinnahm, wie ſie ſich gaben, und die manchmal ſelbſt die Linie überſchreiten durften, welche durch die Anweſenheit ihres gebietenden Herrn gezogen war. Nur die wiederholte Einladung Auguſt's, nur der Wunſch, ſich aus dem verdrießlichen Kreiſe zu reißen, den die tägliche Berührung mit ſeiner Familie um ihn ſchuf, in dem er nur auf Widerſpruch zu ſtoßen glaubte, obgleich doch jeder Widerſpruch vor ſeinem unbeugſamen Willen verſtummen mußte, brachten ihn endlich zu dem Entſchluſſe, nach Mühlberg aufzubrechen.

Die Königin ſah die Reiſe ihres Gemahls aus dem Grunde gern, weil ſie während ſeiner Abweſenheit die Fäden wieder anzuknüpfen hoffte, die nach mühſamſter Verwickelung ſo gewaltſam zerriſſen worden waren. Ihre Neigung, zwiſchen den Kindern ihres Bruders, des Königs von England, und den ihrigen eine Doppelheirath zu ſtiften, war ihr zu tief ins Herz gewachſen, als daß ſie dem Gedanken Raum zu geben vermochte, ihr für immer zu entſagen.

Prinzeſſin Wilhelmine war in die quälendſten Sorgen geworfen. Nicht nur war ihr die Ausſicht, Aebtiſſin zu werden, nicht im Geringſten erfreulich, da dies nichts als eine ſogenannte Verſorgung war, ein Loos, das eine mit Geiſt, Jugend und Schönheit begabte Königstochter allerdings kränken mußte, ſondern die Gedanken, die ſie ſich über ihren heißgeliebten Bruder machte, erregten nicht minder die ſtärkſte Unruhe in ihrem Gemüthe. Sie hatte von ſeinem etwas gewaltſamen Temperamente, ſo wie von ſeiner überſpannten Stimmung, die aus der eigenthümlichen Stellung zu

seinem Vater entsprang, nichts Gutes zu erwarten und fürchtete irgend einen verzweifelnden Schritt, der Verderben über das Königshaus bringen konnte.

Prinzessin Wilhelmine hatte sich Abends in die Gemächer der Königin geflüchtet, um vor ihr das Herz auszuschütten, weil sie hier auf Mitgefühl zu stoßen hoffen durfte. Das Gespräch war bald auf die für den andern Morgen bestimmte Abreise des Königs gekommen und man erschöpfte sich in Vermuthungen, was sie wohl für Folgen haben könnte. Es war nur der vertrauteste Cirkel versammelt. Die zwei ersten Hofdamen waren zugegen und da man allein und ungestört bleiben wollte, so wurde kalte Küche auf einer sogenannten table de confidence servirt, wie sie damals im Berliner Schlosse eingeführt war, wenn man beim Essen keinen lästigen Bedienten um sich haben wollte, der die Unterhaltung aufschnappen und weitertragen konnte. Diese table de confidence bestand aus einem Tische, der mit Allem zum Souper Erforderlichen versehen und völlig gedeckt durch eine eigene Vorrichtung, aus einer in die Küche führenden Versenkung zum Vorschein kam, und jede weitere Bedienung mithin entbehrlich machte. Solche Maßregeln waren um so nöthiger, da das ganze Schloß von Spionen wimmelte, da jede Parthei die ihrigen unterhielt und die Unverschämtheit des dienenden Personals auf's Aeußerste getrieben wurde. Selbst die erste Kammerfrau der Königin, die ihr beständiges Vertrauen im höchsten Grade genoß, stand in Grumbkow's Solde, und verrieth ihre Gebieterin in jedem Augenblicke.

Die Vertraulichkeit wuchs unter solchen Umständen, wenn man sich allein und unbewacht sah, weshalb eine jede der Anwesenden sich ohne Rückhalt zu äußern wagte. — Es webt ein eigner Reiz um einen intimsten Kreis hochgebildeter Frauen. Wer jemals so glücklich war einen solchen durch einen unversehenen Zufall zu belauschen, wird mit mir überzeugt davon sein. Es ist nur schwer, denn die Anwesenheit auch des unbedeutendsten Mannes raubt den Damen jenes zauberische Sichgehenlassen, dem sie sich so gern allein hingeben und legt ihnen die Pflicht auf, sich zu bewachen. Nur wenn man jemals den Vorzug genoß, als Vertrauter bei geheimen Angelegenheiten zu Rathe gezogen zu werden, wo die dem Gegenstande beigelegte Wichtigkeit über die gewöhnliche Form hinweghebt, kann man jenen Reiz der „Damen unter sich“ vollkommen genießen. Und gleichviel dann, ob die Angelegenheit eine Maskerade oder ein Staatsgeheimniß gilt; ob sie ein Herz erobern oder einen Thron umstoßen soll.

Die hervorragendſte Perſönlichkeit in dem Kreiſe, den wir hier vor uns ſehen, war eine hohe Frau, ſchon bei Jahren, im ſchwerfaltigen ſeidenen Kleide von ſchwarzer Farbe und mit einem feingeſteckten Schleier auf der weißen Friſur, den auf der Bruſt eine ſchöne in Brillanten gefaßte Camee zuſammenhielt; eine Mode, die jetzt wieder in Schwung gekommen war und die man der einſt ſo berühmten Frau von Sevigné zuſchrieb. Es war die von der Königin mit ihrer beſonderſten Freundſchaft beehrte Frau von Kameke. Eine Dame von ſeltener Tugend und Herzensgüte, die Verſtand beſaß und Wohlwollen gegen Jedermann hegte. Ein Charakter, wie man ihn ſich in den alten, guten Häuſern erhalten ſieht, wo edle Anlagen ererbt und durch die beſte Erziehung nur ſchöner und dauernder ausgebildet werden. Frau von Kameke ſaß in eine Bergère zurückgelegt, die ſie dicht an die Chaiſe longue gerückt hatte, auf welcher die Königin ruhte, die ihres Befindens wegen ſich in ein weißes Negligé, von dem feinſten Kammertuch mit points d'Alençon beſetzt, geworfen hatte. Das bleiche Ausſehen der Königin verrieth genugſam ihren Zuſtand. Sie war der Lichtpunkt des Gemäldes, und ſehr anmuthig war die Wirkung, wenn dieſe ſo anziehende Erſcheinung mit leiſer, aber melodiöſer Stimme den klingenden Dialekt von Hannover zwiſchen der weichen, doch nicht ſo zierlichen märkiſchen Rede hindurchtönen ließ. Das junge, hübſche Fräulein von Bülow, das erſt kurze Zeit bei Hofe war, und deſſen geſundes, ſtrotzendes Ausſehen zu der hohen Friſur mit dem en coeur geſteckten Korſezeug eben ſo contraſtirte, wie der roſa Atlas des kurzen Aermels zu dem rothen Arm ſelbſt, hatte ſich in ungezwungener Nachläſſigkeit auf einen Schemel zu den Füßen der Prinzeſſin geſetzt, die im himmelblauen, einfachen Kleide, das zugleich mit dem ächtpreußiſchen ſogenannten kumſtfarbigen Bernſteinſchmuck der blendenden Blondine zarten Teint bedeutend zur Folie diente, auf einem niedrigen Tabouret Platz genommen hatte. Im ſilbernen Kronleuchter ſchwebte eine kleine Flamme und im hohen Kamine flackerte trübe Glut, und dieſe Doppelbeleuchtung, die den ſanften Farben eine magiſch wechſelvolle Belebung verlieh, trug nicht wenig dazu bei, den Reiz des Ganzen zu erhöhen, das ſich wie ein Biſt Vanloo's oder Vanterwerf's vom dunkeln Teppich und der grünen Wandtapete losſchälte.

Ein ſanfter Ambraduft durchzog das Zimmer und auf ihm wogten gleichſam die leiſen Reden hin und her, die ſich die ſchönen Perſonen des Kreiſes zuflüſterten.

Die Damen waren bald darüber einig, daß für den Kron-

prinzen unter den Gästen des Lagers sich auch eine schickliche Braut finden würde. Fräulein von Bülow glaubte eine kaiserliche Prinzessin, Frau von Kameke muthmaßte auf eine Braunschweig'sche. Jede brachte ihre Gründe für und wider an. Prinzessin Wilhelmine schien in tiefes Nachdenken versunken und gar nicht gehört zu haben, was man eben gesprochen hatte. Da ergriff die Bülow den herabhängenden Arm ihrer Freundin und ihn sanft sich um den Nacken legend, und dabei mit ihrer Hand lieblich streichelnd, fragte sie, was denn sie davon meine. Die Prinzessin fuhr auf, und indem sie die letzten Worte noch hörte, die so eben Frau von Kameke in Bezug auf die baldige Abreise des Kronprinzen äußerte, sprach sie:

„Ich glaube, mein Bruder läuft noch einem unbekannten Unglück in die Arme, ich wollte ihm in irgend einer Verkleidung folgen können. Ich fürchte sehr für ihn. Sein Umgang gefällt mir nicht; er ist schlecht berathen. Katte —"

Sie wollte weiter sprechen, als ein furchtbares Gepolter im Nebenzimmer alle Damen so erschreckte, daß sie von den Stühlen aufsprangen.

„Ach mein Gott!" schrie die Königin, „das sind Diebe" —

„Oder Horcher" — fiel ihr Frau von Kameke lächelnd ins Wort, die zuerst wieder ihr kaltes Blut erlangt hatte.

„Nicht möglich," sagte die Prinzessin bleich und mit zitternder Stimme, „das anstoßende Kabinet, wo der Lärm sich vernehmen ließ, hat keinen Ausgang."

„Es ist das altfränkische Boudoir der verewigten Königin," fügte die Königin eben so entsetzt hinzu, „das im Jahre nur ein Paarmal geöffnet wird, wenn ich in größter Parüre zu erscheinen habe. Die Kronen und der übrige große Schmuck werden dort aufbewahrt. Ich fürchte also doch, daß es Diebe sein könnten."

Man schlich an die Thüre und horchte. Alles blieb ruhig. Endlich wurden die Bedienten herbeigerufen und man öffnete das Kabinet. Es war seltsam, wie sich das hohe, aber nur enge Gemach, durch die hineingetragenen Lichter nach und nach erhellte und in seiner gleichsam abgestorbenen Prächtigkeit den Eintretenden zeigte. Die Wände waren mit Streifen von kostbarem chinesischen Porzellan und reichen Vergoldungen bedeckt; das Gemach war rund und eine Laterne in der Decke, bestimmt das Tageslicht herein zu lassen, gab dem Ganzen das Aussehen jener kleinen, prächtigen Kapellen, die man in der Mitte von Kreuzgängen gewöhnlich findet, wo die langen Corridore zusammenstoßen.

Mitten in dem ſonſt von allen Möbeln gänzlich entblößten Gemache ſtanden zwei Schränke von Ebenholz, mit Silber und Perlmutter im Geſchmacke des Zeitalters der Renaiſſance ausgelegt und dabei mit vielem baroken Schnitzwerk überladen, welches die ſpätere Arbeit deutlich verrieth; in dieſen befanden ſich die Kronjuwelen der Königin. Man unterſuchte die Schlöſſer; Alles war im beſten Zuſtande; das Gemach, deſſen Beſchaffenheit ſchon jeden Gedanken an Einbruch kräftig widerlegte, fand ſich leer und zeigte auch keine Spur, daß Jemand da geweſen ſein konnte. Um die Schränke zu dieſer Stunde und ſo unerwartet zu öffnen, wären jedoch Umſtändlichkeiten erfordert worden, die man zu unterlaſſen für rathſamer hielt, und ſo glaubte man denn zu der Annahme berechtigt zu ſein, es wäre von den darin verſchloſſenen ſchweren Gegenſtänden etwas umgefallen und beruhigte ſich dabei ſcheinbar, wenn gleich das gehörte Gepolter ein anderes war, als es eine fallende Krone und Scepter wohl zu erregen im Stande geweſen.

Dieſe Idee mochte indeß wohl die Prinzeſſin beſchäftigt haben, die — nachdem die Bedienten ſich wieder entfernt hatten — in die Worte ausbrach:

„Krone und Scepter ſind gefallen, als ich der Lage meines armen Bruders erwähnte. Wohl droht Schlimmes unſerm Hauſe, mein Bruder wird den Thron ſeiner Väter nicht beſteigen.“

Die Damen lächelten gegen ihren Willen, wie man es ihnen anſah: die Königin verlangte zu Bette gebracht zu werden; die Prinzeſſin war von einem Fieberanfall ergriffen und ſchwankte, an den Gliedern zitternd, mit glühendem Kopfe ihrem Zimmer zu.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Bedienten von dem Vorfall ſprachen. Allgemein hieß es, es habe in der Schatzkammer gepuckt; die weiße Frau — eine Sage des Berliner Schloſſes, wie vieler Andern — ſei der Königin erſchienen und es müſſe unvermeidlich ſein, daß der König das Zeitliche in Kurzem ſegnen würde. Mit dieſen Hiſtorien trug man ſich am andern Tage in Berlin herum, und müſſige Plauderer miſchten noch mehr Fabelhaftes und Witzerſinniges hinzu, dem horchenden Pöbel zu großem Ergötzen. Allein ſelbſt den Perſonen höherer Stände gab das nächtliche Gepolter wohl einigen Stoff mindeſtens zum Denken. Es war einer jener Vorfälle, die man nicht leicht aus dem Kopfe bringt.

Kaum war die Prinzeſſin in großer Aufregung auf ihrem Zimmer, als ſie der Beſuch des Prinzen auf's Neue erſchreckte. Am vorigen Abend würde er ſie beglückt haben, jetzt ſchauerte ſie vor ihm zuſammen. Dennoch erhob ſie ſich, um ihn, ihres krank-

haften Zustandes ungeachtet, ernste Worte der Ermahnung hören zu lassen.

Der Prinz war in prächtiger französischer Kleidung und hatte einen Mantel umgeworfen. Diese Art sich zu tragen war ihm auf's Strengste verboten. Er durfte nicht anders als in der Uniform seines Regiments ausgehen. Die arme Prinzessin glaubte nun in diesem Sichüberheben schon eine schlimme Vorbedeutung und eine Bestätigung aller ihrer Besorgnisse zu sehen.

Sie wagte es leise, die wunde Stelle zu berühren; sprach von Vorsicht, von Ergebung in das Unvermeidliche, von Entfernung böser Rathschläge, dann wurde sie deutlicher und suchte einen geraden Angriff auf das Herz des Bruders zu machen.

„Ich verstehe Dich nicht, schon lange nicht mehr," entgegnete dieser kalt, nachdem er sie lange zerstreut angehört hatte. „Ich komme bloß hieher, um von Dir Abschied zu nehmen, da es morgen bei früher Zeit nach Sachsen fortgehen soll und mir dann wohl nicht das Vergnügen zu Theil werden dürfte, Dich noch zu sehen. Was hast Du für Wünsche? Was kann ich Dir in Dresden besorgen? Gib mir Deine kleinen Aufträge, ich will Dir Alles pünktlich ausführen."

Die Schwester bat ihn, diese Kälte abzulegen; sie ließ nicht ab mit der ganzen Gewalt ihrer Liebe auf ihn einzustürmen, ihre Warnungen wurden ernster, bestimmter; sie sprach zuletzt von dem gespenstischen Vorfall bei der Königin.

Die fieberhafte Aufregung, in der das schöne Mädchen sich befand, gab ihren Worten einen Ausdruck von seltener Eindringlichkeit, und so vermochte endlich auch Friedrich sich nicht länger Gewalt anzuthun und die Erschütterung, in die er sich plötzlich versetzt sah, brach nun durch die Maske von Kälte und Zurückhaltung mit um so größerer Macht, und er umschlang die geliebte Schwester mit einer verzweifelnden Glut.

„Leb' wohl denn, Wilhelmine!" rief er unter hervorstürzenden Thränen. Ob Königskinder oder Kinder des letzten Bürgers; Freude wie Schmerz üben gleiche Macht aus. Leb' wohl, geliebte Schwester! wer weiß, wann wir uns wiedersehen!"

Er hielt sie fest, und küßte sie so, daß sie nicht zu sprechen vermochte, dann riß er sich plötzlich los, und wollte fort. Die Prinzessin hielt ihn ungestüm zurück.

„So nicht, so nicht!" schluchzte sie. „Was liegt in Deinen Worten? Was hast Du vor? So nahmst Du noch nie von mir Abschied, wenn Du auf wenige Tage verreisest! Wäre es denn

wahr, daß Du irgend einen vorbedachten, finstern Plan zur Ausführung bringen willst? Sprich, Friedrich, einziger, geliebter Fritz! sage mir, was es ist!“

„Nichts! nichts! laß mich! Deine Krankheit ist ansteckend! Ich wollte Dir ein kaltes Adieu sagen, da treibst Du mir das Blut in den Kopf, daß alle meine Adern springen! Du bist toll, Mädchen, und machst mich auch dazu!“ so rief der Prinz, und sich gewaltsam losreißend, wollte er zur Thüre eilen, hier aber kehrte er um, drückte noch einen Kuß auf die bleichen Lippen der auf einen Divan hingesunkenen Schwester, rief: „Lebewohl! ein letztes Lebewohl!“ und stürzte fort.

Sie lag noch lange wie in Ohnmacht; dann erhob sie sich langsam und sprach: „Krone und Scepter sind gefallen. Es geht zu Ende mit uns!“

Sie klingelte ihrer Kammerfrau nicht und huschte im halben Fieberwahnsinn in's Bett.

12.

Die kurze Reise nach Sachsen ward ohne alle Hindernisse zurückgelegt. Des Königs Zug hatte etwas Ernstes und Feierliches; das Gefolge war stattlich und eines Monarchen würdig. Nichts war auf bloßen Schein berechnet, sondern Alles gediegen und wahr. Man hätte glauben können, daß es sich hier nicht darum handle, einem militärischen Schauspiele beizuwohnen, das den Schrecken des Krieges und der Schlachten die Flitter der Freude und des Gepränges umzuhängen wußte, sondern daß man auszöge, einem wirklich drohenden Feinde zu begegnen. Dieser Ernst entsprang aus dem tiefsten Wesen des Königs und aus dem Charakter seines ganzen Hofes, welcher jener tändelnden Leichtigkeit und des blendenden Scheines entbehrte, die damals alle übrigen Höfe Europas auszeichneten.

Eine niedrige Hügelreihe schied endlich die Reisenden nur noch von der Ebene, wo das Lager aufgeschlagen war, das ungefähr eine halbe Stunde entfernt sein mochte, als sie auf freiem Felde einen prächtigen Pavillon gewahrten in den sächsisch-polnischen Farben, dunkelblau und blutroth und maigrün und weiß. Dieser luftigleichte Bau war von drei Seiten geöffnet, und ließ im Innern eine gedeckte Tafel sehen, welche mit schöngeformten Gefäßen aus Gold besetzt war. Sobald der königliche Wagen vom Pavillon aus gesehen werden konnte, entstand in und um denselben ein unruhiges Drängen und lebendiges Weben, und eine glänzende Masse reich

geſchmückter Herren ſchien ſich von dort aus den Anziehenden entgegen in Bewegung zu ſetzen. Man ſchritt jedoch ſo langſam und feierlich, daß es aus der Entfernung kaum bemerkt wurde.

Seine Preußiſche Majeſtät verließ nun ſogleich ihren Wagen, und da ſie, rüſtig wie ſie war, auch einen guten Schritt hatte, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie ſich bald den ſo langſam Heranziehenden gegenüber befand, an deren Spitze der König von Polen in Perſon war. Beide Monarchen bildeten den grellſten Kontraſt. Der König von Preußen trug die einfache Uniform ſeines Leibregiments, der geradgeſchnittenen blauen Rock, mit rothem Unterfutter von einheimiſchem Raſch und breit zurückgeſchlagenen Schößen. Auf der Bruſt bis über den Bauch waren breite ſilberne Schleifen angebracht, unter denen der ſchwarze Adlerorden mit ſeiner edeln Deviſe „Suum cuique“ hindurchſchimmerte. Dazu hatte Friedrich Wilhelm eine gelbe, kleine Lockenperücke auf, die das Geſicht eng umſchloß, und den dreieckigen Hut unter dem Arm, deſſen Hand den Degen hielt. Der König von Polen hingegen trug ein weites Kleid von dunkelamaranthfarbenem Sammt, mit Stickereien aus Silber und bunten Steinen gleichſam überſäet. Die Bruſt ſchmückten mehre Orden von Brillanten, und über der Weſte prangte das breite, goldgelbe Band des preußiſchen ſchwarzen Adlers, welches Auguſt ſeinem Gaſte zu Ehren angelegt hatte. Den Kopf umhüllte eine große Perücke, deren unzählige Locken und Löckchen ſich bis tief auf Schultern und Rücken erſtreckten. Wenn nun ſchon dieſer Aufzug des fremden Königs allen Preußen ſehr auffiel, ſo waren ſie noch mehr erſtaunt, als ihre Blicke ſich auf die Füße des Monarchen richteten, welche in ungeheuern Stiefeln von rothem Sammt ſteckten, deren Hermelin-Futter am Knie umgeſchlagen war, eine Art von großen, unförmlichen Fußſäcken, die einer gewöhnlichen Fußbekleidung nicht mehr ähnlich ſahen, die aber der arme, durch Ausſchweifungen aller Art zerrüttete Körper, eines ſchmerzhaften Podagras wegen, zu tragen gezwungen wurde, das Auguſt, wie zum Hohne ſeines militäriſchen Schauſpiels, welches er zu geben beabſichtigte, eben jetzt erſt mit unbeſchreiblich wilder Heftigkeit wieder befallen hatte.

Der König von Polen legte die zwanzig Schritte, die er ſeinem Gaſte aus Etikette entgegen gegangen war, nur mit größter Mühe zurück, und fiel, in dem Pavillon wieder angekommen, mit ſichtbarer Erſchöpfung in ſeinen bequem gepolſterten Rollſtuhl, den er während aller Feſte beinahe nicht mehr verließ, in dem er ſich von zwei rieſigen Heiducken überall hinrollen ließ, und ſelbſt ſtatt

zu Pferde, wie es ſich für einen kriegeriſchen Fürſten wohl geziemt haben würde, in ſeinem Stuhle ſitzend, das Vorbeidefiliren der Truppen mit anſah.

Dafür aber zeichneten ſich in der Umgebung dieſes Königs einige Geſtalten aus, die ganz dem Bilde entſprachen, das man ſich von jugendlichen Helden, edeln Rittern und ſchönen Geſchöpfen fabelhafter Zeiten zu entwerfen pflegt, und als, nach einem kurzen Verweilen im Pavillon, wo ein Frühſtück genommen wurde, die beiden Könige in einer offenen Kaleſche, mit acht Rappen beſpannt, dahinflogen, galoppirten drei herrliche Reiter, vor dem ganzen Troß hervorleuchtend, zunächſt dem Schlage. Dies waren der Kurprinz von Sachſen, der eben ſo galante als heldenmüthige Prinz Moritz, und die Gräfin Orzelska, im ſcharlachrothen Amazonenkleide auf blendendem Zelter.

Im nächſten Wagen, hinter den Königen, ſaß ein junger Menſch, in die ſteife, preußiſche Uniform eingezwängt, der mit getheilten Gefühlen ſeine Blicke auf der Scene verweilen ließ. Er wollte dies eitle Gepränge tadeln, das ſeinem ſchlichten Sinne ſo ganz ungewohnt war, und doch neidete er den Reitern die kühne Gewandtheit, die ihnen das beſtändige Leben in dieſem geräuſchvoll blendenden Elemente angeeignet hatte, und ihre Vertraulichkeit, mit der ſie zur reizenden Gräfin lachend hinſprengten. Er konnte ſich von ihrem Anblicke nicht losreißen, und mußte ſich dabei das Bewußtſein ſeiner Würde und Bedeutung recht klar zu erhalten ſuchen, wenn er mit ſolchen Bewerbern, wie ſie ſich ihm zeigten, es unternehmen wollte, um irgend eine Gunſt hier zu werben. Dann aber wieder verdüſterte ſich plötzlich ſein Gemüth, und er dachte daran, daß er bald als Flüchtling, fern von all' dieſem Glanze, ſich unbekannten Gefahren preisgegeben ſehen würde. „Die Glücklichen!“ mußte er für ſich ausrufen, und es rieſelte ihm eiſig durch die Adern.

Ein lauteres Leben und Bewegen bezeichnete die Ankunft des Zuges im Lager bei Mühlberg, das einen höchſt überraſchenden Anblick gewährte. Beide Monarchen hatten ihre großen Zelte nachbarlich zuſammen, doch war das des Gaſtes mit Retranchements umgeben, um die ſich ungefähr zwanzig bis dreißig andere Zelte reiheten, welche dazu beſtimmt waren, das preußiſche Gefolge aufzunehmen. Die größten Leute der polniſchen Grenadiergarde leiſteten die Ehrenwache, und eine Bande rauſchender Janitſcharenmuſik ertönte vor dem Königlichen Zelte. Der hohe Gaſt ſah mit einem von etwas Mißgunſt getrübten Wohlgefallen auf dieſe Auszeichnung, denn bekanntlich waren große Soldaten zu ſeinen Leidenſchaften zu

zählen, und er konnte sich nicht enthalten, in Gedanken zu berechnen, ob und um wie viel sein erstes Glied der Garde gegen diese Riesen zurückstände.

Das Zelt des Königs von Polen bot einen malerisch phantastischen Anblick. Es war im morgenländischen Geschmacke, aus bunten Stangen und lackirten Latten aufgebaut, und mit persischen Teppichen und andern kostbaren Webereien nach allen Seiten behängt. Gleichwie ein Sultan am Gestade des Bosphorus, so thronte hier ein christlicher König auf der Ebene von Mühlberg. Um die Täuschung zu vollenden, hatte August sich auch noch dazu mit sehr fremdartig aufgeputzten Truppen umgeben. Da sah man Janitscharen, Spahis, Kosaken und Bosniaken, eben so bestand die Musik aus Mohren im abenteuerlichsten Costüm. Das militärische Schauspiel, welches dadurch alle Würde verlor, und den Eindruck einer Maskerade machte, entlockte den preußischen Gästen nur ein spöttisches Lächeln über das andere.

Das Einzige, was ihnen imponirte, war jedoch die für die damalige Zeit sehr bedeutende Anzahl der in dem Lager versammelten Truppen, die sich auf dreißig tausend Mann belief, die Ausdehnung des Lagers selbst und das großartige Treiben, das sich darin kund gab. Man sah ganze Straßen aus leichten, zierlichen, mit allem architektonischen Schmucke versehenen Häusern erbaut, in denen Künstler und Handwerker so friedlich, emsig und gewohnt ihr Gewerbe trieben, gleich als ob sie zu Hause wären: in offenen, reich geschmückten Magazinen hatten Kaufleute ihre Waaren ausgelegt, kurz, es fehlte nichts, diesem Lager das Ansehen einer improvisirten Stadt von Bedeutung zu geben, in der sich mit der gewöhnlichen Bevölkerung noch der Zuwachs einer fremdartigen Soldateska umhertrieb, und sich jedem Lebensgenusse bis zur Ausschweifung überließ.

Von weiter Ferne waren Reisende herbeigezogen, um dieses seltenen Schauspiels theilhaft zu werden.

Am ersten Abende wollte der galante August seinem Gaste keinen Zwang auferlegen und, um ihn seinen allbekannten Liebhabereien nicht zu entreißen, und ihn der vollständigsten Bequemlichkeit, nach zurückgelegter Reise, zu überlassen, stattete er dem Könige von Preußen, ohne alles Ceremoniell, einen Besuch in dessen Zelt ab. Friedrich Wilhelm präsentirte vom mitgebrachten Bier, und August rauchte seiner Gewohnheit zuwider aus Politesse eine halbe Pfeife.

Fröhlich, der Hofnarr des Königs von Polen, suchte die Gesellschaft mit Kartenkunststücken und andern seiner Schwänke zu unterhalten, war aber nicht im Stande, gleich Gundling und Faß-

mann, eine gelehrte Disputation zum Beſten zu geben, weßhalb die preußiſchen luſtigen Räthe ſich ſehr beleidigt fühlten, als jener Hofnarr ſie duzte und wie ſeine Collegen tractirte. Die ernſtern Preußen ſahen ſich bedenklich an und meinten: es iſt hier doch Alles anders wie bei uns, und auch ihr König konnte über die zu freien Scherze Fröhlich's nicht von Herzen lachen, die ſich in ein ganz anderes Gebiet verloren, als die unſchuldigen Prügeleien und Zänkereien, mit denen Gundling und Faßmann ihn zu ergötzen pflegten. Die Kartenkunſtſtücke aber verwirrten ihn mehr als daß ſie befriedigt hätten.

Den jungen ſächſiſchen und polniſchen Cavalieren wollte es hingegen im Zelte Sr. preußiſchen Majeſtät bei Bier und Taback noch weniger behagen. Ohne Umſtände verließen ſie die Geſellſchaft und trieben ſich vor dem Zelte herum, ihrer Laune ſich überlaſſend, und freie Kurzweil treibend. Die Jüngeren von dem Gefolge des Königs von Preußen hatten ſich zu ihnen geſellt. Der Kurprinz und Prinz Moritz gingen allerlei närriſche Wetten ein. Ein Regimentsmetzger trieb ſeine Kälber in's Lager, und die jungen Herren zogen flink ihre funkelnden Damaszener, und hieben den Kälbern mit einem Schlage die Köpfe herunter, als ob ſie wegraſirt wären. Der Fleiſcher ſagte hiezu nichts aus ſchuldigem Reſpect, und im Ganzen wurde er ja hiedurch nur der Mühe des Schlachtens überhoben, als aber der muthwillige junge Fürſt Sapieha herbeiritt, und auch dem treuen Hunde im Sprunge den Kopf wegHieb, da zog der Metzger denn doch ein jämmerliches Geſicht, das ſich durch eine hingeworfene, klirrende Börſe aber plötzlich wieder erheiterte.

Die ſächſiſchen Herren fragten den Kronprinzen von Preußen, ob ſeine Klinge auch ſo trefflich haue, und es ärgerte ihn ſagen zu müſſen, daß er keinen Damaszener beſitze.

13.

Am Morgen nach der Ankunft der Preußen im Lager lag die ſchöne Orzelska im reizenden Deshabillé in der innern Abtheilung ihres Zeltes, in heller Erwartung. Als Ottomane diente ihr ein ungeheurer ausgeſtopfter Bär, in liegender Stellung, der mit künſtlichen Augen von Email, offenem Rachen und ſeinen wirklichen Zähnen einen überraſchenden, faſt ſchrecklichen Anblick bot. Man hätte glauben können, irgend ein fabelhaftes Bild der älteſten Heroenzeit vor ſich zu ſehen, wenn man die blendende Geſtalt der Gräfin auf dem ſchwarzen Ungethüm in behaglicher Ruhe hingegoſſen erblickte.

Die Gräfin hatte ein weites Gewand von weißem Sammt umgeworfen, das mit dem weichen hochrothen Flaum von der Bruſt des wunderſamen Flamingovogels gefuttert war, und da wo es über dem Buſen offen ſtand, dieſen mit einer Glut überdeckte, die ſich noch im Geſicht wiederſpiegelte. Man mußte bekennen, nichts Reizenderes geſehen zu haben, als dieſes Bild; eben ſo fremdartig als eigenthümlich, überraſchte es und zog zugleich mächtig an.

Vor ihr ſtanden einige Muſiker von der Kapelle des Königs, die gekommen waren, ihren Morgen durch ein Konzert zu verſchönern. Unter ihnen war Quanz, der erſte Flötenbläſer ſeiner Zeit, und Locatelli, ein Italiener, der Paganini von damals. Sie waren eines huldvollen Winks gewärtig, um anzufangen. Die Gräfin ſchien nicht dazu geneigt zu ſein. Sie lag fortwährend hingeſtreckt auf ihrem Thiere, fern mit ihren Gedanken der Scene, wo ſie ſich befand, und die ſchönen Hände wühlten in dem weichen, langen Pelze, der Kopf und Hals ihres Bären umgab.

Die Muſiker ſtanden ſtill und ehrerbietig da und wagten nicht, das ſtumme Schauſpiel zu ſtören, das ihnen Vergnügen zu machen ſchien. Dies hatte bereits ziemlich lange gedauert, da bewegte ſich die Gräfin heftig und ſchien wie aus Träumen zu erwachen: ſie blickte ſcharf um ſich, dann ließ ſie einen verweilenden Blick auf den Künſtlern ruhen.

„Sie ſind gekommen, mich mit Muſik zu unterhalten,“ ſagte ſie auf Franzöſiſch, mit jenem holden Accente von liebenswürdiger Verbindlichkeit, der den Polinnen ſo eigen iſt, „ich danke Ihnen für Ihre große Güte; Sie ſehen wohl, daß ich nicht im Stande bin, mich irgend einer Eingebung dieſer Art zu erſchließen. Ich habe Migraine: dies Lagerleben nimmt doch zu ſehr in Anſpruch. Ich ärgere mich, daß ich nur eine Frau bin, die den Schein von Kraft, den ſie ſich manchmal zu geben ſo eitel iſt, durch tauſend Unannehmlichkeiten erkaufen muß. Haben Sie Nachſicht mit mir für heute; nochmals tauſend Dank für Ihre große Güte!“

Die Muſiker machten eine tiefe Verbeugung und entfernten ſich, entzückt über ſo viele Güte und Herablaſſung. Nur Quanz zögerte; eine größere Vertraulichkeit berechtigte ihn hiezu, und er erwartete den Befehl zu bleiben. Er hatte ſich nicht getäuſcht; die Gräfin rief ihn zurück.

„Mein Gott,“ ſagte ſie, „was ſoll ich davon denken! Der Kronprinz hat noch nicht mit mir geſprochen, mich kaum angeſehen. Was iſt das? Ihre Berichte lauteten anders, als ſie neulich von Berlin zurückkehrten. Das waren ja Betheurungen über Betheu-

rungen, wie hoch mich der Prinz verehre. Haben Sie mich getäuſcht — verrathen — mich nur beſchwichtigen wollen, in der Hoffnung, daß ich nicht ſo bald hinter die Wahrheit kommen würde? Sprechen Sie, was iſt das? und ſtillen Sie jetzt meine Ungeduld!"

Der kluge Quanz beſann ſich eine Weile, ehe er ſprach, dann ſagte er:

„Die Stimmung des Prinzen muß Schuld ſein, die ſclaviſche Behandlung, die er am Hofe ſeines Vaters zu erdulden hat, drückt ihn zu ſehr nieder, als daß er den Muth haben ſollte, ſeine Augen in jene Region des Glanzes und der Freiheit zu erheben, in welcher Sie ſtrahlen, gnädigſte Gräfin!"

„Quanz, das iſt es nicht, was ich von Ihnen hören will," rief unmuthig die Gräfin, „der Prinz hat zu viel Geiſt, um ſeinen Muth durch ſolche Dinge, wie Sie ſagen, einſchüchtern zu laſſen. Der Prinz überſieht ſeine Umgebung vollkommen. Ekel mag er empfinden, wenn er gezwungen wird, an den Liebhabereien, die an ſeinem Hofe herrſchen, Theil zu nehmen, allein dieſer Ekel muß die Luſt in ihm erzeugen, ſich andere Freuden zu verſchaffen. Ich ſetze meinen Stolz darein, den Prinzen für mich zu gewinnen. Der Prinz ſoll reiſen, die Welt ſehen, ich will ihn begleiten. Wir wollen nach unſerm Gefallen die Dinge betrachten, die uns anziehen, und beim Rendezvous des Abends uns darüber unſere Mittheilungen machen. Oder glauben Sie wirklich, er ſollte das Aufſehen ſcheuen, das es in der Welt machen könnte, einen jungen, mächtigen Prinzen mit einer Dame von Stande fremde Länder durchziehen zu ſehen, um ſich mit Kenntniſſen und neuen Anſichten zu bereichern? Sagen Sie mir, Maeſtro, Sie ſind von dem Schlage und haben ein Urtheil darüber — ich — ich habe keinen Sinn für das —"

Quanz erzählte jetzt, daß er dem Prinzen von einer Flucht nach Polen geſprochen, um dort an der Seite der Gräfin in ungeſtörter Glückſeligkeit ſeine Tage zu verleben, bis daß ſein hohes Geſchick erfüllt ſein und ihn auf den Thron berufen würde.

Die Gräfin lachte ſpöttiſch und verächtlich: „Solch ein Gedanke," warf ſie hin, „konnte nur in dem Kopfe eines deutſchen Flötenbläſers entſpringen. Er iſt eben ſo abgeſchmackt als ſentimental. Sie glauben, ich könnte daran denken, dies für ein Glück zu halten? Nein, mein Freund, und wenn ich ſchön und mächtig wie Armida wäre, ich wollte mit Rinaldo nicht in meinem Zauberpalaſte allein wohnen. Pfui, welch ein Gedanke kam Ihnen in den Sinn, mich vergraben zu wollen? Iſt die Tochter des Königs von

Polen zu ſchlecht, die Freundin eines Prinzen von Preußen zu ſein? Muß man ein ſolches Bündniß der Welt verbergen?“

„Aber der Vater — der König —“

„Quanz, Sie beleidigen mich mit Ihren Bedenklichkeiten. Die Könige von Frankreich wählten ihre Gebieterinnen aus den niedern Ständen, mein Vater ſelbſt war in der Wahl nicht ſchwierig, hier iſt es eine Fürſtin, die ſich einem Prinzen, zwar einem Thronerben, doch nur dem Erben eines ſehr jungen Thrones, als Freundin, Leiterin, Bildnerin anbieten will. Glauben Sie mir, ich werde das Verdienſt haben, das Ländchen zu civiliſiren: dieſen rohen Preußen, die von der Galanterie nichts wiſſen, und ſich ſo ziemlich gebehrden, wie das Thier, auf dem ich liege, als es noch lebte, will ich ſanftere Sitten, Sinn für die Künſte, für die Reize des Lebens beibringen. Ein ſchweres Werk, doch lohnend. Nun, was ſagen Sie, Quanz?“

„Ihre Ideen ſind vortrefflich, nur ſteht Vieles der Ausführung entgegen,“ antwortete zögernd der Muſiker, „verlangen Sie, Gräfin, daß ich Ihnen das erkläre?“

„Ich bin doch um meinen Morgen, alſo langweilen Sie mich immerhin,“ ſagte die Gräfin faſt tonlos.

„Ich will mir Mühe geben, ſo pikant zu ſein als möglich,“ fiel hier der Muſiker nicht ohne boshafte Beziehung ein. Der Hof von Preußen hat eine Verfaſſung, von der Sie ſich keinen Begriff machen können, Madame, es zieht ſich dort ein Band durch's Leben —“

„Mein Gott, wie kann ein Mund, der ſo göttlich die Flöte bläſt, ſo einfältig ſprechen —“

„Ich werde ſchweigen —“ antwortete ſcheinbar beleidigt der Künſtler —

„Ich will, daß Sie fortfahren, bei meiner Ungnade!“ rief die Gräfin, „geben Sie mir den Becher auf einmal — ich will geduldig ſein —“

„Dies iſt das Band der Familie, ein heiliges Band, das der Deutſche ehrt, der arme Taglöhner, wie der Fürſt. Der König von Preußen achtet ſeine Würde als Familienvater höher als alle anderen, womit der Zufall ihn beſchenkte —“

„Ah, das iſt neu!“ warf die Gräfin mit ſpöttiſchem Lächeln hin, „der gute Familienvater mißhandelt ſeine Gemahlin, prügelt ſeinen Sohn — mein Gott! wenn ich daran denke, daß er den Prinzen prügelt, und daß dieſer es duldet, ſo könnte ich ihn wahrhaftig nicht mehr lieben —“

„Sie lieben ihn auch nicht, Gräfin!“ ſagte ernſt der ſchöne

Mann, der jetzt ſeine Flöte ergriffen hatte, und einige Läufe vrobirte. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen vorſpiele, ſtatt zu ſprechen — Sie lieben ja meine Flöte —"

„Nicht ſpielen — jetzt nicht!" rief die Gräfin halb bittend, halb wie ein unartiges Kind, das ſeinem Eigenſinne folgen will. „Gut, das war der Familienvater, und was haben Sie nun noch von dem Familienſohne im Hinterhalte?" fragte ſie dann, mit durchdringendem Blicke auf dem Muſiker verweilend.

„Daß er eben als ein guter Sohn, ſelbſt den ſtrengen Vater dennoch über Alles liebt, ihm gehorcht und ſeine Eigenheiten mit Geduld trägt, aber um keinen Preis ſich Sitten aneignen würde, die, wenn ſie auch jetzt in der ganzen Welt herrſchten, doch in ſeinem kleinen Vaterlande nicht — beliebt ſind. —"

Das Ende dieſer Rede wurde, um muſikaliſch zu ſprechen, **ralentando** oder faſt **moriendo** geſprochen.

„Aber trotz ſeiner geduldigen Ergebung in den Willen ſeines Vaters," rief die Gräfin lebhaft, „will er fliehen, nach Frankreich, nach England, was weiß ich? Glauben Sie mir, daß ich meine Spione habe. Er iſt um Päſſe beim Grafen Hoym eingekommen. Von hier aus will er ſeine Flucht bewerkſtelligen. Allein auf dieſem Wege erhält er nichts. Der Miniſter merkt die Falle, die man ihm ſtellen will. Für zwei Offiziere, die incognito reiſen wollen, ſo lautete das Geſuch. Mein Himmel, als wenn unſere gewiegten Diplomaten ſo etwas nicht gleich durchſchauten! Quanz, mein Freund, hören Sie! Sie werden dadurch noch höher in meiner Gunſt ſteigen. Vertrauen Sie dem Prinzen, daß vor mir an dieſem Hofe kein Geheimniß iſt; Alles ſteht in meinem Solde. Ich beſitze verſchiedene Mittel dazu. Sagen Sie ihm, er ſolle ſich mir in die Arme werfen; ich verſchaffe ihm Päſſe, Geld, kurz Alles, was ihm fehlt. Sagen Sie ihm, er möge den Zwang ablegen — ich — die hier die Lenkerin iſt, wolle mich ihm ganz unterwerfen — mich ihm unterwerfen mit dem ergebenen Sinn einer gutmüthigen Sarmatin — ihm ganz gehören — Ha! wer ſtört uns? — —"

Ein polniſcher Bedienter war eingetreten, bückte ſich bis auf die Erde, und meldete den preußiſchen Herrn.

Die Gräfin ward plötzlich glühender roth, als ſie es von den Flamingofedern ſchon geweſen war.

„Sehen Sie, Quanz?" rief ſie triumphirend. Sie winkte ihm mit der Hand, und der Vertraute zog ſich in eine Nebenabtheilung des Zeltes, deren Vorhang er ſchnell hinter ſich zufallen ließ. Der

Buſen der Gräfin wogte ungeduldig auf und ab; ſie ſuchte ſich zu ſammeln, dann ſagte ſie leiſe auf Polniſch:

„Laß den Preußen kommen!“

Sie hatte nur einen kurzen Augenblick, um ihre Lage zu verbeſſern, und über die ſchmollende Miene nachzudenken, mit der ſie den Kronprinzen von Preußen empfangen wollte, da öffnete ſich der Vorhang des Eingangs, und herein trat ein junger Offizier, den ſie nicht kannte.

Es war Katte, der von ſeinem Gebieter abgeſandt ſein wollte, deſſen Nichterſcheinen bei der liebenswürdigen Dame auf das Artigſte und Beſte zu entſchuldigen, indem ihn ſehr wichtige Geſchäfte, die ihn ganz unvermuthet bis hieher verfolgt, davon abhielten. Der Beſuch war nur kurz; die Gräfin war kaum im Stande, eine Antwort zu geben, und Katte empfahl ſich.

„Quanz!“ rief ſie dem Wiedereintretenden entgegen, „geben Sie Befehl, daß man ſattle, und ſchicken Sie mir meine Kammerfrau. Ich will mich losreißen von dieſen Träumereien, und wieder einmal die militäriſche Luft des Lagers einathmen. Die wird mich mir ſelbſt zurückgeben. Das Mährchen vom Familienband erzählen Sie mir auf den Abend weiter, wenn's nicht zu ſchaurig wird. Adieu!“

Quanz entfernte ſich, ohne ein Wort zu ſagen, unmerklich wie aus Mitleid die Achſel zuckend, und die Gräfin ſank mit geſchloſſenen Augen auf den Hals des Bären zurück, den ſie mit ihren beiden weißen Armen krampfhaft umklammerte.

14.

Friedrich harrte in dem Hölzchen, das ſich an der Weſtſeite des Lagers bis zu den blumigen Ufern eines kleinen Baches erſtreckte, ſeines Abgeſandten. Dieſe idylliſche Ruhe that ſeinem Herzen wohl, das an ſeinen wunden Stellen von all' dem Lärm und kriegeriſchen Apparat, der ihn hier umgab, ſehr ſchmerzhaft berührt wurde. Welch ein Zwieſpalt herrſchte in dieſem jungen Herzen! das Bewußtſein, daß er zum Herrſcher geboren, erfüllte Friedrich ganz, er fühlte ſich getrieben, der hohen Stellung genug zu thun, für die das Geſchick ihn vorausbeſtimmte, ehe es ihm erlaubte, ſeine Neigungen zu befragen, er mußte ſich mit Kraft erfüllen, Allem zu entſagen, wenn es gefordert würde, um ſeinem Berufe zu entſprechen; und dabei jene Neigung zur holden Ruhe des Denkens und Empfindens, des geiſtigen Genuſſes jeder Schönheit im Leben wie in der Kunſt, jenes

Hingeben den Gefühlen des Augenblicks, jenes Nachfühlen erlebten Glückes, das dem Menſchen die Thatkraft raubt, und ihm nur die Fähigkeit läßt, ſich ſelbſt zu genügen. Wer hätte es ahnen ſollen, daß es dereinſt doch dem großen Geiſte vorbehalten ſein würde, dieſe Extreme zu vermitteln und einen ſo vollkommenen Regenten aus dieſem Jünglinge zu bilden, den wir jetzt in Zweifeln und Kämpfen faſt dem Untergange nahe ſehen?

Der Prinz war überraſcht, als er ſeinen Boten mit der Nachricht zurückkehren ſah, daß die Gräfin unter mancherlei Beſchönigungen und Ausflüchten ſeinen Beſuch abgewieſen habe. Katte ſuchte geſchickt die abſchlägige Antwort dadurch zu erklären, daß die Gräfin in irgend einem zärtlichen Verhältniß ſtehe und den Beſuch des Prinzen vermeiden wolle, um nicht die Eiferſucht ihres Anbeters zu erregen. Der Prinz konnte ſich dabei nur nicht die herausfordernden Blicke deuten, die ihm die Gräfin ſeit ſeinem Erſcheinen im Lager bei jeder Gelegenheit zugeſandt hatte, und denen er ausgewichen war, ſo gut er konnte, um ſeinem Vater nicht Urſache zum Mißvergnügen zu geben. War die Gräfin vielleicht darüber erzürnt, daß er erſt jetzt daran gedacht, ihr einen Beſuch abzuſtatten? war es nicht recht von ihm geweſen, die ſteife Etikette zu beobachten, und ſich förmlich bei ihr anmelden zu laſſen? Er kannte ſie ſo genau, daß er dieſes Ceremoniells bei ihr wohl überhoben geweſen wäre; das iſt gewiß. Friedrich hoffte, daß die nächſte Zukunft dieſe Zweifel leichter löſen würde, als manche andere, die ihn jetzt erfüllten, und beruhigte ſich bald darüber, ein Paar glückliche Stunden bei dem ſchönen Weibe einzubüßen, die ihn vielleicht in neue Intriken verſtrickt haben würde.

Katte aber war gleichfalls erfreut, daß ihm die Liſt gelungen war, ſeinen Freund vor einer Zuſammenkunft bewahrt zu haben, die ihm gefährlich für ihn geſchienen. Der Eifer, womit er das Nöthige zur ſchleunigen Flucht eingeleitet hatte, verbürgte ihm die Gewißheit, daß Friedrich die Gräfin nicht mehr ſprechen würde.

Das Geſuch um Päſſe für zwei incognito reiſende Offiziere war indeſſen dem Miniſter Hoym übergeben worden, und ſo geheim dies auch geſchehen war, und ſo ſehr man auch gebeten hatte, nichts davon laut werden zu laſſen, ſo war die Gräfin doch ſchon davon unterrichtet, wie wir gehört haben, und mit der Gräfin wußte es Grumbkow, Seckendorf und Andere von des Königs Gefolge.

Eine geheimnißvolle Bitte dieſer Art konnte nicht anders als den Argwohn des Miniſters erregen, der von dem Verhältniß des

preußischen Kronprinzen zu seinem Vater vollständige Kunde hatte, und von dem es längst als gewiß vorausgesetzt worden war, daß er sich durch Flucht der väterlichen Gewalt entziehen würde: die Verantwortlichkeit war aber zu groß, als daß irgend Jemand sich befugt gehalten hätte, die Hand dabei zu bieten.

Die beiden jungen Leute täuschten sich sowohl über ihre Lage, als auch über die Mittel, die sie zu ergreifen hatten, sich ihr zu entziehen.

Horm lehnte das Gesuch ab.

Die Freunde waren lange berathend zusammen gewesen, was nun zu beginnen sei. Der Prinz meinte die Flucht dennoch verkleidet zu unternehmen, durch Mitteldeutschland bis an den Hof des befreundeten Herzogs von Würtemberg zu eilen, und von dort aus zu sehen, wie die französische Gränze zu erreichen sei. Katte war diesem Plane geradezu entgegen, da er ihm zu abenteuerlich erschien, und er den Kronprinzen nicht in augenscheinliche Gefahr bringen wollte. Er rieth dazu, sich von jetzt an ruhig im Lager zu halten, da der Besuch des Königs nicht mehr von langer Dauer sein könne, und durchaus keine Veranlassung zum Mißtrauen zu geben. Damit die Späher, die sie vielleicht von nun an umgeben würden, sich vollkommen getäuscht sähen, wurde beschlossen, sich allen Zerstreuungen zu überlassen, die der Aufenthalt so reichlich bot. Zugleich aber schlug Katte vor, den dem Prinzen sehr ergebenen Secretär der englischen Gesandtschaft in's Interesse zu ziehen, und ihn bei seiner bevorstehenden Abreise nach England mit Briefen an den König zu beauftragen, in denen man um die Erlaubniß anfragte, in England ruhig bleiben zu dürfen, oder in Frankreich durch englische Vermittlung Schutz zu finden.

Der Gesandtschafts-Secretär, ein gewandter Mann, versprach zu thun, was man von ihm verlangte, und die Stimmung für den Kronprinzen am Hofe seines Souveräns gehörig zu prüfen. Er sollte in wenigen Tagen das Lager bei Mühlberg verlassen, und versprach, günstige Nachricht nach Berlin zu bringen. —

Die Feste, womit König August seine Gäste erfreute, nahmen während dieser geheimnißvollen Episode indeß ihren rauschenden Fortgang. Unerschöpflich war die Erfindungskraft der dabei thätigen Hofbedienten und Künstler, eben so unerschöpflich aber auch schien der Schatz des Polenkönigs, die ungeheuern Summen für so vorübergehende Dinge aufzutreiben, wie Feuerwerke und andere großartige Volksbelustigungen sind.

Der König von Preußen schien sich trefflich zu unterhalten,

und die bösen Familienhändel gänzlich vergessen zu haben, die ihn eigentlich von Hause vertrieben hatten. Man hütete sich von allen Seiten wohl, ihm die Muthmaßungen über die beabsichtigte Entweichung des Kronprinzen hier schon zu hinterbringen, um ihn nicht aus seiner guten Laune zu reißen, die den Höflingen zur Erreichung mancher eigenen langgehegten Zwecke sehr erwünscht war.

Bei allen diesen Gelegenheiten aber machte der Kronprinz von Preußen stets eine sehr eigenthümliche Figur. Obgleich der ihm inwohnende Geist sich hie und da schon offenbart hatte, und seine nähere Umgebung oft von seinen Fähigkeiten sprach und ihn so zu einem Gegenstande einer Aufmerksamkeit machte, die jene schon bei Weitem überflügelte, welche seinem Range gezollt wurde, so war sein still hinbrütendes, ungewandtes Benehmen doch nicht im Stande, die Spöttereien des sächsischen Kurprinzen und der andern Kavaliere des polnischen Hofes zurückzuhalten, die in Allem, was Courtoisie, ritterliche Uebungen und eine dadurch erlangte Freiheit im Benehmen betraf, ein großes Uebergewicht besaßen. Ueberhaupt standen in diesem Punkte die im Gefolge des Königs von Preußen befindlichen Herren bedeutend zurück, mit Ausnahme Weniger, denen die Gelegenheit zum Reisen zu Theil geworden war. Die Beschaffenheit des Berliner Hofes zur damaligen Zeit gab eben keine Veranlassung seine Bildung in solcher Hinsicht zu vervollkommnen. August's Hof jedoch war ein strahlender Abglanz des französischen, mit der orientalischen Färbung, welche das polnische Element in ganz eigenthümlicher Weise hinzuthat. In dieser Beziehung war keine Hofhaltung mit der August's zu vergleichen und es reicht an die Wunder- und Märchenwelt, was uns damalige Schriftsteller als treue Berichterstatter und Augenzeugen darüber aufgezeichnet haben.

Nächst den großen Jagdparticen, die mit aller romantischen Ritterlichkeit abgehalten wurden, und den Kavalieren Gelegenheit gaben, sich als kühne Reiter, treffliche Schützen und muthige Jäger zu zeigen, wurden nächtliche Feste gefeiert, die den vollständigsten Gegensatz zu jenen boten. Wann nach der Jagd, mitten im Walde, das Zelt von schwerem Goldstoff an den Aesten der alten Eiche aufgehängt und in der improvisirten Waldküche das erlegte Wild zum Genuß nur dürftig zubereitet wurde, wobei abenteuerliche Gefäße, sämmtlich auf Jagd und Wild in nachahmenden Formen bezüglich, die Tafel bedeckten und colossale Trinkgefäße in der Gestalt von Haubitzen und Mörsern, aus massivem Silber und Gold, zum Rundtrunke kreisten, naheten sich gegen das Ende des Mahls

verkappte Waldgeister und Gnomen, die in lockenden Stellungen die Jäger ihnen zu folgen aufforderten. Hier führten sie dann einen Trupp zu stillen Seen, in tiefen Büschen versteckt, wo artige Najaden die schlanken Glieder badeten und die Ankommenden mit neckischen Gebehrden bespritzten; dort fanden Andere in hellerleuchteten Grotten, durch dunkle, vielverschlungene Gänge den Weg, wo irgend eine schlafende Schöne im Stande der Unschuld und Natur ihre Reize den Blicken der Eintretenden sorglos preisgab.

Man sagt, daß August, um den Kronprinzen von Preußen die Reize der Gräfin Orzelska vergessen zu machen, einst seinen Gast auf eine solche unvorbereitete Weise zu einem himmlischen Mädchen gelangen ließ, das in seiner vollständigen Schönheit schlummernd lalag. Da soll aber der strenge Vater seinem Sohne das ernste Kommando „Hut vor die Augen“ zugerufen und dem König August erklärt haben, daß er kein Freund von dergleichen sei und augenblicklich sein Hoflager verlassen werde, wenn jemals wieder so etwas geschehen sollte.

August begriff damals seinen königlichen Freund nicht. August's Höflinge aber belächelten ihn nur um so mehr, da sie ihm schon den Beinamen „der Unteroffizier“ gegeben hatten, und an dem Kronprinzen von Preußen war die Scene vorübergegangen, ohne Eindruck auf ihn gemacht zu haben. An die Gräfin dachte er aber wieder mehr als je und er wollte Alles daran setzen, mindestens eine Unterredung mit ihr zu haben.

15.

Die schönen Tage naheten sich ihrem Ende. Eine große Revue über die versammelten Truppen sollte das Ganze beschließen, um so doch wenigstens den Namen „das Lager“ zu rechtfertigen, da diese merkwürdige Zusammenkunft der beiden Fürsten eben so gut „die Messe oder die Hoffeste bei Mühlberg“ geheißen werden konnte.

Quanz, der geliebte Künstler, besuchte noch einmal, die Flöte unter dem Arm, seinen Freund, um von ihm Abschied zu nehmen. Er fand Friedrich in seinem Zelte; er war heiter.

„Wenn ich hier länger bleiben sollte,“ sagte er zu dem Eintretenden, „so fühle ich es wohl, daß es mir am Ende gefallen könnte. Alles, was mich zu Hause drückt und plagt, weil es mir zu nahe auf den Leib rückt, sehe ich hier in einer wohlthuenden Entfernung und selbst mein Vater wird von der Zerstreuung an-

gezogen und läßt mich meinen Weg geben. Was thut nicht die Zerstreuung? Wie großmüthig macht sie uns nicht, wie edel und weise! Auch der edelste und weiseste Mensch bedarf derselben, um sich auf seiner reinen Höhe zu erhalten. Wahrhaftig, ich fange an allen diesen Sachen Geschmack abzugewinnen und gedenke mit Angst und Schrecken an unsere Berliner Einförmigkeit. Wie wär' es, Quanz, wenn Sie mich auf Reisen begleiteten? Ich könnte Ihnen freilich für jetzt nicht Alles gewähren, was Sie schon hier besitzen, allein ich werde später Sorge dafür tragen, daß Sie nichts entbehren sollen."

„Sie gedenken also wirklich zu reisen, mein Prinz?"

„Und warum nicht? Soll ein Prinz sich nicht unterrichten? Und wo kann man das wohl besser, als auf Reisen? Der Czar reiste, und mit welchem Vortheil? Alle Fürsten, die einst als Herrscher etwas leisten wollen, müssen zu fremden Nationen hin, um durch den Augenschein zu lernen, was Bücher nicht enthalten, worüber sie keinen Aufschluß geben."

„Und seit wann haben Ew. Königliche Hoheit diesen Gedanken so bestimmt gefaßt?"

„Seitdem ich hier bin, mein Freund, ist es mir zur Gewißheit geworden, daß ich reisen muß, früher schon dacht' ich mir's immer nur als angenehme Möglichkeit. Ich will die Männer sehen und sprechen, deren Werke mir so hohe Achtung eingeflößt haben, ich will Frankreich und England besuchen."

„Und wider den Willen ihres Vaters?"

„Sie errathen, Quanz, daß mein Vater solchem Vorhaben entgegen sein wird. Aber glauben Sie denn, daß dem Kronprinzen von Preußen nicht Mittel zustehen sollten, eine Reise nach Frankreich und England zu unternehmen, ohne erst die Einwilligung seines Vaters mit stillem Gehorsam abzuwarten? Glauben Sie, daß das den Thron oder den Kopf kosten kann?"

„Mein gnädigster Prinz, bei der strengen Sinnesart Sr. Majestät des Königs glaube ich mir jede schreckliche Folge eines solchen Schrittes vorstellen zu können, Sie täuschen sich im Gefühle Ihrer jugendlichen Kraft —"

„Sprechen Sie es nur aus — warum stocken Sie? Sie wollten sagen, meines Leichtsinnes! Sprechen Sie es aus, und Sie geben mir dadurch Gelegenheit mich zu vertheidigen."

„Wenn Sie mir die Freiheit denn gestatten wollen, so will ich Ihnen treuli die Wahrheit sagen. Eine Reise, die Sie ohne Bewilligung Ihres königlichen Vaters in diesem Augenblick unter-

nähmen, würde von der Welt mit einem andern Namen belegt, und Sie in eine Klasse von Reisenden geworfen werden, die einen mindestens zweideutigen Schein auf Sie zöge. Man würde von Flucht und von Flüchtling sprechen. Sie sind nicht nur Prinz, sondern Sie sind auch Offizier. Wissen Sie nicht, was ein Offizier wird, wenn er ohne Erlaubniß seines Vorgesetzten seine Fahne verläßt? Wissen Sie nicht, welchen Gesetzen er verfällt? Die Kugel dem Deserteur, so spricht das strenge Kriegsrecht —"

„Halten Sie ein, mein lieber Quanz, wohin führt Sie Ihre aufgeregte Künstlerphantasie? Und Sie könnten glauben, daß König Friedrich Wilhelm von Preußen eine antike Tragödie aufzuführen sich berufen fühlen werde? Sie könnten glauben, daß er, ein zweiter Brutus, seinen eigenen Sohn zum Tode verurtheilte, um der Welt ein Beispiel zu geben? Sie kennen die Zeit, in der wir leben, Sie kennen meinen Vater nicht. Die antike Heroenzeit ist vorüber."

„Und hat die neuere, die neueste Zeit nicht ähnliche Beispiele aufzuweisen? Bluteten Don Carlos und Alexei nicht auf den Befehl ihrer Väter?"

„Der barbarische Russe, der mordgewohnte Spanier: mein Vater ist ein ehrlicher Märker. Wenn gleich König und Herrscher, wenn gleich beleidigter Vater, wenn auch zürnend, wie der donnernde Jupiter, der Kern seines Herzens bleibt weich und gut. Kennen Sie die einfachen Freuden des Mannes, der mein König ist und den ich Vater nenne? Wissen Sie, wie still er sich freut? ein zirpendes Grillchen hört man mitten durch seine Feste. Da ist nicht das Toben bacchantischer Lust, das Selbstvergessen erzeugt und die laute Stimme des Gewissens übertönt; eine einzige schwarze That würde zu sehr das so stille, einförmige Gewebe der Häuslichkeit durchzellen, das der König um sich gezogen hat. Es wäre um das Glück seines Lebens für immer geschehen und ich könnte eben so an einen Selbstmord des Königs glauben, als an das, was Sie voraussetzen."

„Ew. Königliche Hoheit wollten also —?"

„Entfliehen, mein bester Freund, nennen Sie es so, wenn Sie nicht anders wollen. Aber, Quanz, ich bin auch im Grunde meines Herzens ein friedlicher Märker. Ich werde mitten in der großen Welt, in dem glänzenden Gewühle der Höfe von London und Paris oft meine einsamen Stunden haben, wo es mich überkommen wird, wie Heimweh — wie Heimweh nach meinen Sandflächen, nach meinen Tannen, nach der schleichenden Spree — nach

— warum soll ich's Ihnen verschweigen — nach den Rüben meines Vaterlandes. Oder glauben Sie, daß so etwas nicht auch im Stande wäre, selbst einen jugendlich starken Geist mit Wehmuth zu füllen? Was glauben Sie, Quanz? Was denken Sie? Sie sehen mich so seltsam an, und sagen nichts —"

„Vollenden Sie, Prinz, ich habe, seitdem ich Sie so sprechen höre, allerdings meine eigenen Gedanken."

„Nun sehen Sie, und da wäre es schön, wäre es vortrefflich, Quanz, wenn ich meine Flöte ergreifen könnte und Sie die Ihrige, und wir dann so im fremden Lande jene Melodien, jene Sätze spielen könnten, die uns mit einem Male wie durch einen magischen Ruck in die Heimath versetzten. Nicht den Zorn meines Vaters fürchte ich, nichts auf der Welt — aber ich fürchte diese Entbehrung. Quanz, Sie müssen mit mir —"

„Sie wollen also als Prinz reisen, nicht incognito, wenn ich recht verstehe. Außer dem Flötenbläser Quanz wird wohl noch mancher andere Virtuose die Ehre haben Sie zu begleiten; nicht allein die Flöte, nicht allein die Musik reicht wohl hin trübe Eingebungen, finstre Stunden zu verscheuchen. Prinz Friedrich hat ein großes Herz, wer wüßte das nicht? Es ist allem Schönen geöffnet. Es gibt noch herrlichere Reizungen im Leben."

„Wo wollen Sie hinaus?"

„Allerdings ist es herrlich an der Seite eines geliebten Weibes, einer hochbegabten Frau —"

„Bei Gott! ich verstehe Sie nicht? was meinen Sie?"

„Nun denn — die Gräfin Orzeska —"

„Die Gräfin?"

„Reist mit —"

„Die Gräfin — reist mit? Wie kommen Sie zu diesem Gedanken? Die Gräfin sprach ich noch nicht einmal — Sie weicht mir aus, Sie hat mich nicht angenommen —"

„Da liegt ein Irrthum verborgen. Die Gräfin, deren Gunst und Vertrauen ich mir schmeicheln darf zu besitzen, hat mir selbst einen köstlichen Reiseplan für Sie entworfen, den ich vollständig in Ihren Worten wiederzufinden glaubte. Es war ein Plan, der um so leichter auszuführen ist, da sie über große Mittel zu disponiren hat —"

„Quanz, Sie geben weit —"

„Um Verzeihung, mein Prinz, Sie erlaubten mir offen zu sprechen, und ich erzähle hier, was die Gräfin für Absichten hatte. Sage ich doch nicht zugleich damit, daß sie sie erreicht haben würde,

haben könnte. Glauben Sie mir, die Gräfin paßt herrlich zu einer Rolle, wie sie ähnliche Damen am Pariser Hofe stets zu übernehmen pflegten, die den Herrscher und das Land regieren und die wichtigsten Dinge als Mine ihrer Laune, wenn's beliebt, in die Luft springen lassen. Ich weiß zu wohl, daß die Gräfin sich verrechnet hat, um Anstand zu nehmen hier ganz unumwunden darüber mit Ihnen zu sprechen, mein Prinz!"

„Die Gräfin, und immer die Gräfin! Die Sache ist mir interessanter, als Sie denken, und nun bin ich die lange Zeit hier und keine Erklärung von ihrer Seite, keine Verständigung — wie geht das zu? Ich sandte doch Katte —"

„Um Sie zu entschuldigen, daß Sie nicht kommen könnten. Ich war der verborgene Zeuge, um zu sehen, wie das die Sehnsüchtige ergriff —"

„Aber Katte sollte sie um die Erlaubniß bitten mich anzunehmen —"

Der Prinz war auf dem besten Wege sich zu ereifern; das Gespräch hatte ihn ganz aus der Laune gebracht, in der er sich befand, als Quanz zu ihm eingetreten war. Er schellte.

„Man suche den Lieutenant Katte — sogleich!"

„Er ist draußen —"

„Er soll kommen —"

Der Prinz forderte den Eintretenden mit ernstem Tone auf, sich zu rechtfertigen, weßhalb er der Gräfin eine falsche Nachricht gebracht und ihn hintergangen habe.

„Gnädigster Herr," sprach Katte kurz und entschlossen und warf sich dem Prinzen zu Füßen, „ich fürchtete die Gräfin für unsern Plan —"

„Vortrefflich," rief der Prinz, „wie sich doch die beiden Freunde in ihrer Sorge für meine Wohlfahrt begegnen! Zwei Hofmeister, die unberufen sich in meine Angelegenheiten mischen. Meine Herren, ich nehme das sehr übel und will sogleich zur Gräfin hin, um ihr den Wahn meiner Unhöflichkeit zu benehmen. Katte, Sie sollen mit mir und das Versehen entschuldigen, wenn Sie es im Stande sind. Sie werden ein Mißverständniß vorschützen."

Quanz wurde kalt verabschiedet: Katte folgte dem Prinzen ziemlich gleichgiltig. Was er besorgt hatte konnte nun nicht mehr eintreffen. Die Flucht war ohne die Dazwischenkunft der Gräfin vereitelt und am andern Tage war ja die Trennung, und zwar für lange Zeit, vorauszusehen.

Es machte einen unfreundlichen Eindruck auf den Prinzen, als

er den prächtigen Pavillon der Gräfin zu Geſicht bekam. Die Draperien der Eingangsthüren waren niedergelaſſen, die Wachen abgezogen. Auf dem Platze lag Heu und Stroh, zerriſſene Papiere; Alles hatte ein verlaſſenes, öres und zerſtörtes Anſehen.

Die Gräfin war in der Nacht auf ihre Güter in Polen gereist. Friedrich ſah ſie nie mehr im Leben: ſie verſchwand bald für immer von dem glänzenden Theater der Welt, wo ſie eine überraſchende, wenn auch nur ſehr vorübergehende Rolle geſpielt hatte. Wie begraben in ihren Wildniſſen hörte man nichts mehr von ihr. Mit mildem Sinne ſoll ſie Klöſter gegründet haben und in einem derſelben ſelbſt Nonne geworden ſein.

Katte glaubte freier athmen zu können, als er ſeinen Freund dieſer drohenden Klippe glücklich entronnen ſah. Friedrich verzieh ihm endlich den begangenen Betrug um der guten Abſicht willen.

16.

Die Zurückkunft des Königs nach Berlin trug den Charakter der Eile an ſich. Man benützte ſie nur zu einer kurzen Raſt von wenigen Tagen, um ſogleich wieder eine Reiſe nach Süddeutſchland und an den Rhein anzutreten. Der König ſchien plötzlich Geſchmack am Reiſen gefunden zu haben.

Die Königin hatte zur Feier der Zurückkunft in ihrem Garten zu Monbijou, einem kleinen Pavillon vor der Stadt, ein Feſt veranſtaltet, das freilich nicht mit den großartigen Feſten in Mühlberg den Vergleich aushielt, doch dafür ein recht herzliches Gepräge an ſich trug. Außer der königlichen Familie waren auch die Staatsminiſter und Geſandten geladen. Sowohl Grumbkow als Seckendorf, der Geſandte des Kaiſers, erſchienen mit vielem Aplomb; ſie hatten das Bewußtſein die engliſche Intrike vereitelt zu haben und hofften nunmehr über die Hand der Königlichen Kinder nach ihrem Willen ſchalten zu können.

Alles überließ ſich der Freude; die Königin und die Prinzeſſin, welche beſorgt hatten, daß der Kronprinz einen Verſuch machen würde, ſich der väterlichen Gewalt zu entziehen, waren beruhigt ihn wieder zu haben, und glaubten daraus auf ein beſſeres Einverſtändniß zwiſchen Vater und Sohn folgern zu können. Friedrich ſelbſt trug dazu bei, dieſe Meinung in ihnen zu beſtärken. Das Wiederſehen ſeiner geliebten Mutter und Geſchwiſter hatte ihn milder geſtimmt und die Zerſtreuungen des Lagers, ſeine weitläuftigen Feſtlichkeiten und fremdartigen Erſcheinungen ihn der unmittelbaren

Aufsicht des Königs so entrückt, daß er über die gewohnte harte und unwürdige Behandlung in letzter Zeit keine Klage zu führen gehabt hatte. Es begannen nun in diesem Kreise Vorsätze der besten Art sich zu bilden; Friedrich fühlte sich wieder einmal heimisch wohl; die trüben Tage der ersten Jugend schienen fernab in Nebel zu verschwimmen; die strenge Schulzeit schien vorüber. Der Kronprinz war in das reifere Jünglingsalter getreten, der König mußte das bemerkt haben. Eine natürliche Zuneigung herrschte zwischen Vater und Sohn ohnedies, und es bedurfte ja nur einiger kleinen Zugeständnisse von der einen, so wie eines kurzen Entgegenkommens von der andern Seite, um das beste Verhältniß herzustellen, das wohl jemals zwischen einem Monarchen und seinem Thronerben in dem weiten Gemälde der Weltgeschichte anzutreffen war. Friedrich war von den trefflichen Eigenschaften seines Vaters längst überzeugt; der Vergleich, der sich ihm nunmehr mit dem benachbarten Könige von Polen, wie von selbst, aufdrang, ließ alle Regententugenden des erstern in desto hellerem Lichte strahlen. Friedrich fühlte es: er konnte seinen Vater lieben, seinen König verehren. Er wollte diese Liebe, diese Ehrfurcht offen zeigen: er hoffte dadurch auf das Herz seines Vaters zu wirken und von ihm dagegen die Gewährung zur Befriedigung mancher Lieblingsneigung zu erhalten: die freie Wahl seines Umgangs, die Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften, die stille Zurückgezogenheit vom Hofe in irgend eine ländliche Einsamkeit. Reine, unschuldige Wünsche eines edeln, jugendlichen Herzens, deren Erfüllung ja auch nur stets das spätere Glück des großen Königs ausmachte.

Der Sohn hatte der Mutter diese innersten Gesinnungen vertrauensvoll gebeichtet; die — obgleich sie bei dem Charakter ihres Mannes an eine Verwirklichung jener Hoffnungen zweifeln mußte — doch alles that, sie zu nähren und zu bestärken, um einen unheilbringenden Ausbruch zu vereiteln und von der Zeit eine Vermittlung für die in ihrem Hause widerstreitenden Elemente zu erwarten. Die Schwester, gleichen Sinnes mit der Königin, wurde in das Interesse gezogen und ermangelte nicht durch Zureden ebenfalls auf das Gemüth ihres Bruders zu wirken.

Der König endlich, der nie daran gewöhnt gewesen war, auf keinen Widerspruch in seiner Familie zu stoßen, und sich nun von allen Seiten mit dem ergebensten Entgegenkommen behandelt sah, wußte nicht, welchem außerordentlichen Einflusse er dies zuzuschreiben hatte. Auf seine Stimmung machte es den wohlthätigsten Einfluß. Es herrschte nunmehr ein so anmuthiges, wechselseitiges Benehmen

im Königshause, wie es nur in einer schlichten Bürgerfamilie stattfinden konnte. War der König Abends in seinem Tabakscollegium, so sandte ihm wohl die Königin eine verdeckte Schüssel mit irgend einem Lieblingsessen von ihrer Tafel, die er freundlich annahm und beim Verreisen diesem und jenem von der Gesellschaft auch ein sattiges Stückchen davon zukommen ließ. Oder er verließ manchmal das Collegium, um seine Familie bei ihrem Souper zu überraschen, setzte sich auf dem Stuhl einer kleinen Prinzessin, und während er diese auf den Schoß nahm, bediente er sich ihrer Gabel, um plaudernd dies und das, was ihm gefiel, aus der Schüssel für sich aufzustochern.

Nie zuvor war dies freundlichvertrauliche Wesen in der Königlichen Familie bemerkt worden. Schade, daß es nur von so kurzer Dauer sein sollte; doch da die so eben beendete Reise nur allein — wie alle Gutgesinnten dachten — diese schöne Umgestaltung bewirkt hatte, so überließ man sich gern der Hoffnung, daß die jetzt wieder bevorstehende das Wunder vollenden und das gute Einverständniß für immer befestigen würde.

Dies aber waren die Ursachen, welche dem kleinen, von der Königin in ihrem Pavillon zu Monbijou veranstalteten Feste eben auch jenen herrlichen Stempel aufdrückten. Alle Intriken feierten; es war eine Windstille der außerordentlichsten Art eingetreten und was sich vorbereitete, geschah so unmerklich, daß es für den Augenblick nichts zu trüben, noch zu stören vermochte.

Man war von der Tafel aufgestanden, und der Kronprinz hatte sich in eine Ecke gestellt, um dem Spiele seiner Schwestern zuzuhören, die Clavier und Laute ergriffen hatten, als Keith, der Page, mit den Augen umhersuchend, in den Saal trat, und, als er Friedrich erblickte, ihm durch Winke zu verstehen gab, daß er ihm etwas allein mitzutheilen habe. Friedrich folgte ihm in's Vorzimmer, wo jener ihm einen Zettel in die Hand drückte und sich dann schnell entfernte. Es standen mit Bleistift die flüchtigen Worte darauf:

„Ich warte unter dem Seitenportale des Gartens. Eine wichtige Neuigkeit."

Es war Katte's Hand. Dem Prinzen kam diese Störung unrecht; es berührte ihn unangenehm diese Erinnerung an eine frühere, unruhvolle, nun vorübergegangene Periode seines Lebens. Er hatte Anfangs im Sinne, durch Keith dem Schreiber sagen zu lassen, daß er nicht kommen könne, er möge seine Neuigkeit bis zum andern Morgen bewahren, aber der Page war nicht mehr zu sehen, und

so mußte er sich entschließen, der Einladung dennoch zu folgen, und sich unter das Thor zu begeben.

Es war ein ziemlich starker Regen eingetreten; der Garten schwamm zwar im Dufte, allein zu einem Spaziergange war das Wetter doch nicht einladend. Friedrich's Entfernung aus dem Saale, in dem Augenblick als die Musik begonnen hatte, als deren großer Verehrer er bekannt war, mußte auffallen, wenn sie bemerkt worden war. Zwei Augen, die ihm überall folgten, hatten gesehen, daß er von Keith in's Vorzimmer gewinkt wurde, sein Fortgehen konnte ihnen eben so wenig verborgen geblieben sein. Der Prinz lief durch dicht verschlungene Laubgänge, deren Gitterwerk zwar den Regen abhielt, dennoch aber manchen schweren Tropfen durchschlüpfen ließ, der dann wie ein breiter Spiegel auf der Uniform erglänzte. Er erreichte das Portal, wo ihn die finstere, im Mantel verhüllte Gestalt Katte's erwartete. Das Geheimnißvolle der Scene machte auf das in diesem Augenblicke so weit offene Herz des Prinzen einen schmerzlichen Eindruck.

Katte zog einen Brief hervor.

„Was gibt's?“ fragte der Prinz.

„Nachrichten von unserm Vertrauten aus London,“ zischelte Katte. „Es trieb mich —“

„Und was willst Du, daß ich heute unternehme? Hier — jetzt? — fragte wieder der Prinz. Deine Hitze und Unbesonnenheit wählte schlecht Ort und Stunde.“

Katte lüftete ein wenig den Mantel, und die finstere Gluth seines Auges schoß einen langen Strahl nach seinem Freunde.

„Sie scheinen sich hier wohl zu behagen, und ich muß um Verzeihung bitten, daß ich die Sache für wichtiger hielt, als sie mir jetzt in der That erscheint,“ sprach er gelassen.

„Gib her —“ sagte der Prinz unwillig — „doch nein,“ setzte er dann schnell hinzu, „der Brief ist so ungeschickt groß, daß ich nicht wüßte, wo ihn lassen, und zurück muß ich, wenn meine Entfernung nicht auffallen soll. Behalte den Brief nur und sieh mich morgen damit. Dann wollen wir beschließen —“

„Wann — wo — soll ich Sie sehen,“ erwiederte Katte kalt. „Sie wissen ja, daß ich es vermeiden muß —“

„Wir wollen bei Nicolai diniren,“ sagte Friedrich. Dort sind wir ungestört. Die Sache wird trotz ihrer Wichtigkeit den Aufschub bis dahin erleiden können. Adieu!“

Katte unterdrückte eine Anwort, und verbiß den Schmerz.

Er stürmte fort. — Friedrich's Gleichgiltigkeit hatte ihm zu sorgen gegeben und zugleich empfindlich verletzt.

Beim Eintreten in den Gesellschaftssaal drängte sich der Kammerdiener Eversmann schnell an den Kronprinzen und sprach: „Wollen Ew. Königliche Hoheit wohl erlauben, daß ich die Uniform ein wenig abbürste; der Rücken ist ganz naß. Wer wird aber auch bei solchem Wetter in den Garten gehen!“

Die Musik war geendet, und die kleine Gesellschaft löste sich in kleinere Gruppen auf, die mehr oder minder angelegentlich zusammen sprachen. Grumbkow gesellte sich im Vorzimmer zu dem Kammerdiener des Königs, und schien sich von ihm etwas Wichtiges mit heimlicher Miene erzählen zu lassen.

Der Kronprinz warf einen flüchtigen Blick hin.

„Was ist das? Eversmann und Grumbkow! ich bin verrathen!“ rief es in seinem Innern; „so werde ich denn stets spionirt? wenn ich voll bin der aufrichtigsten Gesinnung, und Alles weit wegwerfe, was die Meinigen kränken könnte, umlauert mich dennoch nur Betrug und Verrath an diesem Hofe! Wem soll ich trauen? Wem kann ich es?“

Wider seine Gewohnheit wurde er nun aufmerksamer auf das, was sich um ihn zutrug. Ueberall glaubte er seine Feinde thätig; ein leises Gespräch, ein Wink, ein Blick, eine ernste oder heitere Miene, Alles gewann für ihn geheime Beziehung und Bedeutung. Alles mußte die Folge der Mittheilung sein, die der schlaue Eversmann dem ihm stets entgegenwirkenden Grumbkow gemacht hatte. Der bitterste Argwohn hatte jetzt in seinem Gemüthe Wurzel geschlagen.

Und er wurde still und einsylbig für den Rest des Abends, und verließ die Gesellschaft früher als alle Uebrigen.

17.

Friedrich's Unmuth war durch diesen Zufall wieder bedeutend gesteigert worden; er sah die Dinge plötzlich anders in der Wirklichkeit, als seine Träumereien sie ihm auf Momente vorgespiegelt hatten. Er stand allein am Hofe seines Vaters, von lauernden Feinden umgeben, die stets bereitwillig waren, seine unschuldigsten Neigungen, seine unbedeutendsten Handlungen dem Könige in dem schlimmsten Lichte darzustellen. Er war Prinz, der Erbe eines Thrones, und dennoch der unfreieste Mensch im weiten Reiche. Er, der dazu berufen war, einst hier zu herrschen, vor dem Alle

diese Creaturen, die sich jetzt so hart an ihm vergingen, einst zittern mußten, er wurde jetzt verfolgt und gemißhandelt. Welche Absicht konnte dabei zu Grunde liegen, als ihn gänzlich zu vernichten, ihn wegzudrängen aus dem angestammten Erbe, und es unmöglich zu machen, daß der Augenblick zur gerechtesten Vergeltung für ihn jemals eintreffen möge.

Er hatte keinen Freund, das fühlte er tief, als einen jungen Menschen, jung wie er, von gleichen Leidenschaften und Gefühlen beherrscht, aber eben so schwankend, eben so aller Stütze entbehrend, mit einem Worte — eben so unglücklich wie er.

In solchen Zweifeln war am andern Tage die kurze Zeit bis zur Mahlzeit verstrichen, denn die gewöhnlichen Diners wurden in dem Herrenhause bei Nicolai sogleich nach der Parade, das heißt um zwölf Uhr, gehalten. Die milde Sitte, erst zu Josty, unter der Stechbahn, zu geben, und Fleischpasteten, Baisers und dergleichen zu genießen, bemächtigte sich viel später erst der jungen preußischen Offizierwelt.

Herr Nicolai, der Besitzer der berühmten Restauration im Herrenhause, zeichnete sich durch seine gediegene Küche aus. Er trug seinen Namen schon damals mit Ehren, obgleich er von der Ostentation weit entfernt war, zu glauben, daß ihn im Verlauf eines Jahrhunderts eine große literarische Celebrität auszeichnen würde. Was Herrn Nicolai mit vorzüglichem Lobe nachgesagt wurde, war ein Festhalten am Vorhandenen, ein angeborenes Widerstreben jedem Fortschreiten ins Weite, und daher fand es sich auch, daß seine Küche sich besonders im Bereiten märkischer Produkte hervorthat, und grüner Schnittkohl mit einem Speckeierkuchen, oder ein gebratener Sandart, wie ihn die Spree lieferte, mit Teltower Rübchen nirgends besser aufgetischt werden konnte, als bei ihm. Diesen Vorzügen verdankte es der wackere Mann, daß er bei den Vornehmsten in Achtung stand, und selbst der König hatte ihn manchmal in frühern Zeiten beehrt, um der Madame Nicolai gute Küche zu erproben, und dafür ihr sowohl als ihrem Gatten auffallende Zeichen der Königlichen Gnade zugewendet.

Dies war der Mann, den wir jetzt, eine schneeweiße Serviette im Knopfloch, und die rothen, beringten Finger eilfertig reibend, unter der offenen Hausthüre stehen sehen, seinen hohen Gast erwartend.

Der Kronprinz kam mit seinem Freunde die Straße herunter, sprang ins Haus und rief: „Allons, Nicolai, das Zimmer!“

Worauf dieser, mit tiefer Verbeugung voraneilend, einige

Stufen erstieg, und eine kleine braune Thüre aufstieß, die in ein spärlich möblirtes, hohes, aber nicht besonders helles Zimmer führte. Ein kleiner Tisch, für Zwei gedeckt, mit blendender Damastwäsche und blanken Zinntellern belegt, stand vor dem altväterischen Sopha.

„Ew. Königliche Hoheit befehlen?“

„Die Suppe —“

„Welchen Wein?“

„Canarienfect und Pontak zusammengeschüttet.“

„Wohl —“

Und damit eilte er fort, um bald wieder zu erscheinen, die rauchende Suppenterrine in den Händen. Er spießte ein Huhn, das darin lag, an der Gabel auf, und indem er sich darüber hinbog, um es zu zerlegen, sah man ein großes, reich in Gold gefaßtes Brustbild von seinem Halse herabhängen. Es war das Bild des regierenden Königs, das dieser dem guten Bürger als Zeichen seiner Wohlgeneigtheit geschenkt hatte, und das er am Halse trug, wie man jetzt ein Kommandeurkreuz zu tragen pflegt. Mit dieser Gnade war ihm aber auch der Titel eines Königlichen Commissarius verliehen worden.

Da seine beiden jungen Gäste sich noch immer stumm einander gegenüber saßen, weil sie in der That auf seine Entfernung warteten, hielt er es für seine Pflicht, mit zudringlicher Gastwirthsbeflissenheit die Kosten der Unterhaltung zu bestreiten.

„Ew. Königliche Hoheit sollten keinen Canarienfect trinken,“ fing er an, „er erhitzt das Blut und stiftet nichts Gutes. Wozu denn immer nach dem Fremden greifen, da wir im Lande Alles haben, was gut mundet und gesund ist. Ich habe in meinem Keller fremde Weine von allen Sorten, und verkaufe sie, allein gegen unsere Produkte macht mich dies doch nicht ungerecht.“

„Der Herr Commissarius will doch nicht etwa, daß ich Märker Gewächs trinken soll?“ fragte der Prinz.

„Und warum nicht, als Probe wenigstens, versuchsweise! Ich ziehe mir in meinem Potsdamer Weinberg ganz artige Träublein, und habe mir aus den besten ein ganz niedliches Sätchen bereitet, das gut ausgegohren ist und ganz passabel schmeckt. Wenn ich so frei sein dürfte?“ und Nicolai wollte fortfringen.

„Danke, danke! Zum Nachtisch bringt uns lieber eine welsche Strohflasche —“ rief ihm der Prinz schnell nach.

„Mein Gott! eine welsche! erlauben mir Ew. Königliche Hoheit zu bekennen, daß ich den Wein gar nicht führe,“ sprach der Wirth, sich in die Brust werfend. „Ich war in meiner Jugend

in Italien, und da hab' ich einen solchen Degout vor dem Lande bekommen, daß ich's gar nicht sagen kann. Ein betrügerisches Volk, und ein Schmutz — na — ich darf's hier beim Essen nicht aussprechen — ein Berliner weiß, was sich schickt. Ich möchte gern alle Leute bitten, daß sie doch ja ihr Geld behalten, und im Lande bleiben sollten. Ich möchte eine Warnungsstimme für Alle ertönen lassen, die nach Italien reisen wollen. Glauben mir man Ew. Königliche Hoheit, es ist da nichts zu holen, als gewisse Dinge, die man gern wieder los wird; man spricht nicht gern davon! und Apfelsinen und Weintrauben die haben wir in der Chur-Mark so gut wie die Italiener, aber der Saft der Teltower Rüben ist auch nicht zu verschmähen, und der gedeiht nur bei uns. Belieben Ew. Königliche Hoheit sich von dieser appetitlichen Schüssel zu bedienen — mort de ma vie! um nicht ärger zu fluchen — ich wollte sehen, ob Ihnen ein italienischer Koch so etwas zu präpariren im Stande wäre, und was die Reinlichkeit betrifft, schon gar nicht. Es sind selbstgemachte Eischenwürste vom selbstgeschlachteten Schweinchen, und Rüben, die gestern Abend direct aus Teltow arrivirt sind. Süß wie Confect und Compott!"

„Schon gut," sprach der Prinz, „das selbstgeschlachtete Schweinchen möchte einem Italiener eben auch nicht sehr appetitlich erscheinen. Chacun à son gout! Aber was verbirgt denn diese starkduftende Schüssel, die da zugedeckt steht?"

Nicolai lüftete den Deckel und sagte süß schmunzelnd: „Ein cochon de laitchen, Spanferkelchen zu dienen, in seiner ganzen kleinen, niedlichen Gestalt!"

„Pfui, nehmt mir das Thier weg, es verdirbt mir den Appetit," rief Friedrich. „Gewöhnt Euch doch ab, solche todte Körper mit Haut und Haar auf den Tisch zu setzen. In meinem Alter macht man sich zwar noch nicht viel aus guten Schüsseln. Was den Hunger stillt, ist gut genug. So etwas war mir aber stets von frühester Jugend degoutant. Zerstückelt, entstellt den Leichnam und macht für Menschen genießbare Speisen daraus. Schreibt den goldenen Spruch in Eure Küche: il faut déguiser les cadavres qu'on mange!"

„Da bin ich nicht ganz gleicher Meinung, Ew. Königliche Hoheit," sagte Nicolai, zwar noch unterwürfig, aber doch mit einigem innern Groll, „und würde solche Neuerung in unserm Küchensystem gewiß nicht sehr approbirt werden, namentlich von Seiner des regierenden Herrn Majestät, der die großen Tafelstücke, die englischen Rindsbraten, die pommerschen Gänse und die

fetten Silberlächse aus Preußen sehr in Affection genommen, aber Maccaroni und Ragouts für den Tod nicht leiden kann. Will sogleich sehen, ob denn wohl so etwas in meiner armen Küche vorhanden ist."

Mit diesen Worten bob er das Spanferkel ab, und entfernte sich damit unter tiefen Bücklingen. Die beiden Freunde athmeten hoch auf, als sie den Schwätzer los wurden, von dessen deutlich zu verstehen gegebenem Ingrimm zu erhoffen stand, daß er sich mit den neuen Schüsseln sehr lange erwarten lassen würde.

„Das ist auch solch ein widerwärtiger Spion und Herumträger!" murmelte Friedrich vor sich hin. „Schließ' jetzt die Thüre und sprich leise! was hast Du mir zu sagen?"

Nun erst wurde der Brief geöffnet. Der vertraute Gesandtschaftssecretär schrieb, daß man den Prinzen am Königlichen Hofe von England nicht aufnehmen wolle. Man besorgte der Hader würde sich dadurch noch ärger entspinnen. Mit Geld versprach man hingegen, ihn reichlich zu unterstützen. Dies Letztere schien beiden Freunden wichtig genug. Mit Geld ließen sich Menschen gewinnen und Plane ins Werk setzen.

Katte machte den Vorschlag, er wolle um Urlaub einkommen, und dann heimlich nach London gehen, um Alles besser selbst betreiben zu können. Des Prinzen Theilnahme für den Plan, die sich jetzt wieder offen zeigte und mit der Kälte am vorigen Abende im grellsten Widerspruche stand, hatte Katte's ganze Lebhaftigkeit aufgeregt und ihn befeuert, nach seiner Gewohnheit die kühnsten Plane zu entwerfen. Als der Prinz ihm unaufgefordert sein Inneres erschlossen und ihm den Grund seiner Umwandlung mitgetheilt hatte, da durchzog ein stiller Jubel sein Herz, und er freute sich, daß er wieder sein war.

Den stürmischen Vorschlägen folgte jedoch auch das ruhige Ueberlegen. Bei Katte's Relationen mit dem Kronprinzen würde seine Abreise Aufsehen erregt haben und den Verdacht schärfen, nicht einmal zu gedenken, daß ihm der Urlaub nicht bewilligt worden wäre. Auch würden ja Katte's Schritte in London, trotz des tiefsten Incognito's, von den Spionen nach Berlin berichtet werden. Ein neuer Vorschlag mußte daher gemacht werden, den der Prinz in ernste Erwägung ziehen wollte.

Die bevorstehende Reise des Königs nach Süddeutschland sollte nunmehr eine Gelegenheit zur Flucht bieten und der Kronprinz sich vom Hoflager des Herzogs von Würtemberg entfernen, um in Cannstadt die große Straße nach Frankreich zu gewinnen, wo Katte

mit allem Nöthigen aus Berlin indeß eingetroffen sein würde. Dies schien leicht und ohne Aufsehen zu erregen ausführbar. Der ehemalige französische Gesandte in Berlin, Graf Rothenburg, der sich dem Kronprinzen stets ergeben gezeigt und durch dessen früh erwachte Sympathien für französische Bildung und Geistesrichtung auch sein volles Vertrauen genoß, würde mit Bereitwilligkeit ein Schloß im Innern des Landes dem erlauchten Flüchtling als Zufluchtsort gestatten, bis die Anknüpfungen mit England so weit gediehen wären, daß der Reise dahin nichts mehr im Wege stünde. War die Flucht einmal bewerkstelligt und befand der Kronprinz sich bereits außerhalb den Gränzen Deutschlands, so erschien die Aufnahme an dem verwandten Hofe von England eher als vermittelnder Schritt und durfte nicht mehr vom unparteiischen Standpunkte aus als Beschönigung einer verbrecherischen Handlung angesehen werden.

Dies war Katte's Meinung, die er ohne Unterbrechung dem Prinzen mittheilen durfte, der ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte.

Als Nicolai, nach langem Ausbleiben, mit einem französischen Ragout erschien, fand er das Zimmer leer, zu seiner großen Verwunderung. Der Zweck der Zusammenkunft war ohne seine Schüssel vollkommen erfüllt.

18.

Die Abreise des Königs rückte nun näher. Während die wenigen Personen, die ihn begleiten sollten — er hatte nur ein sehr kleines Gefolge dazu bestimmt — mit ihren tausend kleinen und großen Angelegenheiten beschäftigt waren, entwickelte auch Katte eine ganz eigene, geheimnißvolle Thätigkeit. Man wußte, daß er nicht bestimmt war, mitzureisen und fragte ihn daher oft über diese Geschäftigkeit, die ihn fortwährend beherrschte, worauf er zu erwidern pflegte, daß er im Auftrage des Kronprinzen dessen Reise-Equipage zu besorgen habe. In seiner unbegreiflichen Sorglosigkeit und Leidenschaft bemerkte er nicht, wie aufmerksam Alles auf ihn war; er war jedoch der Meinung, daß eben seine Offenheit jeden Verdacht von ihm entfernen würde. Neben der Liebe für seinen edeln Freund und dem Drange, einst im Vaterlande die höchste Stelle nach ihm sich zu erringen, war es doch auch zugleich der Wunsch, seine dereinstige Wichtigkeit, schon jetzt in den Vorbereitungen dazu, seiner Umgebung recht fühlbar werden zu lassen.

Diese, jungen kühnstrebenden Geistern inwohnende Lust, wird ihnen gewöhnlich von besonnenern wie von unbedeutendern Menschen sehr übel genommen, und so hatte sich auch Katte viele Feinde erworben.

Fragten ihn junge Offiziere, ob es denn wahr sei, daß der Kronprinz mit Gedanken zur Flucht umginge, er müsse es ja wissen als sein einziger und vertrautester Freund, so erwiederte er wohl zuweilen: „Wenn mans ihm zu toll macht! Hätte er nicht recht? Soll sich solch ein Geist unterdrücken, solch ein Prinz mißhandeln lassen? Der Himmel weiß allein, wie's kommen wird!“ Dann forderte er auch wohl Wort und Handschlag und fügte hinzu: Was ich Euch sage, ist im Vertrauen; ich weiß nichts Näheres, wir strecken nicht darüber; es sind nur meine Vermuthungen.“

Im Ganzen verrieth er dadurch freilich nichts; denn Jedermann glaubte ohnedies fest daran, daß der Kronprinz es nicht lange mehr am Hofe seines Vaters aushalten würde. Man kannte die Worte, die dieser ihm mehrmals schon gesagt hatte: „Wenn mein Vater mich so behandelt hätte, wie ich Dich, so wäre ich ihm längst auf und davon gegangen. Du aber bist ein Feigling!“ Die Vertrauten des Königs endlich, die natürlichen Feinde des Kronprinzen, wußten ja auch schon von dem abgeschlagenen Gesuche um Pässe im sächsischen Lager und von der Sendung an den Londoner Hof, denn ihre Späher waren gewandt und bedienten sie gut.

Friedrich selbst gab keinen Anlaß zu einem besondern Argwohn durch sein äußerliches Benehmen. Auch der schärfste Beobachter konnte hier nichts entdecken, was auf die Ausführung irgend eines gewagten Projectes hingedeutet haben könnte. Sein Beisammensein mit Katte fiel nicht mehr auf, als gewöhnlich, seine übrigen Liebhabereien waren stets dieselben. Es war der Königin Geburtstag, als wieder ein kleines Fest, wie sie diese Fürstin gern zu geben pflegte, in ihrem geliebten Monbijou gefeiert wurde. Der König war in Wusterhausen und der Kronprinz hatte ihn dahin begleiten müssen. Es galt einige Einrichtungen dort noch vor der Reise zu treffen, die nicht aufzuschieben waren, und der König, dem „die Salonwirthschaft“ ja ohnehin zuwider war, ergriff um so lieber diese Gelegenheit, um nicht in der Gesellschaft zu Monbijou erscheinen zu dürfen.

Nach der Tafel ließ die Königin den Herrn von Muntowt, einen jungen Kavalier, der erst kürzlich bei Hofe erschienen war, und sich durch angenehme Persönlichkeit und feine Manieren auszeichnete, zum Tanze auffordern und eröffnete mit ihm den Ball.

Eine allgemeine Heiterkeit verbreitete sich bald. Man hatte die Herrin lange nicht tanzen gesehen und zog daraus lauter freudige Folgerungen. Nur die Prinzessin Wilhelmine saß trüb und in sich gekehrt in einer Ecke der Confidente und schien von peinigenden Gedanken erfüllt. Katte, der in den größern Cirkel der Königin Zutritt hatte, kam so eben aus dem Salon und streifte an ihr vorüber. Er bemerkte die Prinzessin und gab ihr seine Verwunderung zu erkennen, daß sie sich von der allgemeinen Freude so zurückziehe.

„Der Gedanke an meinen Bruder beschäftigt mich," erwiderte die Prinzessin, „ich weiß ihn ungern von hier abwesend. Sie hätten ihn, als sein Schutzgeist, nicht verlassen sollen — doch — Sie sind ein Schutzgeist eigener Art. Wissen Sie, daß Sie durch voreilige und unbesonnene Reden ein Ungewitter über dem Haupte meines Bruders zusammenziehen, das ihn und Sie tödtlich treffen könnte?"

„Ich?" fragte Katte, sich entfärbend.

„Ja, Sie! Man spricht jetzt wieder bestimmter als je davon, daß Sie mit dem Kronprinzen zu entfliehen beabsichtigen. Man will es aus Ihrem eigenen Munde wissen." —

„Ich werde verläumdet — Ihre Königliche Hoheit wissen, daß ich Feinde habe. Wenn der Kronprinz manchmal im gerechten Unmuthe sich mit seiner Lage unzufrieden fühlt und sie zu verändern wünscht, so muß das Jeder natürlich finden, der diesen Angelegenheiten nahe steht. Was in solchen Augenblicken zwischen uns gesprochen und verhandelt wurde, bezog sich allerdings manchmal auf Flucht. Flucht an den Hof eines befreundeten Monarchen, und die Unterhandlungen zwischen Vater und Sohn, die man von dort mit größter Ruhe einleiten und beenden könnte, wären wohl am geeignetsten, Jenem die Augen über sein Unrecht zu öffnen —"

„Schon gut — hier ist nicht der Ort, darüber zu sprechen—"

„Erlauben mir Ew. Königliche Hoheit nur," fuhr Katte eiliger mit leiser Stimme fort, „meine Entschuldigung in wenig Worten vorzubringen. Ich habe den Kronprinzen nie zur Flucht angereizt, nie zum Ungehorsam gegen den König aufgestachelt; wenn solche Verläumdungen vielleicht zu den Ohren der Königin gedrungen wären, so ersuche ich, so flehe ich, Ihrer Majestät diesen Wahn zu benehmen —"

„Warum sprechen Sie denn aber selbst davon, warum sind gerade Sie es, der diesen Verdacht immer mehr aufkeimen läßt?"

„Ich spreche über die Lage des Kronprinzen nur zu vertrau-

ten, unverdächtigen Personen, von denen keine Gefahr zu befürchten ist. Ich mußte ja auch zuweilen hie und da forschen, Diesen und Jenen ins Vertrauen ziehen, um zu ermitteln, was zu hoffen wäre, wenn man zu einem gewagten Schritte getrieben würde —"

„Sie haben dies nicht immer mit der gehörigen Vorsicht, mit der nothwendigen Besonnenheit gethan. Noch Eines" — rief schnell die Prinzessin mit der ihr eigenen, freien Ungezwungenheit, „Sie tragen mein Bild auf einer Tabatière — wie kommen Sie dazu?"

Katte schwieg und sah zu Boden.

„Warum zeigen Sie es Ihren Freunden? Thun Sie es, um mich zu verspotten? Erklären Sie sich aufrichtig und frei gegen mich, wenn Ihnen daran liegt, in meiner Achtung nicht zu verlieren."

„Das Bild habe ich selbst gemalt — warum ich es malte, wage ich hier nicht auszusprechen. Daß ich es zeigte, geschah im gerechten Stolze einer wohlgelungenen Arbeit — ich wollte als Maler glänzen —"

„Sie spielen hier am Hofe ein gewagtes Spiel. Ich möchte Sie wahrhaftig gern ernstlich warnen, wenn sich's nur ernstlich für mich schickte —"

„Ew. Königliche Hoheit haben nichts zu besorgen. Ich werde Alles thun, um den Kronprinzen von einem vorschnellen Schritt zurückzuhalten und ich stehe mit meinem Kopf dafür —"

„Armer, junger Mann," rief hier die Prinzessin, indem der bis jetzt etwas leichtfertige Ton ihrer Stimme plötzlich ernster wurde, „nehmen Sie sich in Acht, daß er Ihnen nicht zu Füßen gelegt werde. Mischen Sie sich nicht in die Angelegenheiten des Vaters und Sohnes, aber" — hier ging sie wieder zur frühern Leichtigkeit über, „vor Allem verbiete ich Ihnen, mein Bildniß in der Dose zu tragen — geben Sie her!"

Katte griff schnell in die Tasche, zog eine kleine Dose daraus hervor, auf deren Deckel man das Bild der Prinzessin erblickte, und betrachtete es lange, dann überreichte er es der ungeduldigen Mahnerin.

Wilhelmine war eitles Mädchen genug, um beim Anblick des Bildnisses die Strenge der Prinzessin auf einen Moment zu vergessen. Es war schön gemalt und geistreich aufgefaßt; der junge Künstler hatte seinem Werke einen Reiz überhaucht, der nur in seltenen, glücklichen Stunden dem Originale wirklich angehörte.

„Wie kommt ein preußischer Gensd'armenoffizier zu dieser wirklich ganz allerliebsten Fertigkeit? Wo haben Sie diese erlangt?"

„Ich hatte einen guten Meister: den alten Maler Lewald in Königsberg: dann wurde mir auch bei meinem Garnisondienste Muße genug, die Kunst, die ich liebe, zu cultiviren — und endlich — ist der Gegenstand von der Art, daß er selbst den Unbefähigten zu begeistern im Stande wäre —"

„Sie wagen in Allem, was Sie unternehmen — ich fürchte sehr, daß Ihnen noch ein finsteres Schicksal vorbehalten ist —"

Katte konnte hier seine Bewegung nicht verbergen, die sich in einer Veränderung der Gesichtsfarbe kund gab; ein innerer Schauer schien ihn zu durchrieseln; er biß sich auf die Lippen und sprach dann concentrirt:

„Wenn ich unglücklich werde, so geschieht es für eine gute Sache; der Kronprinz wird mich nicht verlassen —"

Hier wurde das Gespräch unterbrochen. Das Fräulein der Prinzessin, von Bülow, trat in das Kabinet und schien unruhig. Katte verbeugte sich, als ob er einen Befehl erwartete. Die Bülow drängte es zu sprechen, seine Gegenwart hinderte sie jedoch. Endlich sagte sie:

„Ew. Königliche Hoheit halten ja noch immer des Herrn von Katte Dose —"

Die Prinzessin stand verwirrt auf und gab sie ihm, worauf er sich stumm entfernte.

„Er hat mich aus dem Gedächtnisse gemalt, ich hörte davon und wollte das Bild sehen" — sagte die Prinzessin mit angenommer Gleichgiltigkeit.

„Ich suchte Sie überall," fing jetzt dringend die Bülow an — „während Sie hier mit dem Herrn von Katte sprechen, hat sich die Scene im Saale auf das Widerwärtigste verändert. Kommen Sie, Ihre Majestät will in die Stadt zurückkehren und wartet nur auf Sie."

Die Prinzessin trat in den Saal, in dem noch einige Paare tanzten, allein die meisten der Anwesenden hatten sich plaudernd zusammengestellt und bildeten isolirte Gruppen. Eine bedeutende Nachricht schien Alle plötzlich in Anspruch genommen zu haben. Am Auffallendsten aber war es, die Königin mit der Gräfin Finkenstein im eifrigen, leisen Gespräche, in der entferntesten Ecke zu sehen; Beide bleich wie der Tod.

„Gott! was ist hier vorgefallen," fragte die Prinzessin ihr Fräulein und mit dem Tone einer Seherin fügte sie schnell hinzu: „das geht meinen Bruder an!"

Die Bülow zuckte die Achsel und gab vor, die Ursache dieser

unangenehmen Störung des Feſtes nicht zu kennen. Sobald die Königin ihre Tochter auf ſich zukommen ſah, brach ſie ſogleich das Geſpräch mit der Gräfin ab, wünſchte der Geſellſchaft gute Nacht und ſtieg mit der Prinzeſſin in den Wagen, ohne jedoch ein Wort mit ihr zu ſprechen. Die beunruhigende Ungewißheit des armen, geängſtigten Mädchens war nicht zu beſchreiben und doch wagte ſie keine Frage, aus Beſorgniß, etwas Schreckliches zu erfahren. Auch als ſie ſich bei ihrer Mutter empfohlen und ihr Zimmer erreicht hatte, wandte ſie ſich vergebens an ihre Hofmeiſterin.

19.

Die Königin habe befohlen, um ihre Ruhe zu ſchonen, ihr nichts von dem Vorgange zu ſagen, ſie werde es Zeit genug erfahren, ſo lautete die Antwort, die ihr zu Theil ward. Grauſame Vorſicht! die bangſten Zweifel ließen die arme Prinzeſſin während der ganzen Nacht kein Auge zuthun.

Trotz jener anſcheinenden Ruhe, die nach der Rückkehr von Mühlberg Alle am Hofe getäuſcht hatte, brütete im Stillen ein ſchreckliches Geſchick fort und fort über dem preußiſchen Königshauſe und drohete nicht nur alle Bande der Familie zu zerreißen, ſondern auch ſelbſt die Grundveſten des Staats zu erſchüttern.

König Friedrich Wilhelm war an jenem Tage ſchon Morgens nach ſeinem Lieblingsſchloſſe Wuſterhauſen gefahren, um an der Damengeſellſchaft in Monbijou nicht Antheil nehmen zu dürfen. Außer dem Kronprinzen begleiteten ihn nur einige Generale und Miniſter, Leute von altem Schrot und Korn und ſeine Lieblinge. Friedrich, in der gereizten Stimmung ſeiner jugendlichen Seele, ſah in dieſer nähern Umgebung ſeines Vaters nur ſeine offenen oder verkappten Feinde; er hatte ſogar bei Einigen deutliche Verhöhnung ſeiner gedrückten, ſchmählichen Lage zu bemerken geglaubt und in den Andern die unermüdlichſten Späher ſeiner Handlungen erkannt. Es ſtand feſt bei ihm, daß Keiner von Allen dieſen es ehrlich mit ihm meinte.

Das finſtere, unwirthliche Gebäude, das die Jäger empfing, die Vorbereitungen, die zu einem derben Trinkgelage dort getroffen worden waren, die Späße der plumpen Hofnarren, die heulenden Hunde, die brummenden, zahmen Bären, die mit abgebauenen Vorderpratzen die Gäſte umarmten, Alles dies war gewiß nicht im Stande, das bekümmerte Gemüth des Prinzen aufzuheitern. Er war

bei dem Feſte wie ein ſtummer Gaſt zugegen, er nahm keinen Theil und ſchien mit ſeinen Gedanken an einem andern Orte zu ſein.

Vor Tiſche wurde nach dem Ziele geſchoſſen. Mehre von dem Gefolge des Königs bewieſen meiſterhafte Geſchicklichkeit. Ein Herr von Brink ſteckte ſeinen Degen als Ziel auf und ſchoß drei Kugeln ſo daran hin, daß ſie ſich mitten entzwei ſpalteten. Der König war außer ſich über dieſen Schützen. Dem Kronprinzen war es nicht möglich, ſich an dieſen Uebungen zu zerſtreuen. Er ſtand ſeitwärts, ohne Antheil zuſehend, und der König blickte ſogleich wieder weg, ſobald ſein Auge zufällig auf ihn fiel, ſo ſehr war ſeine Abneigung gegen den Sohn in ſolchen Momenten geſteigert. Nachdem die Schießübungen vorüber waren und ehe man ſich zur Tafel ſetzte, kam der König auf den Einfall, das Gewicht ſeines Körpers zu ermitteln und ſtellte ſich in eine zu ſolchem Behufe vorhandene Waagſchaale. Da er dies oftmals zu thun pflegte, ſo war der Apparat dazu im Vorzimmer vorhanden. Seine Corpulenz war im Zunehmen und da er daraus für ſeine Geſundheit kein gutes Anzeichen zog, ſo wurde er dadurch verſtimmt. Auch die übrige Geſellſchaft mußte ſich wiegen laſſen. Der Kronprinz glaubte ſich hier nicht ausſchließen zu dürfen und wollte zum Schluſſe auch die Waage betreten, da riß ihn der König beim Arme fort und rief: „nur Jäger werden hie gewogen, Haſen nicht!“

Der Kronprinz wandte ſich wie fragend zu dem zufällig neben ihm ſtehenden General von Pannewitz, einem Helden aus der Schlacht von Malplaquet, und ſagte: „Ich verſtehe meinen Vater nicht!“ Dann aber kehrte er ſchnell der Geſellſchaft den Rücken und ging in den Park, der das Schloß umgab, ohne die Thräne, die das Auge des alten, biedern Generals zerdrückte, bemerkt zu haben.

Der König verfügte ſich hierauf zur Tafel: Friedrichs Platz blieb leer. Niemand wagte die Bemerkung, daß der Prinz noch fehlte. Die einfachen Waidſchüſſeln machten bald den ausgeſuchtern Flaſchen Platz und herrlicher Rheinwein kreiſte in vollen Pokalen von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Man wurde wieder aufgeweckt und guter Dinge; der König ſchien ſeine verdrießliche Laune, die ihm die Anweſenheit ſeines Sohnes erregt hatte, abgelegt zu haben, und war bemüht, ſie jetzt bis auf die letzte Spur zu ertränken. Als gegen das Ende der Mahlzeit ſich ein Corps der Potsdam'ſchen Hautboiſten hören ließ, gab dies das Zeichen zu einer lautern Fröhlichkeit. Der König hob plötzlich die Tafel auf, ergriff den General von Pannewitz um den Leib und walzte mit dem alten Herrn zu ſeiner eigenen großen Ergötzung ſo lange im

Saale um den Tisch, bis daß Beide dicke Herren nicht mehr konnten, und athemlos in die Sessel zurückfielen. Doch nicht lange, so ergingen die Aufforderungen des Königs an alle seine Gäste, den so lustig begonnenen Ball fortzusetzen und die Herren alle, alt und jung, den König an der Spitze, erhoben sich und tanzten mit klirrenden Sporen bei dem Schalle der Hörner und Hoboen wie toll im Saale umher, so daß Niemand, der als unbefangener Zuschauer sich dabei befand, sich wohl des Lachens hätte erwehren können.

Der Kronprinz, der plötzlich von dem gräulichen Lärm in seinem einsamen Spaziergange aufgeschreckt wurde, näherte sich dem Schlosse und stellte sich auf die Schwelle der geöffneten Thüre, um zu sehen, was es gebe. Ein flüchtiger Blick genügte ihm, um sich sogleich wieder von dem Schauspiele, das sich ihm darbot, wegzuwenden. War es nun aber, daß wirklich das unwiderstehlich Komische der Scene für einen Augenblick seine trübe Stimmung zu besiegen im Stande war, oder war es Spott und Verachtung für diese Art des Vergnügens, genug es mochte sich auf den Lippen des Kronprinzen ein ironischer Zug gebildet haben, der von dem Könige, der es bemerkte, übel genommen wurde. Denn sogleich ließ er den General, mit dem er so eben walzte, stehen und sprang auf seinen Sohn zu, den er beim Kragen faßte. Der Tanz war sogleich aufgelöst; die Musik unterbrochen.

»Hätte ich einen Degen, ich würde Dich durchbohren!« schrie der König, und wehrte mit starkem Arm jene ab, die den Prinzen aus seiner Faust befreien wollten. »Du wagst es, über Deinen König und Vater zu lachen, wenn er sich mit seinen getreuen Freunden vergnügt?«

Sowohl Zorn als Schmerz hinderten den Prinzen, ein Wort hervorzubringen, noch eine Bewegung zur Abwehr der Gewaltthätigkeit zu versuchen, der König aber zerrte ihn zu einem nahen Fenster, und mit Blitzesschnelle hatte er ihm hier die von dem Vorhange herabreichende Schnur um den Hals gelegt, um ihn damit zu erdrosseln. Allein nun sprang Pannewitz und einige andere Herren hinzu, und befreiten den Prinzen, wenn sie es gleich nicht vermeiden konnten, dadurch mit ihrem Herrscher in ein unangenehmes Handgemenge zu kommen. Kaum sah sich der Prinz wieder frei, so stürzte er über und über glühend aus dem Saal, warf sich auf's Pferd und jagte im gestreckten Galopp nach Berlin zurück. Er kam fast besinnungslos dort an.

Die Gesellschaft zu Wusterhausen hatte indeß noch immer die größte Mühe, ihren Gebieter zu beänstigen. Er war außer sich

vor Zorn, und ſchwur, es denen nie zu vergeſſen, die ihn daran gehindert hatten, ſeine Rache an dem ungerathenen Sohne zu nehmen. Da ſprach der alte, ehrwürdige Pannewitz: „Ew. Majeſtät können alle Tage Ihrem Kronprinzen das Leben nehmen laſſen; Sie haben die Gewalt dazu in Händen, aber eine Handlung, wie Sie ſie jetzt zu begehen im Sinne hatten, läuft gegen Alles Chriſtenthum.“

Die Nachricht von dieſem Vorfalle war es nun, die ſogleich in die Geſellſchaft der Königin ihren Weg gefunden und dort Alles in die peinigendſte Verlegenheit geſetzt hatte. Die arme, geängſtigte Prinzeſſin, die allein nichts erfahren ſollte, wurde erſt am andern Morgen durch einen eigenhändigen Brief ihres Bruders von Allem unterrichtet.

„Du predigſt mir ſtets Geduld,“ hieß es darin, „aber Niemand weiß, was ich ertragen muß. Ich ſoll meinen Lieblingsneigungen, der Muſik und den Wiſſenſchaften, entſagen, ich darf faſt Niemand mehr ſprechen, bin beſtändig in Lebensgefahr, von Aufpaſſern umgeben. Jetzt hat der König ſeine Mißhandlungen gegen mich auf die äußerſte Spitze getrieben, und mich vor allen ſeinen Generalen mit Schande bedeckt. Ich kann dies Leben nicht mehr ertragen. Sage nun ſelbſt, ob mir ein anderes Mittel, als die Flucht, übrig bleibt? Katte und Keith ſind bereit, mir bis an's Ende der Welt zu folgen. Ich werde Päſſe und Wechſel haben, und Alles ſo gut einrichten, daß wir nicht die geringſte Gefahr laufen. Der Königin vertraue ich von allem Dieſem nichts, weil ſie, wenn der Fall eintreten ſollte, dann im Stande wäre, einen Eid abzulegen, daß ſie nichts von der Sache gewußt hat. Die nächſte Reiſe des Königs gibt mir die ſicherſte Gelegenheit. Alles iſt zur Ausführung bereit.“

Die Angſt der Prinzeſſin löſte ſich, nachdem ſie dieſen Brief empfangen, in reichliche Thränen auf, die ihr nicht minder die Beſorgniß um ihren geliebten Bruder, als die Furcht vor dem Mißlingen des Planes entlockten.

20.

Einige Tage nach dieſem Vorfalle war es ſehr ſtill im Königlichen Schloſſe zu Berlin. Die Königin lag krank im Bette, und ihre jüngern Kinder ſaßen neben ihr und ſuchten, ſelbſt troſtbedürftig, ſie durch Zuſprache ihrer ſchweren Sorge zu entheben. Der König war bereits, von wenigen Kavalieren begleitet, nach Süd-

deutschland aufgebrochen. Der Kronprinz mußte die Reise mitmachen. Warum der strenge Vater, der seinen Sohn in jener Zeit fast keines Blicks mehr würdigte, ihn dennoch mitgenommen, ist schwer zu erklären. Vielleicht hatte er die Absicht, auf dieser Reise für ihn eine Braut zu finden, und ihn sogleich mit dieser bekannt zu machen, vielleicht wollte er ihn nicht ohne seine specielle Aufsicht in Berlin zurücklassen, um eine Entweichung von dort zu verhindern, da man ihm dieses Vorhaben des Prinzen schon verrathen hatte: vielleicht auch gedachte er, durch den Befehl die Reise mitzumachen, dem Prinzen nur seine Gewalt fühlen zu lassen, um von dem Grade seines Gehorsams sich einen genügenden Beweis zu verschaffen.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welchen Gefühlen Friedrich die Reise antrat; nur die Hoffnung auf baldige Erlösung aus seiner Lage stärkte ihn und gab ihm die nöthige Fassung. Mit Katte hatte er noch am späten Abende vor seiner Abreise die letzte, wichtigste Zusammenkunft gehabt, in der Alles so verabredet wurde, wie es beide zu ihrer Sicherheit und für das Gelingen ihres Planes am Zuträglichsten erachteten.

Katte hatte dem Prinzen gerathen, dem Könige bis Wesel, dem entferntesten Ziele der Reise zu folgen. Von dort schien es ihm am leichtesten, durch Holland nach England zu entfliehen. Auch glaubte er, daß hier der beständige Verdacht schon erloschen, und die strenge Beobachtung Friedrich's aufgehoben sein würde. Katte hoffte auch bis dahin den nachgesuchten Urlaub erhalten zu haben, um den Prinzen einholen zu können. Dieser besser überlegte Plan, als man es von Katte's Unbesonnenheit wohl hätte voraussetzen dürfen, wurde jedoch von dem Kronprinzen nicht angenommen. Er erklärte, den Zwang so lange nicht ertragen, seinen Mißmuth nicht überwinden zu können. Er besorgte bei erster Gelegenheit einen neuen Auftritt, wie den zu Wusterhausen, und wußte nicht, welch eine Wendung die Sache dann nehmen könnte. Es würde vielleicht sein oder seines Vaters Leben kosten. Sieben könnte er für nichts. Er wollte daher die Flucht bewerkstelligen, so bald sich ihm die Gelegenheit dazu darbieten würde. Vielleicht wäre ihm dies schon von Anspach aus möglich. Katte sollte dann sogleich durch einen Brief benachrichtigt werden, und Friedrich wollte ihn in Canstadt bei Stuttgart erwarten. Er würde alsdann den Namen eines französischen Grafen d'Alberville annehmen, und sich mit fremder Dienerschaft umgeben. Von dort müsse er zuerst Frankreich und die Güter des Grafen Rothenburg zu erreichen trachten. Sollte man entdeckt

werden, ſo wollte der Prinz eine Zuflucht in irgend ein Kloſter nehmen, und hoffte ſo unter Kutte und Scapulier vor allen Verfolgungen ſicher zu ſein.

Katte übernahm die Briefſchaften und Kleinodien des Prinzen, und verſprach, mit Umſicht zu verfahren, und auf den erſten Wink nachzueilen. Er beklagte nur, daß Friedrich nicht ſeinem Rathe folgen, und erſt von Weſel aus die Flucht mit größerer Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Ausgangs bewerkſtelligen wollte, allein er mußte, trotz dieſer Ueberzeugung, den Gründen ſeines Freundes beipflichten.

Friedrich hatte ſich in ein einfaches, graues Kleid geworfen, das ihm Katte für die Reiſe verſchaffte, um darin die Rolle des Grafen d'Alberville ſpielen zu können. Jetzt war er in dieſer unſcheinbaren Hülle, einen etwas abenteuerlichen Hut mit breiter Krämpe in die Augen gedrückt, am Vorabende der Abreiſe noch zu ſeinem Freunde hingeeilt. Auch dieſer warf einen Rokelor über, und beide wollten noch einen Gang durch die einſamen, wie ausgeſtorbenen Straßen Berlins machen. Es war ſpäte Nachtzeit.

Friedrich's Herz pochte hörbar: die beiden Wanderer ſprachen nichts miteinander, obgleich ſie ſich viel zu ſagen hatten.

Aber eine Welt von Ideen zog ihnen durch den Kopf. Es war ein entſcheidender Moment in ihrem Leben gekommen.

Es war die geliebte Stadt, die ſie in feierlicher Stille durchſchritten. Ihr zweiter Bürger ging vermummt durch die Straßen, und nahm vielleicht auf ewig von ihr Abſchied. Er ſtand auf dem Punkte, ſich in unvermeidliche, noch unbekannte Gefahren zu begeben und hatte keinen Freund unter allen den Tauſenden, die jetzt dem ſorgloſeſten Schlummer in den Armen lagen, keine Stütze, auf die er vertrauen konnte, als den jungen, biegſamen, leichtſinnigen Menſchen, der ſich ihm mit ganzer Seele geweiht hatte, gelobt hatte, ihn nie zu verlaſſen, und redlich Theil zu nehmen an Allem, was ihm die Zukunft bringen konnte. Aber dieſe Zukunft lag wie eine ſchwarze, gähnende Kluft vor ihm. Er ſah in unbeſtimmten Formen die Gebilde darin wirbeln, doch war er nicht im Stande, ſich einen deutlichen Begriff davon zu machen.

Wenn aber Glück ihn erwartete; wenn er zurückberufen würde auf den Thron ſeiner Väter; wenn er als Herrſcher einſt einzöge in dieſe jetzt ſo ſtillen Straßen, und ihn dann der jubelnde Volkshaufe, als ſeinen König und Herrn, an derſelben Stelle mit lautem Zuruf begrüßte, wo er jetzt ſo verlaſſen und flüchtig wandelte? Wenn dann nach glücklich überſtandenen Gefahren und Mühſelig-

keiten, der junge Freund, der Allem entsagt, der Alles auf's Spiel gesetzt hatte für ihn und seine Krone, als ein bewährter, gestählter und treuer Vasall, an seiner Seite einherschritte durch diese dichtgedrängten Haufen jubelnden Volkes? Wie sollte er ihm dann lohnen? wie dem Dankgefühle seiner Brust auch äußere Kennzeichen geben, Allen verständlich, um zu zeigen, wie er diesen Mann ehre, wie er ihm Alles war und der Nächste seinem Herzen stets bleiben werde? Dieser Gedanke bemächtigte sich seiner mit Wehmuth, und er warf hier den ersten Blick auf den neben ihm Schreitenden, gleichsam als wollte er sich das jugendliche Gesicht recht einprägen beim Abschiede. Weiß der Abreisende doch nie, wie lange die Reise währt, und wann man sich wiedersieht, dachte er gewiß, und er sprach halb leise vor sich hin: „Was sind unsere Vorsätze? Spreu im Winde!“

Katte, der vertieft vor sich hinsah, fuhr bei diesen Worten, die so plötzlich den Gedankenschleier zerrissen, in den er sich noch tiefer als sein Freund gehüllt hatte, wie erschreckt auf, und blickte nach dem Sprechenden hin. Es machte einen fast schmerzlichen Eindruck auf diesen, das bleichgelbe, unschöne Gesicht des stummen Nachtgefährten, mit den schwarzen, buschigen Augenbrauen und den kleinen, funkelnden Augen darunter, die, wenn sie so blickten wie damals, etwas von der Treuherzigkeit des Vorstehhundes verriethen, wenn er den Befehl seines Herrn erwartet.

„Was sagten Sie, mein Freund!“ hauchte Katte leise, und seine Brust hob sich höher, als er Friedrich seinen Freund nennen durfte, und dieser ihm mit innigem Gefühle die Hand dafür zu drücken schien. „Hegen Sie Besorgnisse!“ setzte er dann hinzu. „Glauben Sie mir gewiß, es wird Alles gut gehen.“

Sie bogen jetzt in die Spandauer Straße ein, und Friedrich sagte: „es ist Zeit uns zu trennen und Lebewohl zu sagen, hoffentlich nicht auf lange.“

Sie umarmten sich. Aber herrannahende Schritte schreckten sie auf, und sie drückten sich unter das Portal eines großen Hauses, um den Kommenden vorüber zu lassen. Es war eine hohe starke Gestalt, in einen Mantel tief verhüllt, die auf das gegenüberliegende Haus losschritt, in dem der Probst Rheinbeck wohnte. Ohne Umstände zog der Mann die Klingel, und bald wurde von Innen die Frage laut: wer so spät noch läute!

„Nur aufgemacht!“ erscholl die barsche Antwort, „es ist eine wichtige Botschaft vom Schlosse!“

Die beiden Freunde drückten sich beim Vernehmen dieser Stimme tiefer in den Schatten und wagten kaum zu athmen.

Jetzt wurde geöffnet, und der Mann übergab ein Billet, das am nächsten Morgen dem Probste gegeben werden sollte; dann entfernte er sich mit starkem, weithin dröhnendem Schritte eben so, wie er gekommen war, in der Richtung des Königlichen Schlosses.

Nachdem der Schall sich schon verloren hatte, traten die Beiden erst aus ihrem Verstecke hervor und sahen sich befremdet an.

„Was war das?“ fragte der Kronprinz zuerst. „Wachen wir?“

„Es war Niemand anders als der König oder sein Doppelgänger!“ sprach Katte, indem er zähneklappernd seinen Mokelor dichter zusammenzog.

„Wandelt mein Vater Nachts durch die Straßen?“ rief erstaunt der Kronprinz, „und verkehrt er zu so ungewohnten Stunden und auf so geheimnißvolle Weise mit seinem Seelsorger? O, so befürchte ich, daß sein Gewissen eine schwere Last trägt, und daß es ihm nicht Ruhe läßt, wie andere gute Menschen auf dem Lager zu bleiben!“

Katte verwies es seinem Freunde, daß er auf solche Gedanken kam, und fügte hinzu: „Und kann man denn nicht Nachts in den Straßen umherwandeln mit dem reinsten Gewissen von der Welt?“

„Und haben wir das wirklich?“ fragte Friedrich mit starker Betonung, dann umarmte er Katte kurz und feurig, und beide trennten sich, rasch auseinander stiebend.

Am andern Morgen, beim Kaffee sitzend, erhielt aber der Herr Doctor Reinbeck ein Billetchen, das in voriger Nacht ein räthselhafter Mann eiligst abgegeben hatte. Der alte Diener, der es überreichte, war noch ganz bleich, von dem Schreck, den das späte Anläuten und die ganze Erscheinung auf ihn gemacht, und die um den Kaffeetisch versammelte Familie wollte durchaus nicht zulassen, daß der Probst das Billet selbst und ohne Vorsichtsmaßregeln öffnete. Es könnte irgend eine Bosheit dahinter stecken, meinten Alle. Aber der würdige Geistliche entfaltete das Schreiben in Gottes Namen. Nun aber zeigte sich plötzlich ein gesteigerter Ernst in seinen Mienen; er sah des Königs Handschrift, und es blieb nach der Beschreibung des alten Dieners fast kein Zweifel, daß der König selbst der Ueberbringer gewesen war. Der Probst wurde dringend in dem Schreiben aufgefordert, die Königin zu veranlassen, während der Abwesenheit ihres Gemahls keine Gesellschaften zu geben, die bis in die Nacht währten, und ihr überhaupt in jeder Beziehung das Gewissen zu schärfen. Und die Königin war in diesem Augen-

blicke eine kranke, von mannichfachen Sorgen ſchwer darniedergebeugte Frau, bettlägerig und gar keine Luſt zum Leben bezeugend.

So aber dachte und handelte Friedrich Wilhelm.

21.

Katte entwickelte jetzt eine eigenthümlich geheimnißvolle Thätigkeit. Er verhandelte mit Handwerkern aller Art und beſtellte dies und das, nach Eingebung und Laune, wie er ſagte. Wenn man ihn mit Fragen beläſtigte, ſo gab er räthſelhafte, halb ausreichende Antworten, die der Neugier Manches zu rathen gaben und den näher ſtehenden Kameraden Stoff zu Geſprächen waren, in fernern ſelbſt Ahnungen aufkommen ließen, die wohl nicht weit von der Wahrheit entfernt ſein mochten. „Er treibt hohes Spiel," war der allgemein verbreitete Ausſpruch, ohne daß man ſich dabei einer beſtimmten Meinung bewußt war. Von allem dem ſchien jedoch Katte in ſeinem Eifer nichts zu bemerken oder nichts bemerken zu wollen: vielleicht erſchien ihm die Neugierde der Leute, die er zu erregen und zu unterhalten wußte, wünſchenswerth, vielleicht ſchmeichelte ihm die Wichtigkeit, die man ſeinem Thun und Treiben beizulegen geneigt war.

Als er eines ſpäten Abends beſchäftigt war, Papiere zu ordnen, die ihm ſein Freund übergeben hatte, und ſo eben alle Briefe, welche die Königin und die Prinzeſſin bei verſchiedenen Gelegenheiten dem Kronprinzen geſchrieben, in ein Käſtchen legte, trat eine zierliche Geſtalt, in einen ſogenannten Portugieſer Mantel gehüllt, mit Ungeſtüm in die Stube, und ſtand ſo plötzlich vor ihm und ſeinem Tiſche, daß er nicht im Stande war, die Briefe bei Seite zu bringen oder das Käſtchen zu ſchließen.

Ungehalten ſprang er auf und dem Störer mit einem kurzen „Wer da" entgegen, als dieſer den Mantel auseinanderſchlug, und er zu ſeinem noch größern Befremden jetzt die Italienerin erkannte, die ihm in dieſer Verkleidung noch einen ſo ſpäten Beſuch machte. Er hatte ſie längſt abgereiſt geglaubt, da man ſchon ſeit mehren Tagen ſich in Berlin damit herumtrug, daß der ſtarke Mann die Abweſenheit des Königs benützt habe, um auch den Provinzſtädten das Glück zu gönnen, ſeine weltberühmten Vorſtellungen zu bewundern. Katte hatte ſich darüber gefreut; ſeine Plane und die Vorbereitungen zu ihrer Ausführung nahmen ihn ſo ganz in Anſpruch, daß ihm irgend ein, wenn gleich noch ſo oberflächliches Verhältniß zu Andern, einen Zwang auferlegte, den er nicht zu ertragen

vermochte. So hatte er denn auch freier geathmet, als er hörte, Eggenberg habe mit seiner Gesellschaft Berlin verlassen.

Der Besuch raubte ihm nun auf einmal diese Sicherheit. „Ich bin krank und konnte daher nicht sogleich mit," sagte das Mädchen. „Ich mußte einige Tage das Zimmer hüten, da ich nun aber Morgen fortreise, so wollte ich Dich noch einmal sehen. Wer weiß, wann es wieder geschieht."

„Wo geht es hin?" fragte Katte kalt.

„Zunächst nach Güstrin," war die Antwort. „Aber auch Du rüstest Dich wohl zur Reise, wie ich sehe. Du packst ja Deine Briefe zusammen — wahrscheinlich Liebesbriefe."

Sie wollte darnach greifen: er verhinderte es.

„Ach mein Gott!" sprach sie, „thue doch nicht so ängstlich. Ich weiß ja doch, daß Andere stets mehr bei Dir gelten, als ich. Je nun, ich räume Dir ja das Feld. Du hast keine Liebe mehr mir zu erweisen. Da lag ich viele Tage und Wochen von Schmerzen gefoltert auf meinem einsamen Lager, und Du — Du kümmerst Dich nicht um mich und — hattest nur noch die Schmerzen erregt. Ehe ich Dich kannte, kannte ich auch keine Schmerzen!" —

Katte nahm sie bei der Hand, um ihr einige Theilnahme zu beweisen und irgend einem Ausbruch ihrer Leidenschaftlichkeit vorzubeugen. Er befand sich in peinlicher Verlegenheit.

„Ich sollte es auch so machen wie Du," fuhr sie fort, „und Andern Gehör geben, allein kann ich's wohl? Ja, wenn ich Dich nicht so warm und innig liebte —"

„Geh', Du bist ein kleines, närrisches Ding!" sagte Katte und ließ ihre Hand fahren, indem er einige Schritte von ihr zurücktrat und sie ernster betrachtete. „Es liegt in Deiner Weise zu fühlen — zu denken mit Deinem Stande ein Widerspruch, den Du so schnell als möglich ausgleichen mußt, wenn er Dich nicht aufreiben soll. Mädchen, wie kannst Du treu sein, wie in Wahrheit lieben? Dein ganzes Wesen ist ja Täuschung, Du mußt ja alle Gefühle zu jeder Stunde in Dir hervorrufen können, Schmerz und Lust heucheln können, und alles Innere, was jeder Mensch wie sein Heiligstes in seiner Brust verschließt, zur Schau tragen, und durch diese Heuchelei erreichst Du Beifall und Geld, und die Gefallsucht ist es, die Dich beherrscht und Dich dazu antreibt. Geh', Du weißt recht gut, daß alle Wahrheit bei Dir allein auf Täuschung beruht, und nur in diesem Augenblicke suchst Du Dich zu überreden, daß die Täuschung Wahrheit sei."

„Wie Du mich doch so tief verletzen kannst!" rief schmerzhaft

das Mädchen und ſchlug den tiefſinnigen Blick zu ihm auf, und die ungepuderten, wilden Locken fielen von der leuchtenden, hohen Stirne zurück. „Du wähnſt mein Weſen zu zergliedern und ſchneideſt mit Deinem Meſſer mir ins geſunde, lebende Fleiſch, Du glaubſt einen Todten vor Dir zu haben und ſiehſt nicht, wie mein Blut ſtrömt und wie lebendig warm mein Herz ſchlägt. Guter Gott! ich wollte ja gar nichts von Dir, um mich glücklich zu fühlen, als wozu Du mich ſelbſt berechtigt haſt. Ich fordere ja keine Ehre vor der Welt, ich will ja nicht an Deiner Seite erſcheinen, Du ſollſt es ja nicht Allen verkünden, daß Du mich lieb haſt und mir die alleinigen Rechte auf Dein Herz einräumſt. Aber Du ſollſt mir innig und treu ſein, wie Du mir erſchienſt, als Du mir meine Ruhe raubteſt, Du ſuchteſt mich auf und umfingſt mich und ich gab mich Dir hin! — Das kannſt Du nicht leugnen — das iſt wahr. Nun ſollteſt Du mich nicht ſo verſtoßen wie Du es thuſt; Du darfſt es nicht. Ich gab mich Dir hin, um Dein zu ſein, ganz Dein! treu wie der Hund, dem Du rufſt und pfeifſt, dem Du befiehlſt, der Dir in Waſſer und Feuer geht, der ſich Dir opfert in ſeiner Treue. Du könnteſt und dürfteſt mich nicht verſtoßen, wenn Du mich nicht tödten wollteſt!“

„Du biſt eine Thörin, ſo zu ſprechen!“ ſagte Katte ernſt zu ihr. „Warum willſt Du denn Dein ſchönes Vorrecht verkennen, frei zu ſein, frei mit allem Deinem Eigenthum ſchalten zu können, Deine Liebe zu verſchenken nach Luſt und Gefallen. Du lebſt in einer lauten Sphäre, wo das Dich nicht erreicht, was ſie in den ſtillen, bürgerlichen Kreiſen Schande benennen. Wie biſt Du glücklich, dieſen Kreiſen enthoben zu ſein. Ihr führt ein ausgeſchloſſenes Leben und habt Euch nicht um den ſogenannten guten Leumund zu kümmern. Ja, wäreſt Du die Tugend ſelbſt, Du würdeſt deßhalb nicht höher erhoben, als in dieſem Sinne die ſchlechteſte unter Euch, wenn ſie Dich in der Kunſt der Täuſchungen überſtrahlt. Dieſer Preis allein gilt für Euch in den Augen der Menge. Ich habe einem andern Pfade zu folgen. Zweifache Feſſeln drücken mich und beengen meinen freien Willen. Ich bin Edelmann und Offizier: ich habe Pflichten gegen meine Familie im engern Sinne, der ich angehöre durch Bande des Bluts, gegen die größere Familie endlich, den Staat, dem ich meine Dienſte angelobt müſſen. Wenn ich mich einſt verheirathe, ſo darf ich meiner Neigung nicht folgen, ſondern ich muß handeln, wie Umſtände und Verhältniſſe es fordern. Hier ſprechen Pflichten, denen ich nicht widerſprechen darf. Eine andere Verbindung aber erlaubt mir

meine Stellung nicht — darum, mein Kind, entbinde ich Dich Deiner Treue zu mir, erwache zum Bewußtsein, genieße das Leben, das Dir mehr Rosen als Dornen bringen möge — oh, es wird es gewiß! denn Du bist ja schön und liebenswürdig. Folge Deinem Beruf — täusche — sei untreu, holder Engel!"

Er hatte sie beim Kinn gefaßt und neigte sich zu ihr, als wollte er sie küssen. Sie wandte sich weg und entzog ihm den Kopf, indem sie sich mit der Hand über die Augen fuhr und den Mund, der sich zum Weinen verzerren wollte, gewaltsam zurechtziehend, sprach sie vor sich hin: „Ich will untreu sein!" — Dann nahm sie einen von den zerstreut umherliegenden Briefen und sagte lauter: „Wie Du es bist! dies hier ist eine Damenhand!" —

Er sprang hinzu und wollte ihr den Brief entreißen; sie wich aus.

„Halt, Liebchen! das ist nicht mein Geheimniß!" rief er, „keinen Blick darfst Du in diese Briefe thun, Sie sind mir von hoher Hand anvertraut —"

„Ich weiß, die Prinzessin," sagte sie tief. „Oder glaubst Du, ich wüßte nicht, was man in der Stadt spricht? Wir freien Leute, in unserm zigeunerhaften Umherziehen, kommen mit Vielen in Berührung und erfahren Alles."

Sie entfaltete den Brief, ohne daß er es verhindern konnte, und blickte flüchtig hinein. Dann warf sie ihn zu den andern.

„Sie schreibt Dir von Liebe, die Prinzessin? Oh, sie liebt nicht wärmer als ich."

„Diese Briefe sind ja nicht an mich," rief Katte, „lies hier: lieber Bruder!" Und er hielt ihr das offene Papier hin.

„Du weißt recht gut, daß ich Geschriebenes nicht lesen kann," sprach sie schmerzlich, „ich blickte hinein, wie ich es auf dem Theater thue, wenn ich einen Brief von Harlekin zugesteckt erhalte und ihn mit Gefühl lese. Es ist doch nur ein Stück weißes Papier. Du hast Recht, Alles ist Täuschung und Verstellung. Ja, ich will untreu sein! Warte, in Cüstrin werde ich Dich gewiß vergessen. Du kommst wohl nicht nach Cüstrin?"

„Wie meinst Du das?" fragte Katte wie überrascht von der Wendung.

„Je nun, ich meine — wenn Du kämest, so solltest Du Dich doch ein wenig ärgern, wenn Du Deinen Nachfolger sähest."

Man hörte nun ein starkes Gepolter auf der Treppe; schwere Schritte naheten sich der Thüre. Das Mädchen wollte rasch ihren Mantel umwerfen, allein ihre innere Bewegung machte, daß sie

damit nicht fertig werden konnte, als Katte hinzuſprang, um ihr zu helfen, mußte er bemerken, wie fieberhaft die Arme glühete. Die Frivolität ihrer letzten Worte hatte ihr ſiegender Verſtand erzeugt und ihr Herz brach um ſo vernichtender dabei zuſammen.

Die Thüre öffnete ſich nun und herein trat ein rüſtiger Greis, mit weißen, herabhängenden Haaren, in der Generalsuniform. Katte ſprang verwirrt auf ihn zu, um ihm Hut und Stock aus der Hand zu nehmen und dieſe küſſend, ihn zu einem Seſſel zu führen. In jeder andern Zeit hätte ihn der Beſuch des ehrwürdigen Mannes beglückt, in dieſem Augenblicke war er ihm läſtig. Es war der Feldmarſchall, Graf von Wartensleben, der Vater ſeiner Mutter, der von ſeinem Gute unweit Berlin eben erſt angekommen war. Die Italienerin verbeugte ſich und verließ das Zimmer. Der alte General, der nicht mehr gut ſehen konnte, fragte, ihr nachblickend: „Ein Kamerad, Will'm?“

Dieſer bejahete.

„Vielleicht der Puttkammer oder der York?“ fragte der Alte wieder.

„Nein, lieber Großpapa!“ erwiederte Katte verlegen.

„Wer war es denn? Warum ließeſt Du ihn fortgehen? Ich bin hier, um Deinen Umgang man 'mal ein Bißchen kennen zu lernen,“ ſagte der General mit freundlichem Ernſte. „War es vielleicht gar der Gulenburg oder der Trenk?“

„Trenk war es“ — ſagte Katte, um den zudringlichen Forſcher zu beſchwichtigen.

„Warum lief er denn ſo ſchnell fort?“ ſagte der Alte wieder. „Der iſt nicht gewachſen,“ fügte er dann ſpäter hinzu, „der iſt ſtehen geblieben. Er verſprach ſo groß zu werden, wie ſein Vater. Der war ein ſchöner Mann. Hat er denn auch röthlichte Haare?“

Katte ſtand wie auf Kohlen. Es war nicht dies Examen, das ihn ängſtigte, ſondern das, was folgen könnte und von dem er eine trübe Ahnung hatte. Er war ſchnell darüber her, die Briefe der Prinzeſſin, die er mit vieler Muße zu ordnen angefangen hatte, nun mit größter Eile in das Käſtchen zu legen.

„Was treibt Ihr denn in Berlin?“ fing der Alte wieder an, „was treibſt Du jetzt, wo Dein Intimus, der ungerathene Sohn, fort iſt? Hör' mal Will'm, ich muß Dich nur ſagen, daß mich das Gerede gar nicht recht iſt, was auf Deine Rechnung im Schwange iſt. Ich bin eigentlich im Auftrag Deiner Mutter hier. Ich ſoll mir ein wenig nach Deinen Umſtänden und Verhältniſſen erkundigen, weil wir Alle um Deinetwillen in Sorge ſind. Wenn

der König zurückkommt, will ich ihn um die Gnade bitten, Dich zu einem andern Regiment zu versetzen. Du sollst nicht in Berlin bleiben, 's taugt nichts vor Dir!" —

„Und warum nicht? Zu welchen Sorgen gebe ich Ihnen Veranlassung? Können Sie sagen, daß ich hier in der Residenz nicht mit dem auskomme, was ich habe? Lebe ich ausschweifend? Vernachlässige ich den Dienst?" fragte Katte, sich zusammennehmend.

„Das Letztere ausgenommen," sagte der Alte, „wollte ich Dich Alles gern verzeihen, wenn es wäre. Jugend muß austoben und ein Offizier, der die Ehre hat, bei der Königlich Preuß'schen Kronguarde zu stehen, kann nicht wie ein Duckmäuser leben. Das ist es aber auch gar nicht, was uns Sorge macht. Hättest Du Schulden über Schulden und jeden Tag eine neue Liebschaft zu Nacht und am andern Morgen ein Duell — Junge! sieh! — Deiner Mutter müßte man's natürlich verbergen, aber mir kümmerte es nicht so viel! Wärst doch ein brav's Kerl in meinen Augen, und auf Ehre, ich könnte Dich gut sein, Will'm — wie mein Herzblut! So aber ist's ein Andres! — Ich hör' da so allerhand, was mir nicht gefallen thut. Da ist der Schwerin, der kommt und steckt mich dies, da ist der Schlieben und klatscht mich das — die Schwerin'sche kommt, Teufel hol mir! zur Mama und läßt kein gutes Haar an Dich. Was sollen wir davon denken. Mir wird Alles geschrieben nach Jüterbock, wo ich sitze und das Podagra habe. Kaum lassen die Schmerzen nach, muß ich mir, Podagra hin — Podagra her, steif wie ein altes, ausgedientes Pferd, **sans comparaison**, auf'm Weg machen, nach Berlin gehen und **Monsieur mon petit fils im Examen nehmen.**"

Hier mußte der alte Herr, tief Athem holend, von dem Feuer seiner Rede zu sehr ergriffen, inne halten. Katte benützte diese Pause zu einer Frage.

— „Wessen bin ich denn aber angeklagt," sagt er, „was sind es für schreckliche Dinge, die Sie so sehr um meinetwillen in Besorgniß setzen?"

„Was?" erwiderte der General, „das kann ich Dich eben nicht sagen, das eigentlich wissen wir Alle gar nicht und deshalb bin ich ja eben gekommen. Du bist ein Geheimnißkrämer geworden, sagen sie, und Will'm, das mußt Du mich nicht sagen wollen, das ist nicht Gutes, ich wollte lieber, Du wärst ein Gewürzkrämer als ein Geheimnißkrämer. Der Gute braucht das Licht nicht zu scheuen und was ich thun thue, kann die ganze Welt wissen. Nicht so? Du wirst mich Recht geben!" —

Die eben ſo gutmüthige als ſchlichte Geradheit ſeines Großvaters, der wenig am Hofe geweſen war und wie ein Bild einer ſchon damals längſt entſchwundenen Zeit jetzt mahnend vor ihm ſtand, machte auf den jungen Menſchen zwar einen tiefen Eindruck, doch ſchwand die Verlegenheit nach und nach, die ihn anfänglich ergriffen hatte, und er ſammelte ſich mit leichter Mühe, um den Angriff mit Erfolg zurückſchlagen zu können.

„Ich will Ihnen mit wenigen Worten auseinanderſetzen, cher grand papa," fing er an, „was die Leute, Sie verſtehen mich zu gut, wen ich darunter meine, um ſie Ihnen nicht erſt beſonders nennen zu müſſen —"

Hier lächelte der Alte, mit dem Kopfe nickend —

„Was dieſe Leute alſo an mir auszuſetzen finden. Der Kronprinz, ein Jüngling von den edelſten Gaben, mit Kenntniſſen ausgeſtattet und den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten mit Eifer ergeben, erzeigt mir die unverdiente Gnade, mich auszuzeichnen. Dies erregt Neid, wie Sie ſich leicht denken können. Ein Jeder geizt nach der Ehre, der Freund des künftigen Herrſchers zu ſein, allein er wählt ſtrenge und prüft lange, und ich darf, ohne der Beſcheidenheit zu nahe zu treten, wohl behaupten, daß außer mir ſich Niemand des vertrauten Umgangs des Prinzen zu erfreuen hat —"

„Ich hör' Dich man ruhig zu und will Dich nicht unterbrechen," brummte der Alte, ſich nichts weniger als ruhig auf ſeinem Seſſel hin- und herrückend.

„Des Kronprinzen Temperament und Neigungen harmoniren wenig mit denen des Königs, das iſt wahr, allein man kann es ihm nicht verdenken —"

„So, ſo," brummte der Großpapa.

„Ich ſelbſt fühle mich nicht geſtimmt, auf Koſten meiner Geſundheit und der guten Sitte, das mitzumachen, was in den Abendgeſellſchaften Sr. Majeſtät vergnügliche Unterhaltung genannt wird —"

„Da thuſt Du nicht recht daran thun," ſprang hier der Alte auf. „Handelſt Du ſo, da wird das Avancement bei Dich vorbeifeifen und Du thätest lieber gleich beſſer, zu ackern und zu eggen, als hier den Cuiraß anzuſchnallen und auf die Parade zu gehen. Weißt' nicht, Junge, daß geſchrieben ſtehet: Wer unter n Wulfen lebt, muß mitheulen? Was haſt' davon, Dir zu ovroniren und Alles beſſer machen zu wollen als die Andern? Was hat

der Kronprinz davon, als Kummer und Elend und Sorgen und Noth, und wer kann ihm helfen?"

„Er sich selbst, cher grand papa! O glauben Sie mir, er bedarf keiner fremden Hilfe, weder der meinigen noch der irgend eines andern Menschen auf der Welt. Eine Kraft, wie die seinige, gehört zu den Urkräften, die allein, ohne äußere Hilfe leben und das Ungeheuerste in Bewegung setzen. Er reißt auch mich mit sich fort, ich vermag ihm nicht zu widerstehen, willenlos stehe ich ihm zur Seite und bin gewärtig, wo er mich hinziehen wird."

Der alte, würdige General schüttelte ungläubig den Kopf. Die Rede, etwas schnell vorgebracht, war ihm nicht recht faßlich und verwirrte ihn mehr, als daß sie ihn befriedigt hätte. Er besann sich eine Weile, dann fing er wieder an:

„Aber Du hättest doch schon durch Deine gute Aufführung dahin kommen können, daß der König Dir auch ins Tabakscolleg eingeladen — sieh nur! es ist ja schon andern jungen Leutnants zu Theil geworden. Ich hörte mit Trauer von Einem erzählen — weiß der Teufel bei mir! nicht mehr, wer's war — daß Du noch nicht ein einzigmal dort gewesen bist. Wenn nun par Exemple die Majestät justament hier wär und ich wäre eingeladen zu erscheinen, müßt mich's nicht exeriren, meinen Will'm nicht dort zu sehen, geschweige noch vielleicht gar etwas nicht sehr Erbauliches aus dem Allerhöchsten Munde zu hören? Sieh man, Junge, was Du da sprichst von Kraft, die sich selbst bewegt, und alles Andre, das mag wahr sein oder nicht, ich will mir nicht darum bekümmern. Gerad heraus — ich versteh nicht davon. Aber daß der Kronprinz, als Sohn — versteh mir wohl, denn Gott bewahr', daß ich Sr. Königlichen Hoheit sonst zu nahe treten wollte — man als Sohn also die schönste Fuchtel verdiente, das muß auch wahr sein. Und der Wahrheit die Ehre, anders nicht! Daß Du aber, lieber Will'm, nimm mich's nicht verübel, denn Du bist Offizier und trägst so gut 's Portd'epee wie ich, gleichfalls Fuchtel verdienst, wenn Du's mit dem Wildfang hältst, gegen den Willen seines Vaters, und noch mehr als Fuchtel, das darf Dich der alte Hans Christoph Erdmann von Wartensleben auch nicht verschweigen. Denn siehst Du, da sitzt der Haas im Pfeffer! Gegen den Willen des Königs hat der Kronprinz liaison mit Dich geschlossen — das ist's eben, was die Schwerin'sche der Mama geflatscht hat — die Liederlichkeit des Königssohnes wird Dich in die Schube gegossen und gut End' kann's nimmer nehmen. Das wußten wir wohl, allein ich wollt's nur von Dich hören und

freu' mir, daß Du wahr gebeichtet haſt. Der Teufel hol mir! ich bin ein alter Solt und hab Pulver gerochen und diente mit Ehren und Freuden, als es noch der Erbprinz hieß; dann war ich mit in Königsberg, als unſer allerhöchſtſeliger Herr ſich die Königskrone ſelber aufſetzte; ich bin General, begütert, treu dem Lande, dem ich angehöre, dem ich Alles danke, aber Will'm — wie die Sachen nanu 'mal ſtehen — ließ ich Dich lieber in fremde Dienſte gehen und wenn Du willſt, ſprech ich Morgen mit dem Seckendorf."

„Nur das nicht, der iſt ja gerade der größte Feind des Kronprinzen" — rief Katte.

„Weil er ein geſcheiter Mann iſt — das glaub ich von ihm, obgleich ich nicht die Ehre habe näher zu kennen," ſprach der Alte weiter. „Aber etwas mußt Du thun, um mir und die Deinigen zu beruhigen. Morgen ſchreib ich an Deiner Mutter. Du mußt uns geloben, vor Dir zu bleiben und nichts Geheimes vorzunehmen, ſondern Alles offen; den Kronprinzen die Milch ausſeſſen laſſen, die er ſich einbrocken will und nur dem Dienſt zu leben, damit Du nicht hinter uns zurückbleibſt, und wie Dein alter Großvater und Dein Vater einſt zu die höchſten militäriſchen Ehren gelangen kannſt."

Der biedere Mann, der ſeinen Enkel ſo gar nicht begriff, glaubte nunmehr Alles gethan zu haben und beruhigt ſcheiden zu können. Sein Herz hatte er wahrhaft erleichtert. Katte küßte ihm mit Inbrunſt die Hand; die Erſcheinung hatte ſo viel Rührendes, und er liebte den Großvater wirklich. Auch ihm hatte der Beſuch die Bruſt wunderbar erfriſcht. Das Bild ſeiner Mutter ſchwebte ihm vor, wie ſie daheim, im fernen Oſtpreußen, nach altpatriarchaliſcher Sitte da ſaß, und, obgleich von hoher Geburt, obgleich die Frau eines Generals, in den Abendſtunden und der Einſamkeit des ländlichen Schloſſes, mit den Mägden das Spinnrad drehete oder dem Weben eigener Leinwand zuſah, die damals noch nicht aus fremden Landen bezogen wurde. Er dachte aller ſeiner fernen Lieben und es that ihm in dieſem Augenblicke doppelt wohl, ſich ſo ruhig und ohne Leidenſchaft geliebt zu ſehen. Er täuſchte ſich über die Gegenwart hinweg und ſuchte zu vergeſſen, was ihn drückte. Der alte Feldmarſchall ſaß ihm jetzt ſtumm gegenüber und blickte ihn vertraulich und feſt mit den großen blauen Augen an. In ſeiner Miene drückte ſich deutlich die durch das Geſpräch erlangte Beruhigung aus. Er hatte ſich ſeinen Wilhelm ganz anders gedacht. Unzugänglich ſeinen Ermahnungen, verbiſſen in ſeinen Anſichten, verſtockt im Herzen, kurz verloren mit einem

Worte. So waren nämlich die Nachrichten, die man ihm zuzutragen bemüht gewesen. Jetzt fand er ihn leidlich anders, und er glaubte, wenn ihn auch noch nicht ganz auf den rechten Weg gebracht zu haben, doch mindestens in Kurzem dahin zu gelangen. Mit dem Briefe, den er am andern Tage seiner Tochter, der Generalin von Katte, schreiben wollte, hoffte er große Freude in der Familie zu verbreiten und sich vollends das Herz zu erleichtern. In der Freude dieses Herzens wollte er jetzt noch ein Stündchen bei dem geliebten Enkel zubringen und verlangte eine Pfeife und ein Glas Bier. Es war bald herbeigeschafft. Wie sich nun Beide so gegenübersaßen, fing der alte Soldat ein beredtes Gespräch von frühern Zeiten an, in das der junge um so lieber einstimmte, damit die Spur des frühern bis auf den letzten Rest verwischt würde.

„Ich sprach vorhin von dem Allerhöchstverstorbenen Herrn,“ sagte der alte Feldmarschall, behaglich rauchend und dazwischen trinkend, — „ja, da war's ein andres Leben, als wie jetzt. Ich kenn die Welt zwar nicht mehr und weiß nicht, was sie treibt, aber so viel ist nun 'mal gewiß, so gut wie ehedem ist's nicht mehr darin. Da hättest Du uns nur kennen sollen, als noch Se. höchstselige Majestät, der Vater des jetztregierenden Königs, auf dem Throne saß. Ihr wißt ja gar nicht mitzusprechen von dergleichen Dingen, denn mit allem schuldigen Respect, das ist jetzt ein wahres Hundeleben am Hofe hier, gegen damals. Da denk ich noch immer an einen Vorfall, der sich zutrug, als wir in Königsberg zur Krönung waren. Da gab's Avancements wie Heu, wie Du Dich leicht denken kannst. Ich war zum Capitain avancirt und speiste mit den Kameraden fröhlich und guter Dinge im deutschen Hause. Da wird ein delicater Hecht aufgetragen, die Sauce daneben gestellt, und ich, der ich Fische gern eß', jung und hungrig, wie ich dazumalen war, schnoppre und wittre, und sage — ah! das ist mein Leibgericht, ein Hecht aus'm Pregel mit Limonisauce. — Es ist keine Limonisauce, pardon, excuse! sagt ein Herr von Wiersbicky, ein Pole, den ich gar nicht leiden konnte und der sich aus Aerger, daß er nicht statt meiner avancirt war, an mich reiben will. — Ei, mein Bester, versetze ich, so mir meine Riechwerkzeuge nicht trügen, so ist es Limonie. — Je nun, sagt er wieder, vor ihre Riechwerkzeuge muß man allerdings Respect haben. — Nun ist nicht zu leugnen, daß meine Nase stets ein wenig unverhältnißmäßig war und darum erregte die Anspielung bei die anwesende Kameraden, obgleich sie mir Alle leiden mochten, bis auf den Einen, ein mühsam unterdrücktes Lächeln. Dies merkend, schoß

mich das Blut ins Geſicht, und um einen Eclat vor der Hand zu vermeiden, wend' ich mir an meinen Nachbar und ſage: „Sei doch ſo gut, Kalnein, und reiche mich 'mal die Limonienſauce, liebſter Freund!“ Da griff der gegenüberſitzende Polak mit einem ganz verflucht maliciöſen Zug, ich ſeh' ihn noch heute vor mich, ſchnell nach der Sauciere, und indem er ſie mich reicht, ſpricht er dazu die hämiſchen Worte: „Nun, wenn es denn durchaus Limonie ſein ſoll und muß, ſo wird es wohl eine Kapitänslimonie ſein!“ Das war'n Tuſch auf mein Avancement, Junge! Donner und's Wetter! ſchrei' ich und ſpring auf, das mir Sauce und Alles auf die Hoſen liegt. Das Blut ſteigt mich ins Hirn und ich weiß nichts mehr von mich. Wie ſie mich nachher geſagt haben, ſoll ich ihn haben erſtechen wollen, aber die Kameraden haben mir mit Gewalt zurückgehalten. Was nun folgte, kannſt Du Dich leicht vorſtellen. — Ich brachte ihm ein Circumſter ans Kinn bei, das ihm die Unterlippe zugleich ſpaltete, und ſo mußte er viele Jahre die Kapitänslimonie im Geſichte herumſchleppen, bis daß er ſtarb. Er war ſonſt ein braver Offizier, das muß ich ſagen, und ein tüchtiger Fechter. Ich hätte ihn auch nicht gezeichnet, wenn er nicht die Gewohnheit gehabt hätte, mit dem Kopf zu zucken. Er konnte nicht einen Augenblick ſtill halten, und ſo merkte ich denn ſeine Schwäche, und verſetzte es ihm. Siehſt Du, Will'm, ſo kann der Unſchuldigſte oft zu Händeln kommen und es auch mit dem Leben büßen. Um ſo mehr aber ſoll man nie vom rechten Wege gleiten, damit, wenn der Tod raſch heranmarſchirt, man als braver Offizier dieſe Welt verläßt und kein Makel an unſerm Namen nicht haftet.“

Der Alte ſchien mit dieſem Schluſſe ſehr zufrieden, den er mit einem Tone begleitete, der Salbung ausdrückte. Katte, obgleich er dieſe Geſchichte, ſo wie mehre andere, die der Großpapa gern zu erzählen pflegte, längſt ſchon wußte, ſchien doch mit großer Aufmerkſamkeit zuzuhören. Es waren nicht die Worte, auf die er merkte, ſondern die längſt entbehrten Züge, die Stimme des ſo freundlich frommen für ihn beſorgten Greiſes, die ihn wohlthätig anregten. Ein Stündchen war bald mit ſolchen gleichgiltigen Sachen verplaudert, die Pfeife ausgeklopft, die Bierneige ſtehend hinuntergeſtürzt und dann aufgebrochen. Wilhelm geleitete ſeinen Großvater, der ihm rüſtig und gar ſtattlich in dem Schmuck ſeiner ſchneeweißen Haare zur Seite ſchritt, und ſich dabei auf eine zierliche Elfenbeinkrücke ſtützte. Der Abſchied für dieſen Abend war kurz und herzlich. Der Alte küßte den Enkel auf die Stirne, klopfte

ihm dann auf die Schulter und ſprach leiſe, damit es die unter dem Portal ſtehende Dienerſchaft nicht hören ſollte: „Man immer Gott im Auge und Ehre im Herzen! Bon soir, Will'm, à demain donc!“

Und damit ſtieg er die Stufen hinan.

22.

Der Feldmarſchall von Wartensleben hatte beſchloſſen, vorläufig einige Zeit in Berlin zu bleiben, um ſeinen Will'm aus der Nähe beobachten zu können. Hiebei beſchränkte er ſich nun aber mehr auf das, was er hörte, als auf das, was er ſah. Ein vertrauter Umgang war ja zwiſchen Großpapa und Enkel nicht zu denken und nach den erſten, wechſelſeitig getroffenen Verabredungen, ſich da oder dort zu finden, war es ſo ziemlich, als ob der Eine in Jüterbock geblieben wäre und der Andere in Berlin lebte.

Katte ſchritt indeß immer weiter in ſeinen Vorbereitungen zur Abreiſe. Er hatte vorſorglich ſo Manches verfertigen laſſen, das ihm gute Dienſte bei einer möglichen Entdeckung leiſten ſollte. So legte er einen großen Werth auf einen Sattel, eigener Erfindung, der inwendig hohl, dazu beſtimmt war, verſchiedene Gegenſtände von hohem und zugleich gefährlichem Werthe aufzunehmen, die hier Niemand geſucht haben würde. Dieſes Meiſterſtück beſtellte er bei einem jungen, armen Meiſter, der, des ihm verheißenen Lohnes wegen und in der Abſicht, ſich bei dem Freunde des Kronprinzen zu empfehlen, ſtrenge Verſchwiegenheit gelobt hatte. Das wußte Katte nun aber ſchon beſtimmt, daß ihm ein nachgeſuchter Urlaub abgeſchlagen werden würde, auch wagte er gar nicht, darum einzukommen. Er mußte alſo auf heimliche Flucht gefaßt ſein.

Der Kronprinz hatte indeſſen von Ansbach aus ſeine Plane ausführen wollen, da es ihm immer unmöglicher wurde, die Reiſe weiter im Gefolge des Königs fortzuſetzen. Vergebens hatte er jedoch geſucht, von dem Markgrafen eines ſeiner beſten Pferde zu erhalten, um einen Spazierritt allein zu machen. Seine Abſichten waren bereits zu ſehr Gegenſtand des allgemeinen Gerüchts geworden, als daß nicht von allen Seiten ſeine Schritte belauſcht, ſeine Plane zum Voraus berechnet worden wären. So hatte denn auch der Markgraf, ſonſt der gefälligſte Wirth für ſeine erlauchten Gäſte, ſtets etwas vorzuſchützen gewußt, um die Bitte des Kronprinzen abzuſchlagen. Endlich kam der Tag der Abreiſe, und er mußte gegen ſeinen Willen ſich dem Gefolge wieder anſchließen. Katte

wurde sogleich davon in Kenntniß gesetzt. Friedrich unterließ auch nicht, ihm bei dieser Gelegenheit noch einmal eine getreue Schilderung seines Seelenzustandes zu entwerfen, und ihm seine Anschläge und die Art, wie er deren Ausführung zu bewerkstelligen hoffte, auf das Umständlichste mitzutheilen. Straßburg war zum Rendezvous bestimmt. Er sagte seinem Freunde, wie es sein Unglück noch vermehre, ihn entbehren zu müssen, und forderte ihn auf, sich nicht vergeblich am bestimmten Orte erwarten zu lassen. Der Brief wurde in Eile versiegelt, überschrieben und einem Courier mitgegeben, der längst in Berlin angekommen sein mußte. Der Prinz glaubte hierüber völlig beruhigt sein zu können.

Unbegreiflich war es jedoch, daß dieses wichtige Schreiben nicht nach Berlin kam, und Katte sich dadurch in eine schwankende Unruhe versetzt sah, die von einem Tage, von einer Stunde zur andern zunahm, und seiner Unschlüssigkeit gar keinen, auch nur flüchtigen Haltpunkt mehr ließ.

Inzwischen hatte der König seine Reise fortgesetzt, war an dem Hofe des Herzogs von Würtemberg gewesen, und näherte sich jetzt in kleinen Tagemärschen dem alten Frankfurt. Es war im August und die Hitze sehr drückend. Die Bequemlichkeit, die jetzt auch der gewöhnlichste Reisende genießt, mußten damals selbst Könige entbehren. Die Straßen waren im tiefen Sande fast unwegsam, überall fehlte es an Gasthäusern, und die Verpflegung wie die Unterkunft höchst schwierig zu bestellen. Der kleine Zug des Königs schob sich unter solchen Umständen mißmuthig weiter, bis daß der Aufenthalt in größern Städten dann wieder im Stande war, für alle diese Mühseligkeiten in Etwas zu entschädigen. Jetzt war auf Frankfurt das Augenmerk Aller gerichtet, dort sollte Rast von einigen Tagen gemacht werden, und zu Vergnügungen und Ergötzlichkeiten mannichfacher Art bot die reiche Stadt eine ziemliche Aussicht.

Man war über Heidelberg hinaus, und gedachte bei einbrechender Nacht in einem stattlichen Dorfe einzukehren, das dem Reisemarschall des Königs zu diesem Zwecke gerühmt worden war. Um dieses Ziel zu erreichen, war man manchem Orte vorbeigezogen, dessen Aeußeres eine gute Unterkunft versprochen hatte; endlich langte man an. Es war aber an dem Tage Pferdemarkt gewesen, und Alles so voll schreienden Bauernvolks und schachernder Roßtäuscher, die den vorhandenen Raum auf das Breiteste in Besitz genommen hatten, daß man nur mit Mühe für den König selbst ein anständiges Zimmer eingeräumt bekam, und da nicht daran zu

denken war, daß die im Erstbesitz Stehenden gutwillig Platz machen würden, so mußte man sich mit dem begnügen, was übrig gelassen war. Dies bestand aber nur noch in drei Scheunen oder Schuppen, wo mit Hilfe von Stroh und Heu für das höhere und geringere Gefolge Seiner preußischen Majestät ein nothdürftiges Lager bereitet wurde.

Dieser so zufällig erscheinende Umstand und die Verwirrung, die dadurch herbeigeführt wurde, erzeugte jedoch plötzlich bei dem Kronprinzen den Entschluß, von hier sein langüberlegtes Wagniß endlich zu bestehen. „Von hier oder niemals!“ sprach es laut in ihm, und ließ ihm von dem Augenblicke an keine Ruhe mehr.

Er war noch am späten Abend, nachdem der König bereits mit seinen Getreuen die letzte Pfeife geraucht und sich zur Ruhe gelegt hatte, allein vor den Ort hinausgegangen. Er erstieg eine kleine Anhöhe, und sah einen Strom, wie ein weißes Band, durch das freundlich angebaute Land ziehen. Dies war der Rhein. „Wenn ich höher steige, so muß ich den Münster von Straßburg sehen können,“ dachte er bei sich, „dorthin muß es liegen. Leider ist's nur schon zu spät und zu dunkel.“

„Dorthin,“ dachte er weiter, „muß ich meine Flucht richten; bald habe ich die Rettung von hier erreicht. Wenn sie mich hier vermissen, bin ich schon weit, wenn sie mich zu suchen beginnen, bin ich ihren Nachstellungen schon für immer entrückt. Jetzt oder nie!“

Er stieg dann hinab und trat zu Pfälzern, die um ein Wachtfeuer lagerten. Er fragte nicht ohne einige Scheu, ob sie einen guten Markt gehabt und ihre Thiere verkauft hätten. Sie horchten hoch auf, denn sie verstanden den fremden Herrn kaum. Doch bald sprang ein breitschulteriger, verschmitzter Kerl vom Feuer auf, zog sich das blaue Hemd zurechte und stellte sich vor den Fremden mit der Frage hin, „ob er vielleicht etwas zu kaufen begehre.“ Hatte der Kronprinz schon früher eine ängstliche Scheu empfunden, so wuchs diese noch, als er jetzt sein Ja herausbrachte.

„Nun, da kann dem Herrn geholfen werden,“ sprach der Pfälzer, den jungen Menschen mit den Augen messend und dann über dem Finger pfeifend, rief er seinem Buben, der sogleich ein Paar Rosse zum Feuer führen mußte. Friedrich verlangte einen tüchtigen Renner; das Thier, das man ihm als solchen bezeichnete, wurde versucht, die geforderte Summe in blanken Goldstücken, die das Haus Splittgerber in Berlin dem Kronprinzen vorgestreckt hatte, ausbezahlt, und während sich der über den späten Handel

ſehr zufriedene Pfälzer mit blinzelnden Augen wieder zu ſeinen Kameraden am Feuer hinſtreckte, trat der Kronprinz den Rückweg zum Nachtquartier an, den Burſchen hinter ſich, der den erkauften Renner am Zaume führte.

Die ſtille Karawane umging den Ort, denn am andern Ende, dem wo der König logirte, gerade entgegengeſetzt, war der Page Keith einquartirt worden, und dieſen weckte nun der Prinz, um ihm ſein Roß zu übergeben. Auf den Pagen konnte er ſich verlaſſen, da er ihn ſich ergeben wußte. Da es Keith oblag, ſich frühzeitig nach dem Hauſe zu begeben, wo der König übernachtete, ſo bat er ihn, ihn noch früher aufzuwecken, und dann, ehe der König erwacht ſein würde, ihm das Pferd vor den Ort, auf einen Platz zu bringen, den er ihm genau bezeichnete. Er habe eine artige Bekanntſchaft in der Nähe gemacht, der er noch vor der Abreiſe einen Morgengruß zum Abſchiede bringen wolle, dies ſei der Grund, fügte er hinzu.

Keith verſprach, dies pünktlich zu beſorgen, und Friedrich ſuchte, nachdem er ſich des Burſchen durch ein reichliches Trinkgeld entledigt hatte, ſeine Scheune auf, weniger um zu ſchlafen, als durch ſein Ausbleiben keine Urſache zu Nachforſchung zu geben.

Als er die angelehnte Thüre leiſe öffnete, und einen leeren Platz auf der Streu für ſich ſuchte, ſchnarchten ſchon die von Waltow und Derſchau, die ſie mit ihm theilten, im ſanfteſten Schlafe, nur gleich an der Eingangs-Thüre brummte ein abſeits Liegender über den frühen Störer. Dies war aber Oversmann, der Leibkammerdiener Seiner Majeſtät.

23.

Man kann leicht denken wie dem Prinzen dieſe kurze Nacht verſtrich. Stets horchte er, ob ſein Bote noch nicht komme. Gern wäre er aufgeſtanden, um nach den Sternen zu ſehen, und ob ſich's im Oſten noch nicht röthete; allein der Schlaf der Andern, den er ſegnen mußte, hielt ihn auf der Streu zurück. Träume umſchwebten ihn; er ſah ſich glücklich drüben am jenſeitigen Ufer des Rheins, vor ſich den herrlich hohen Münſter, ſeinen Leuchtthurm im Hafen, der ihm Rettung verhieß. Er erblickte ſich an den fremden Höfen, mit einer Zuvorkommenheit begegnet, die er noch nie erfahren, umgeben von milder Sitte und Civiliſation, im Verkehr mit den erleuchtetſten Geiſtern ſeiner Zeit. Dann aber gedachte er auch ſeines Freundes. Wird er ihn finden in Straß-

burg, um ſogleich an ſeiner Seite die weitern Schritte machen zu können? Wie ſehnte er ſich nach ihm in dieſem Augenblicke und doch wünſchte er ihn nicht her, um das Gefahrvolle allein zu beſtehen, denn er mochte ſich nicht verhehlen, welche ſchwarzen Folgen dies Ereigniß haben könnte. Der große Augenblick war nun endlich da, den Schritt zu wagen, mit dem er lange Zeit durch tauſend vorbereitende Gedanken ſich innig vertraut gemacht hatte; kein Rückſchritt durfte ihm in den Sinn kommen, was ſich auch Feindſeliges gegen ihn kämmen würde, nur ſo winkte ihm Sieg, nur ſo konnte er hoffen, ſich zu erhalten, er ſelbſt zu ſein.

Jetzt ſchien ſich durch die Ritzen der Sparren und Wände ein grauer Schein zu ſtehlen, der das Annähern der Tageshelle verkündigte, draußen war noch Alles ſtill und ruhig. Friedrich's Sinne ſpannten ſich ſchärfer, um ſogleich beim erſten Erſcheinen ſeines Boten, dieſem ein Zeichen zu geben, daß er bereits wache. So lag er noch einige Zeit da, bis daß von der ſchlafloſen Nacht und der ſtets regen Aufmerkſamkeit, ſo wie von dem ſteten Ueberdenken eines und deſſelben Gegenſtands, plötzlich eine vollkommene Ermattung ſich über ſeine Lebensgeiſter ſchlich, und er, trotz ſeines Ankämpfens dagegen, immer mehr und mehr wie von nebelhaften Schleiern umfangen und eingewickelt, in einem zwar wohlthuenden, doch verhängnißvollen Schlummer verſank. Ein Geräuſch weckte ihn daraus.

Es war Keith, der von der Dunkelheit getäuſcht, zu dem Lager des Kammerdieners gegangen war und erſt ſeinen Irrthum wahrnehmen konnte, als jener ſich mit einem leiſen Fluch auf die andere Seite warf. Nun ſprang aber der Kronprinz, ſchnell den unwillkommnen Schlaf abſchüttelnd, empor, winkte dem Pagen mit der Hand, der ſich ſogleich entfernte, und ſtand auf, nachdem er ſich überzeugt, daß die zwei, welche ſein Lager theilten, noch feſt ſchliefen. Statt der Uniform, die er am vergangenen Tage getragen, zog er aus ſeinem Ränzel ein franzöſiſch geſchnittenes, bürgerliches Kleid, in welchem er die Rolle des Grafen d'Alberville zu ſpielen hoffte, und nun — mit hochklopfendem Herzen, ſchritt er auf den Zehen zum Scheunthor hinaus.

„Was iſt das?“ brummte Evertsmann vor ſich hin, der ſich jetzt blitzſchnell erhob und mit weitaufgeriſſenen Augen dem Fortgehenden nachſtarrte. Keith's Ungeſchicklichkeit hatte ihn aufgeweckt, aber jenen ſogleich erkennend, war der liſtige Kammerdiener bemüht geweſen, ſich noch ſchlafend zu ſtellen, obgleich er blinzelnd Alles ſah, was vorging.

„Es iſt richtig!“ ſagte er. „He! meine Herren! der Kronprinz gebt uns durch und am Ende ſollen wir noch Schuld daran geweſen ſein. Wachen Sie auf, Herr Kapitain von Derſchau! große Dinge geben vor, die Sie unmöglich verſchlafen dürfen!“

Waldow und Derſchau ſprangen voll Schrecken in die Höhe und fragten, was es gebe; von Eversmann aber, der ſich in größter Eile ankleidete, konnten ſie im erſten Augenblicke nichts als vage Ausrufungen zu hören bekommen, ungefähr wie die der rückkehrenden Thane, die Macbeth in die Halle ſandte, wo König Duncan erſchlagen liegt. Erſt nach und nach verdichteten ſich die einzelnen Worte zu einem einigermaßen verſtändlichen Ganzen und ein Blick auf die leere Stelle neben ſich, die nach der geſtern gemachten Vertheilung der Quartiere der Kronprinz einnehmen ſollte, belehrte ſie über die Thatſache. Was war zu thun? Dem Könige die Meldung hinterbringen, ſchien ihnen zu übereilt, ſie wollten erſt noch Alles aufbieten, des Flüchtigen ſich zu bemächtigen. Sie verabredeten, den Ort nach verſchiedenen Richtungen zu durchſtreifen, und da Eversmann ausſagte, daß der Kronprinz ſo eben erſt die Scheune verlaſſen habe, ſo durften ſie wohl darauf rechnen, ihr Vorhaben von günſtigem Erfolge gekrönt zu ſehen. Wer ihn einmal haben würde, ſollte ihn durch Ueberredung oder Gewalt nach der Scheune zurückbringen, und hier die Andern erwarten. Von dem Betragen des Prinzen würde es dann abhängen, ob ſie für jetzt dem Könige das Ganze oder einen Theil melden ſollten, oder nicht.

Sie verließen hierauf ſogleich die Scheune, und draußen ſtiebten ſie auseinander nach verſchiedenen Richtungen. Es war ein nebliger Hochſommer-Morgen. Der Rhein und die fernen Vogeſen waren den Blicken verſchleiert, und nur die nahen Maſſen des Odenwaldes zeichneten ſich dunkelgrau auf dem weißen Lufthintergrunde ab, und gaben Jedem ein Gefühl von Beklommenheit der in's Freie hinaustrat, wenn gleich ſein Gemüthszuſtand ruhiger war, als der damalige des Kronprinzen Friedrich von Preußen. Dieſer hatte ſich eiligſt an den Ort begeben, wo Keith das Pferd hinbringen ſollte, und erwartete ihn, an eine Wagendeichſel gelehnt, und den nach und nach erwachenden Bauern zuſehend, welche die Nacht im Freien zugebracht hatten, und jetzt in den mannichfaltigſten Gruppen ſich zum Tagesgeſchäft anzuſchicken begannen. Die frühe Morgenſtunde, die, wie Friedrich glaubte, Alles vom Gefolge des Königs noch im tiefen Schlummer hielt, der nebelige Tag, der wahrſcheinlich die Stunde des Aufbruchs noch verzögern würde, die Gewißheit endlich, die er zu haben vermeinte, daß Niemand in

der Scheune ſeine Entfernung bemerkt habe, dies Alles gab dem Prinzen einen kleinen Grad von Beruhigung, der im Stande war, ſeinen innern Kampf einzudämmen, und den klaren Blick, den er dem Pagen mit dem Pferde entgegenſandte, auch weiter hinaus auf die zu verfolgende Bahn im Geiſte zu lenken.

Während er ſo nach einer Seite gekehrt daſtand, näherten ſich aber leiſe von der andern die drei Schlafkameraden, die durch die Ausſage eines ſie begegnenden Bauern geleitet, der den von ihnen Bezeichneten geſehen haben wollte, hierher geführt worden waren. Sie traten raſch auf den Prinzen zu, und begrüßten ihn auf die gewöhnliche ehrerbietige Weiſe, die ſeinem hohen Range gebührte, ſich ſtellend, als wenn ſie gleich ihm die Laune gehabt hätten, die Gegend kennen zu lernen, und über den neidiſchen Nebel böſe wären, der ſie verhüllte.

Friedrich entfärbte ſich merklich, als er dieſen unerwarteten Morgengruß empfing, doch ſuchte er, ſo gut er es im Stande war, durch gleichgültige Entgegnung ihren Argwohn zu entfernen. Waldow mochte ihm indeß ſeine Verwunderung nicht verbergen, ihn nicht in Uniform zu ſehen, um ſo mehr, da ſeine Majeſtät befohlen hatte, mit dem Früheſten aufzubrechen, und ſonach für ihn keine Zeit zu verlieren war, ſeine Kleidung zu verändern, wenn er ſich nicht dem Zorne ſeines Vaters ausſetzen wollte. Auch Derſchau und Eversmann ſchienen wohlwollend in ihn zu dringen, dem Vorſtellen Waldow's Gehör zu geben. Der Prinz fertigte ſie kurz mit Worten ab, denn er ſah jetzt, wie Keith ſich mit dem Pferde nahete, und ſchnell dieſem entgegeneilend, warf er ſich hinauf, gab ihm die Sporen, und wollte davonſprengen. Jetzt aber veränderten die Drei plötzlich ihren Ton der Unterwürfigkeit, und mit einem donnernden Halt! fiel Waldow dem Pferde in die Zügel, während die andern Beiden ſich der Perſon des Prinzen bemächtigten, der vergeblich Widerſtand zu leiſten ſuchte. Alles, was von Bauern auf dem Platze war, hatte ſich ſchnell um die Gruppe verſammelt, die nun im wilden Tumulte einer fremden neugierigen Menge ſich nach der Scheune zog. Friedrich ſah, daß er ſich hier nicht mehr zu retten vermochte; in der Eile hatte er keine Waffen eingeſteckt, er glaubte ja des Erfolgs ſo gewiß zu ſein, und wollte ſie erſt ſpäter kaufen. Im Beſitz von Waffen wäre wahrſcheinlich ein Menſchenleben, das ſeinige ſelbſt vielleicht, als Opfer gefallen.

Aber auch der König, obgleich er von dieſen Vorgängen nichts wußte, war längſt ſchon von einer andern Nachricht ſeinem Morgenſchlummer entriſſen worden. Eine dickbeſtaubte Reiſekaleſche ſehen

wir vor dem Hauſe, wo er übernachtete, und der Rittmeiſter von Katte, der in Erlangen auf Werbung lag, war es, der ſo eben angekommen, und in Haſt, nicht achtend der frühen, ungewöhnlichen Stunde, in dringender Angelegenheit um eine Audienz bei Sr. Majeſtät nachgeſucht hatte.

24.

Ein treuer Diener ſtand der Rittmeiſter vor ſeinem Monarchen, und die nicht ordonanzmäßige Verfaſſung ſeiner Kleidung, ſo wie der ſtarke Bart zeigten von der Eile und Wichtigkeit ſeiner Sendung, die ſich in einem offenen Schreiben ausſprach, das er den Händen Seiner Majeſtät ſelbſt überantwortet haben wollte.

Dieſes Schreiben mußte in der That ein merkwürdiges Geheimniß enthüllen, denn der König, der es jetzt vor ſich liegen hatte, war dadurch in die furchtbarſte Aufregung gerathen. Doch war es nicht die gewöhnliche Aufwallung des Jähzorns, die man an dem Monarchen bemerkte, und die einen Hauptzug ſeines Charakters bildete, vielmehr war es ein ſchmerzliches Ergriffenſein, das einen ganz innerlichen Kampf durchzukämpfen ſchien, und ſich nur in der augenblicklichen Zerſetzung und in ſchwerem, ſeufzerähnlichen Aufathmen verrieth, wie man es wohl an ſtarken Naturen bei plötzlich hereinbrechender ſchwerer Erkrankung zu bemerken pflegt.

Der ſtolze Herrſcher, der beſorgte Vater, beides in ihm hatte jetzt den empfindlichſten Schlag empfangen, der lange aus der Ferne drohend wahrgenommen, dennoch für unmöglich gehalten worden war. Jetzt lag die Gewißheit überzeugend in den Händen des Königs.

Es war des Kronprinzen Brief an Katte, den er hielt, und den der Kurier, welcher ihn zur Beſorgung bekommen hatte, aus einem jener Verſehen, die ſo oft in Ereigniſſen der Häuslichkeit, wie in Begebenheiten der Weltgeſchichte die Dinge umſtürzen, und wichtige, lang vorbereitete Thaten vereiteln, in die falſchen Hände brachte. Die vielleicht in der Eile nicht ſehr genau abgefaßte Aufſchrift hatte den Brief ſtatt an den Gensd'armelieutenant von Katte in Berlin, an den Dragoner-Rittmeiſter von Katte in Erlangen befördert, und dieſen mit einem Male zum Mitwiſſer eines Geheimniſſes gemacht, das leicht gefährlich, ja den Tod bringend für Jeden, werden konnte, der es in ſich zu verſchließen keinen Anſtand nahm.

Alles ward deutlich durch den Brief. Der Kronprinz hatte darin theils Vieles zur beſſern Verſtändigung mit ſeinem Vertrau-

ten wiederholt, theils Neues so bestimmt angedeutet, daß Niemand, der dieses Schreiben in die Hand bekam, mehr in Zweifel über das Vorhaben sein konnte.

Der König stand noch unentschlossen da über das Mittel, das er vorbeugend ergreifen sollte. Er schien seine Gedanken zurückzulenken auf frühere Vorgänge, und daraus Nahrung zu ziehen für seinen bei sich gerechtfertigten Groll gegen seinen Sohn, wie für erneuerten Gram um ihn. Er glaubte nunmehr ernstlich daran denken zu müssen, für den preußischen Thron einen andern Erben zu bestimmen, da er bei seinem Erstgebornen die Eigenschaften vermißte, die ihm nöthig schienen, ein Scepter mit Würde und Ruhm ein langes Leben hindurch zu tragen. Der Gedanke hätte ihn gedemüthigt, aber es erbob ihn wieder, daß es noch preußische Prinzen gebe, die mit allen Tugenden ihrer Ahnen geschmückt, den Glanz des Hauses aufrecht zu erhalten im Stande waren, und das Glück der Unterthanen zu befördern. Er dankte Gott, daß er ihm diese Weisung durch den Zufall zusammen ließ, um nach ihr zu handeln, und er nahm sich vor, ernstlich die Art in Berathung zu ziehen, wie er bei dieser wichtigen Angelegenheit zu Werke gehen wollte. „Ist Friedrich einmal von der Succession ausgeschlossen," dachte der König bei sich, „so mag er nur seinen Phantastereien folgen, Flöte blasen und Verse machen, wenn er nur Gott vor Augen hat und ehrlich bleibt." Aber dies Letztere konnte er ihm nicht erlassen, und daher wollte er ihm seinen unveränderlichen Entschluß baldigst mittheilen, um ihn wenigstens von jedem heimlichen und unerlaubten Vorhaben zu entfernen, das der Pflicht des Sohnes entgegenliefe und der Fürsten- und Soldatenpflicht gegen Thron und Land unwürdig und verbrecherisch wäre. Er hoffte, so wenigstens die Ruhe im Innern des Hauses, den Anstand gegen die Welt und das Recht vor dem Gesetze zu retten.

Der Rittmeister wurde mit Dank verabschiedet.

Noch befand sich der König nicht recht im Klaren mit seinen Entwürfen, als der Kammerdiener Eversmann mit bleichem, verstörten Gesichte eintrat, und sich scheinbar verwunderte, Se. Majestät schon auf zu finden, und was noch mehr war, zu einer so ungewöhnlichen Zeit eine Audienz ertheilt zu haben. Der König antwortete ihm nicht, sondern blieb stumm und in sich gekehrt sitzen. Da mußte Eversmann, dem sich kein schicklicher Anknüpfungspunkt bieten wollte, geradezu mit der Meldung heraus, daß der Hauptmann von Derschau draußen sei, um von der vorläufigen Festnahme

des Kronprinzen zu berichten, den man in dem Augenblicke, wo er entfliehen gewollt, ertappt habe.

Der König sprang auf und fiel sogleich wieder in seinen Sessel zurück. Der stürmischen Eile der Ereignisse war selbst sein entschlossener Muth, seine eiserne Festigkeit nicht gewachsen. Er bedurfte jedoch nur eines Augenblicks, um sich so weit zu sammeln, den Befehl geben zu können, den meldenden Offizier vorzulassen.

Ohne Umschweife berichtete der Eintretende, was sich zugetragen, und wozu sie sich durch den Drang der Umstände berechtigt zu sein geglaubt hatten. Von einer eigentlichen Verhaftung war natürlich noch keine Rede gewesen, dies hätten sie nicht gewagt. Der um die Sache mitwissende Stabsoffizier von Waldow war bei Sr. Königlichen Hoheit zurückgeblieben, um jeden möglichen verzweifelten Versuch zu verhüten, und er sei gekommen, die weitern Befehle des Königs einzuholen.

Es bedurfte nichts als dieses einfachen Berichts, um das Vorgefallene plötzlich in seinem wahren Lichte erscheinen zu lassen. Friedrich Wilhelm verlor sich nicht mehr in Zweifel und Fragen; der Augenblick genügte, ihm seine ganze Stärke wieder zu geben. Er sah in seinem Sohne den Deserteur, und diese Schmach erfüllte ihn nun mit einem Male so sehr, daß alles Andere in den Hintergrund gedrängt wurde, und lodernder Zorn sich seines ganzen Wesens bemächtigte.

„Nehmt dem Unwürdigen seinen Degen, und arretirt ihn sogleich," donnerte der König, „er soll einem Kriegsgericht übergeben werden."

Derschau blieb zögernd stehen. Der König machte einen Gang durch das Zimmer.

„Was steht Er noch hier, Derschau?" fragte er dann. „Man thue wie ich befohlen, und will der Fritze mit mir sprechen, so sage man ihm, daß ich's durchaus verboten habe. Er würde auch gewiß nichts dabei gewinnen, denn ich vergriffe mich noch an ihm und thäte, was ich vielleicht später bereuen müßte. Recht soll ihm werden, aber auch nur strenges Recht. Auf Gnade hat der Deserteur, beim Allmächtigen Gott, hier auf Erden nicht mehr zu rechnen. Fort! und bringe Er mir des Obersten Fritze Degen — Kronprinz ist er nicht mehr!"

Der Hauptmann von Derschau entfernte sich stillschweigend, und kehrte bald darauf mit dem Degen zurück.

Der König hatte indessen Befehl zum Aufbruch ertheilt. Die Wagen fuhren vor, und rollten schnell in der Richtung nach Frank-

furt ab. In einiger Entfernung vom Zuge und so, daß sie dem erzürnten Monarchen nicht vor die Augen kommen konnte, sehen wir eine einsame Kalesche im langsamen Schritte nachfahren. Ein junger, bleicher Mensch sitzt darin, im zurückgeschlagenen Mantel, die Hände flach auf die Knie gestützt, und die weitgeöffneten Augen wie besinnungslos auf der Gegend ruhen lassend, die Lippen fest geschlossen, als sollten sie nie mehr hienieden sich öffnen. In seiner Miene malt sich die Resignation der Verzweiflung; es ist der gewisse Tod, den wir daraus lesen. Keine Hoffnung blüht mehr diesem Leben. Dem Jüngling gegenüber sitzen zwei Offiziere, stumm wie er, die seinem Blicke zu begegnen vermeiden. Eine bange Verlegenheit drückt sich in ihnen aus und ihr Gesicht zeigt dabei eine schmerzliche Theilnahme.

Am Thore von Frankfurt wird der Wagen angehalten. Ein Befehl des Königs von Preußen wird den Offizieren mitgetheilt, nach welchem sie das Weichbild zu umfahren und sich nach Höchst zu begeben haben, um dort mit ihrem Gefangenen die Nacht zu besteigen, die Seine Majestät rheinabwärts nach Wesel führen soll.

Die Kalesche setzte hierauf ihren trüben Weg weiter fort. Die lustig bewimpelte Yacht schien nicht bestimmt, so traurige Gäste aufzunehmen, als ihr in den drei beschriebenen Personen zu Theil wurden. Sie schaukelte lustig sich auf dem rauschenden Strom und eine Menge Volk war herzugeeilt, um den Kronprinzen zu sehen, von dessen Geschick sich schon die Kunde mit Schnelligkeit verbreitet hatte. Er hatte kein Gefühl für diese beleidigende Neugier, die er erregte, und die ihm zu anderer Zeit unerträglich gewesen sein würde.

Am andern Tage wurde schon der König erwartet, dessen Gemüthsstimmung den Aufenthalt in Frankfurt abkürzte.

Es war ein trauriger Morgen, als Friedrich Wilhelm die Yacht betrat, wenn gleich die Sonne gar lieblich schien und in tausend freundlichen Lichtern durch die rasch dahinströmenden Wellen glitzerte. Wir wollen das erste Zusammentreffen von Vater und Sohn hier nicht zum Gegenstande einer ausgeführten Schilderung wählen; das Auge soll nicht bei dieser Scene verweilen, aufzeichnen aber wollen wir die denkwürdigen Worte des größern Sohnes, die er im zerreißendsten Gefühle seines Schmerzes gegen den Vater ausstieß: „Bei Gott! nie hat ein Brandenburgisch Gesicht solche Schmach erlitten!“

Nach dieser lauten Scene des Wiedersehens trat tiefe Ruhe

auf dem Schiffe ein, das langſam die Wogen durchſchneidend nach Mainz ſegelte.

Die Beſuchsreiſe bei den Rheinfürſten, von der ſich die Reiſenden nur Luſt und Freude geträumt hatten, nahm jetzt einen ganz verſchiedenen Charakter an. Unaufhaltſam ging es vorwärts und an den Höfen der Herren von Mainz und Bonn wurde nur übernachtet, ſo daß alle ihre Veranſtaltungen zur feſtlichen Aufnahme Sr. preußiſchen Majeſtät jetzt vergeblich getroffen worden waren.

25.

Der König, der ſeinen Sohn auf der Reiſe nicht mehr geſehen hatte, ließ ihn, in Weſel angekommen, vor ſich berufen, um ihn *in ein vorläufiges Verhör zu nehmen*, allein die dadurch herbeigeführte Scene war wieder ſo gewaltſam, daß der anweſende Feſtungscommandant von Moſel mit den Worten dem Könige in den Arm fiel: »Sire, durchbohren Sie mich, aber ſchonen Sie Ihres Sohnes!«

Erſchüttert befahl der König ſeinen Sohn fortzuführen. Bald darauf reiſte er nach Berlin zurück. Der Prinz wurde in enge Haft zurückgelaſſen und ſollte erſt nach einigen Tagen in kleinen Tagereiſen folgen. Die bei ihm verweilenden Offiziere mußten mit ihrem Korfe für ihn haften.

Früher jedoch, als der zürnende Vater und der arme Gefangene ſelbſt, war die Nachricht des Vorgefallenen nach Berlin geeilt. Grumbkow war ſogleich von ſeinen Spähern, die ſich ſtets in der nächſten Umgebung des Königs befanden, von Allem unterrichtet worden. Das Gerücht ſchlich mit großer Behutſamkeit durch alle Klaſſen der Geſellſchaft, man flüſterte ſich's aber noch leiſe zu, damit es nicht unvorbereitet das Ohr der Königin treffe.

Katte mußte, wo er ſich blicken ließ, von ſeinen Freunden hören: wie es komme, daß er noch da ſei? ob er ſich denn nicht bald aus dem Staube machen wolle? und er hatte alle Mühe ſeine äußere Faſſung zu behalten.

Alles ſah er nun verloren, was er ſich je geträumt: daß er ſelbſt verloren war, das vermehrte ſeinen Gram nicht einmal. Auf unbegreifliche Weiſe trotzte er der ſich langſam daherwälzenden Lawine, der er jetzt noch ſo leicht hätte entgehen können; er bot dem Gerüchte die Stirne und wich nicht aus.

Wäre es nicht ungerecht, wenn man dies Beginnen der Unſchlüſſigkeit oder dem Leichtſinne zuſchreiben wollte? Was hätte

er erreicht, wenn er entflohen wäre? Das nackte Leben zu retten und seinen Freund, der ihm Alles war, in der tödtlichsten Gefahr zu wissen, das konnte ihm nur unbedeutend, nichtig erscheinen. Nein, er wollte bleiben, verhaftet, verhört werden, so durfte er noch hoffen, durch seine Geständnisse die Gefahr zu mildern oder abzuwenden, die den Prinzen bedrohte und alle Strafbarkeit auf sich zu laden, nur so durfte er hoffen, ihn zu retten. Was wäre ihm das Leben in der Fremde gewesen? wo sollte der Flüchtling neue Anknüpfungspunkte suchen? Zum gewöhnlichen Abenteurer dünkte er sich zu gut, der das Glück suchen geht und es umarmt, wo es sich zufällig ihm zeigt: der ihn zu einer Art von Abenteurer machen konnte, war sein angestammter Herr, sein Freund, sein Alles; was seinen Ehrgeiz befeuerte und ihn bis zu unerhörten *Hoffnungen steigerte, war* das Glück seines Vaterlandes und der Wunsch, in ihm einst die Anerkennung zu finden, die selbst einem früher verkannten, in seinen Folgen segenreichen Streben immer zu Theil werden muß.

Er entfloh nicht. — Das Gerücht umrauschte ihn fort und fort mit tausendfältigem Geräusch: die Gefahr zeigte sich immer drohender; ein schreckliches Ende erschien ihm fast unausbleiblich: er blieb.

Aber still und thätig bereitete er nun das Rettungsgeschäft vor, zu dem er sich einzig noch berufen fühlte. Eine hohe Schwärmerei erfüllte ihn immer mehr und mehr: ein neues, schöneres Leben fing für ihn an zu dämmern, das ihn beseligte und wenn es gleich noch so bald sein Ende erreichen sollte. Friedrich durfte nicht untergehen; er sah in ihm die ganze Zukunft Preußens; es machte ihn stolz, sich für diese zu opfern.

Man konnte ihn vielmal an demselben Tage in ängstlicher Hast nach dem Königlichen Schlosse eilen sehen, um in den Vorzimmern der Königin und der Prinzessin sich eine, wenn auch nur kurze Audienz zu erflehen. Man verkannte seine Gemüthstimmung — und wem hätte er sie wohl im Vorzimmer offenbaren können? — und wies ihn ab. Man glaubte, er wolle um Fürsprache bitten und man fürchtete seine Nähe, da die hohen Personen selbst, in folternder Angst, vergebens spähten, wo sich ihnen ein Fürsprecher zeige. Kalte's Verzweiflung wuchs durch diese Weigerung bis zur Riesengröße, er sann hin und her und wußte sich nicht mehr zu helfen.

Als er den Tag erfolglos verstrichen sah, blieb ihm nichts Anderes übrig, als eine Dame ins Vertrauen zu ziehen, auf deren

Charakter er bauen zu können glaubte. Am ſpäten Abend machte er ſich auf den Weg zur Oberhofmeiſterin der Königin, die ſich ihm oft freundlich bewieſen hatte, und ließ bei ihr um ein kurzes Gehör anſuchen.

Die Dame wurde nicht angenehm von der Meldung überraſcht, doch ſiegte bald ihr gutes Herz und ſie hoffte vielleicht bei dieſer Gelegenheit hinter Eröffnungen zu kommen, die das Schickſal des Prinzen ſowohl, als das ſeines jungen Freundes zu mildern im Stande ſein könnten. Sie nahm alſo den Beſuch an.

Katte trat im Mantel zu ihr ein und brachte eine kurze Entſchuldigung vor, daß er ſeinen Beſuch ſo ſpät noch zu machen komme: er habe jedoch vergebens verſucht, die Königin zu ſprechen, darüber ſei der Tag hingegangen und Aufſchub ſei nicht mehr möglich.

Die würdige Dame war ſichtbar erſchrocken über das veränderte Ausſehen des Menſchen, und da er ihr Etwas unter dem Mantel zu verbergen ſchien, das ihr wie eine Waffe vorkam, ſo mochte, trotz ihrer wärmſten Theilnahme, ihr dennoch der Wunſch in Gedanken kommen, den Beſuch ſchon wieder weit entfernt zu wiſſen.

„Welches Anliegen haben Sie an Ihre Majeſtät, und worin kann ich Ihnen dienen?“ fragte ſie mit etwas zitternder Stimme, indem ſie auf ihrem Sorha die Stelle zu gewinnen ſuchte, wo ſie dem Glockenzuge näher war.

„Gnädige Frau,“ ſagte Katte mit ernſter Entſchloſſenheit, „in meinen Händen ruht ſeit lange ſchon ein großes Geſchick. So lange ſie frei waren, durfte ich ihnen auch getroſt die Kraft zutrauen, es zu wahren, doch — wie die Sachen nun ſtehen — wage ich mir jene Freiheit nicht auf lange mehr zu verbürgen. Ich muß mein Geheimniß daher andern Händen anvertrauen, wo es hinfort eben ſo ſicher ruhen wird, als bisher in den meinigen. Deshalb ſuchte ich heute zu verſchiedenen Malen, vielleicht mit einer Zudringlichkeit, die meiner Abſicht ſchadete, die Königin zu ſprechen, und als mir dieſes nicht gelingen wollte, machte ich dieſelben Schritte bei der Prinzeſſin. Verzeihung, gnädige Frau, daß ich es einen Augenblick vergeſſen konnte, wie ſehr Sie die Freundin meiner guten, unglücklichen Mutter ſind, und um ihretwillen auch ſtets ſich des Sohnes gnädigſt angenommen haben. Empfangen Sie daher das Theuerſte, was ich auf der Welt beſitze, was ich aber nur bald als mein Eigenthum zu betrachten berechtigt bin, weil ſich damit das Glück, das Leben des Kronprinzen und vielleicht

vieler andern theuern Perſonen verknüpft. Betrachten Sie das, was ich Ihnen hiemit übergebe, als einen Schatz, den Ihnen ein Sterbender überantwortet, und den Sie, wenn dieſe trüben Tage verſchwunden ſein werden, zum beſten Nutzen verwenden ſollen.“

Hier ſchlug er den Mantel zurück und eine Schatulle zeigte ſich, mit Leder überzogen und verſiegelt, die er vor der Oberhofmeiſterin, die immer mehr und mehr Verwirrung zeigte, auf den Tiſch ſtellte.

„Mein lieber Katte,“ ſprach ſie, „was wollen Sie denn aber, das ich mit dieſer Schatulle mache?“

„Sie ſollen ſie öffnen, ſich von dem Inhalt überzeugen, die verſiegelten Pakete der Königin und der Prinzeſſin zuſtellen, das Andere leſen und dann vernichten. Sie werden dann vielleicht die Grauſamkeit des Himmels anklagen, der ein junges Leben zu den ſchönſten Hoffnungen zu berechtigen ſchien und dann ſo bitter täuſchte. Das Geld endlich vertheilen Sie unter die Armen, Ihre des Wohlthuns gewohnte Hand wird die Hilfbedürftigſten zu finden wiſſen.“

„Alſo iſt es denn wahr, mein lieber, junger Freund,“ ſagte die Dame, die nunmehr, über den Inhalt des geheimnißvollen Käſtchens beruhigt, etwas freier wurde, „was die Leute ſagen? Iſt es wahr, daß Sie ſich ſo ſehr vergeſſen haben, mit dem Kronprinzen alle dieſe unerlaubten Plane zu entwerfen, um ihn der Königlichen Gewalt zu entziehen und ihn zur Flucht zu bewegen? Ich wollte es gar nicht glauben, und vertheidigte Sie immer, wenn man Böſes von Ihnen ſprach.“

„Erlauben Sie mir, Ihnen für dieſe Güte zu danken,“ ſagte Katte, indem er die Hand der Oberhofmeiſterin ergriff und mit Anſtand zum Munde führte, „es bürgt mir dafür, daß ich in meiner Wahl nicht fehl ging, und daß niemand Anders, als Sie, mein Vermächtniß frommer erfüllen würde.“

„Aber Sie ängſtigen mich in der That, mein liebes Kind!“ rief die würdige Matrone, „Sie ſprachen von Vermächtniß — Sie, der zwanzigjährige, kräftige Jüngling, der ein ganzes Leben vor ſich ſieht, der alten Frau gegenüber, die längſt Ihre Mutter ſein könnte. Wollen Sie denn ſterben? Mit welchen Gedanken gehen Sie um?“

„Ich werde ſterben,“ ſprach Katte gefaßt. „Ich werde ſterben, und was iſt's denn weiter? Sie könnten meine Mutter ſein, wie Sie ſagen, gnädigſte Frau, aber wahrhaftig, wenn Sie noch lange Jahre hier wandeln ſollten, Sie nehmen keine größern, keine

ſchönern Erinnerungen mit hinüber in jene Welt, als der Jüngling, der vor Ihnen ſteht. Oh, wenn ſie uns doch blieben, dieſe Erinnerungen!“

„Mein Gott, was ſprechen Sie da?“ jammerte die Oberhofmeiſterin wieder. „Arme, arme Clelie! Oh, meine unglückliche Freundin! Sie iſt fern, und weiß nicht, was ihr Sohn für Gedanken nährt. Laſſen Sie ſich erweichen, machen Sie mir's möglich, Sie von Ihren Vorſätzen abzubringen, bleiben Sie bei mir! Hören Sie auf mich! Sehen Sie, lieber Freund, ich war ängſtlich, als Sie zu mir eintraten, aber jetzt iſt alle Angſt verſchwunden und hat einem ganz andern Gefühle Platz gemacht. Retten möcht ich Sie, retten aus den Schlingen, die ſich um Ihr Gemüth gelegt, Sie dem Leben, der Hoffnung wieder gewinnen. Laſſen Sie ſich durch den Gedanken an Ihre liebe Mutter wieder ermuthigen, ſelbſt das Widerwärtige zu ertragen.“

Katte drückte abermals einen Kuß auf die Hand der Freundin; diesmal fiel eine Thräne darauf.

„Dem Leben, der Hoffnung gewinnen?“ wiederholte er, „und ſtünde das in meiner Macht! Gut“ — fügte er dann nach einer Pauſe hinzu — „bewahren Sie das Käſtchen wohl, und machen Sie von ſeinem Inhalte den Gebrauch, den ich wünſche — dies meine Hoffnung, und ſo werde ich fortleben in dem Andenken der Menſchen.“

Die Oberhofmeiſterin blickte ihn mit großer Theilnahme an und ſammelte ſich zu einer Antwort. Sie konnte keine Worte finden.

„Ihr Stillſchweigen,“ nahm Katte wieder das Wort, „gibt mir hinlänglich die Gewährung zu erkennen, die Sie mir ſchenken — Ihre Blicke ſprechen. Oh, ich ſehe die Augen meiner Mutter!“ — Hier beugte er ſich lange über die Hand, die ſie ihm willig überließ, und ſie wurde naß von ſeinen Thränen. —

„Ich verlaſſe Sie jetzt,“ rief er dann, ſich erhebend. „Man könnte mich ſuchen, mir nachſpähen, mich hier finden — hier bei Ihnen! Ich will Ihre Ruhe nicht entweihen, ich will dem Schickſal vorgreifen — ihm entgegentreten — der Zukunft mit ſtarker Hand den Schleier entreißen.“ —

Er trat einige Schritte zurück und blickte ſie an.

„Aber, mein liebes Kind! Sie ſind ja entſetzlich!“ ſprach die Dame wieder ergriffener. „Wollen Sie mir nicht ſagen, was ſie vorhaben? Ach, mein Himmel! ich will ja Alles gern für Sie thun, für Ihre gute Mutter thun — meine arme Clélie! wie ich ſie beklage!“ —

„Vollziehen Sie mein Vermächtniß!“ sprach er sanft — dann warf er stillschweigend den Mantel über sich zusammen und eilte hinaus.

Die Oberhofmeisterin wischte sich mit dem feinen Battisttuche die Thränen des Unglücklichen von der kleinen, runzeligen Hand, und sagte dann lautaufseufzend: „Mein Gott! Selbstmord, wenn ich recht verstanden habe, und nirgends Abhilfe!“ Dann fiel ihr Blick wieder auf das Kästchen und neue Beängstigungen stiegen in ihr auf.

„Was soll ich damit?“ sprach sie vor sich hin. „Welche Verantwortlichkeit lade ich auf mich, wenn ich's allein behalte? Meine arme Brust ist zum Verschließen dieser schrecklichen Geheimnisse nicht gemacht — es ist nicht Verrath an geschenktem Vertrauen, wenn ich die Königin davon benachrichtige. Ein Theil des im Kästchen Enthaltenen ist ja ohnedies für sie. Also — noch heute.“ —

Sie sah auf die an ihrer Seite hängende Uhr. Es war für sie noch wahrscheinlich, die Königin sprechen zu können. Wach war sie noch jedenfalls. Sie schellte und befahl anzuspannen. Ohne Hilfe des Kammermädchens warf sie den Entre-deux um und ergriff ihre Bazine, dann trat sie auf den Tisch zu, um die Schatulle zu nehmen. Aber, o Himmel! sie war nicht im Stande, sie vom Platze zu rücken, so schwer war sie. Was war nun zu thun? Es blieb nichts Anders übrig, als den alten, vertrauten Kammerdiener ins Interesse zu ziehen. Und so sehen wir denn Frau von Kameke, die würdige Oberhofmeisterin nach dem Königlichen Schlosse fahren, und, zum größten Erstaunen der Dienstthuenden, bei so später Zeit noch in dem Vorzimmer der Königin mit dem Kammerdiener erscheinen, der das Kästchen nicht ohne Mühe unter dem Arme trug.

26.

In dem Schlafzimmer der Königin hörte man aus dem Hintergrunde einer weiten, in vielen Feldern ausgespannten spanischen Wand ein leises Stöhnen. Die Thüre war leise geöffnet worden, und die Oberhofmeisterin schritt auf dem Teppich unhörbar und unbemerkt herein. Niemand erschien, und sie befand sich in einiger Verlegenheit, wie sie ihre Anwesenheit kund geben sollte. Endlich hustete sie leise und darauf kam die Prinzessin Wilhelmine langsam hinter der Wand hervor. Ihre Haare waren aufgelöst und die Augen verweint. Sie schien in großer Bewegung. Vor

wenigen Stunden war die Königin durch ein Schreiben ihres Gemahls von der Verhaftung des Kronprinzen unterrichtet worden und dadurch in einen gefahrdrohenden Zuſtand verſetzt, da ſie ohnedies ſchon krank geweſen war.

Aber nicht allein der Schmerz um den Sohn und Bruder war es, ſondern der Schrecken, nun ſelbſt in den gefahrvollen Handel mit verwickelt zu werden, der die Mutter und Schweſter ergriffen hatte.

Die ſo ſpäte Ankunft der Oberhofmeiſterin ließ auf etwas Wichtiges ſchließen. In großer Spannung hörte die Prinzeſſin ihr zu, wie ſie von dem ihr durch Katte übergebenen Käſtchen erzählte.

„Das ſind unſere Briefe!“ ſagte die Königin ſogleich, die Alles gehört hatte, mit matter Stimme. „Gottlob! ſo iſt unſere Angſt wenigſtens von dieſer Seite gehoben.“

Die beiden Damen begaben ſich jetzt hinter den Schirm, und die Oberhofmeiſterin, nachdem ſie über den Beſuch des jungen Menſchen hinlänglich ausgefragt worden war und zu ihrer großen Erleichterung Alles umſtändlich mitgetheilt hatte, ſollte das Käſtchen vor das Bett der Königin bringen. Sie entſchuldigte ſich damit, daß ſie nicht im Stande ſei, es zu tragen und daß ihr alter, vertrauter Kammerdiener, der ſtumm wie das Grab ſei und von der übrigen Dienerſchaft ja nur der alte Brummbär genannt würde, ihr das Käſtchen nachgetragen habe, und damit im Vorzimmer ſtehe.

„Wie kommt's denn aber, daß es ſo ſchwer iſt?“ fragte die Königin.

„Das wollen wir bald entdeckt haben,“ rief die Prinzeſſin lebhaft, indem ſie einige Kerzen auf einem ſilbernen Armleuchter anzündete und einen bequemen Armſtuhl vor der franzöſiſchen Wand zurecht rückte. „Hierher ſtellt der Kammerdiener das Käſtchen, ich öffne es und bringe Ihnen ſeinen ganzen Inhalt ans Bett, wenn Sie's nicht vorziehen ſollten, ſich in die warme Kontuſche zu werfen und aufzuſtehen.“

„Ja, das iſt mir lieber,“ ſagte die Königin, „rufe mir die Rammin, ſie ſoll mich ankleiden.“

„Bei Leibe nicht!“ rief die Prinzeſſin, „die iſt ſchon längſt ſchlafen gegangen zu unſerm Glücke. Sind Sie denn noch immer nicht davon überzeugt, wie falſch ſie iſt, und daß Sie keinen ärgern Spion um ſich haben, als die? Nein, nein! Frau von Kamecke iſt ſchon ſo gut und hilft Ihnen bei Ihrer Toilette, während ich das Käſtchen öffnen will.“

Indem nun die Oberhofmeiſterin ſich hinter die Wand zur Königin begab, hüpfte die Prinzeſſin zur Thüre und winkte dem alten Kammerdiener, der leiſe eintrat, das Käſtchen auf den Tiſch ſetzte und ſich ſogleich wieder entfernte. Zugleich trat die Königin, von ihrer Oberhofmeiſterin geführt, bleich, im ſchleppenden Nachtgewande hinzu und nahm in dem bereitſtehenden Armſtuhl Platz.

Die Prinzeſſin war ſchnell darüber her, Siegel und Schloß zu öffnen. Die Briefe und Papiere waren in Pakete geordnet und mit Aufſchriften verſehen, daneben lag ein ſchwerer Beutel, der wohl an tauſend Goldſtücke enthalten mochte. Das Räthſel des Gewichts war ſomit gelöst.

Außerdem fanden ſich Reiſepäſſe auf franzöſiſche Namen, einige Kleinodien, gleichgiltige Papiere, ein Brief des Kronprinzen an Katte, eine Art von Tagebuch deſſelben und die Briefe, welche die Prinzeſſin an ihren Bruder geſchrieben, nebſt einigen Billeten der Königin an ihren Sohn. Beide enthielten Manches, was die Schreiberinnen in Verlegenheit hätte bringen können, wie jetzt die Sachen ſtanden.

„Wir verbrennen ſogleich Alles!“ war die Meinung der Prinzeſſin, aber die beſonnenere Königin bemerkte, daß damit, wenn auch die augenſcheinliche Gefahr, doch nicht der Verdacht gänzlich entfernt werden würde, und immer noch manche Unannehmlichkeit für ſie daraus erwachſen könnte.

„Daß Friedrich Briefe von uns erhalten hat, iſt bekannt, und es wird ſich nur darum handeln, ſie aufzufinden,“ ſagte die Königin. „Wenn wir ſie blos vernichten, ſo räumen wir dieſes Malheur nicht gänzlich für uns bei Seite.“ —

Die Damen ſannen eine Weile darüber nach, was zu machen ſei, endlich begann die Königin wieder, die im Herbeiſchaffen von Auskunftsmitteln eine ſeltene Stärke beſaß:

„Die Briefe blos vernichten, wäre nur eine ſehr unvollkommene Maaßregel, nein! ſie müſſen auch erſetzt werden. Erſetzt aber durch die gleichgiltigſten Dinge von der Welt. Wer ſtünde uns wohl dafür, daß von dem Daſein dieſer Schatulle nicht ſchon irgend ein Menſch Kunde haben könnte? Wie? wenn Katte ſelbſt im Verhöre, das ihm gewiß bevorſteht, Veranlaſſung gäbe, darnach zu forſchen? Haben meine Leute Sie nicht zu ſpäter Stunde und mit ſo myſteriöſem Apparell zu mir bringen ſehen? Kurz — die Briefe und Zettel von unſerer Hand müſſen alle noch einmal geſchrieben und wieder in die Schatulle gelegt werden.“

„Bravo!“ rief die Prinzeſſin in einer leichten Anwandelung

von Heiterkeit, „das iſt eine ſchöne Wirthſchaft; doch kann ich nicht Nein ſagen. Alſo immerhin! Es iſt eine gute Anzahl, und wenn ich bis zu Papa's Nachhauſekunft damit fertig werden ſoll, ſo wird's Mühe genug koſten.“

„Vor allen Dingen,“ fuhr die Königin fort, „müſſen wir bemüht ſein, Papier von gelber und weißer Farbe und von allen Jahrgängen zu erhalten, denn was wir in wenigen Stunden fabriciren wollen, muß den Anſchein haben, als ſei es in Jahren entſtanden. Ich will meinen älteſten Papiervorrath durchſtöbern und die weißen Rückſeiten der manichfachſten Zuſchriften, die ich ſeit lange erhalten, werden uns dabei die trefflichſten Dienſte thun. Zu ſäumen bleibt uns jedoch keine Zeit, denn der Tag des Gerichts ſteht uns vielleicht näher bevor, als wir ſelbſt beſorgen.“

Das Verbrennen der Schriften wurde ſchnell vorgenommen und war bald beendigt, dann ſchrieb die Prinzeſſin eine Menge unbedeutender Briefe und Billete an ihren Bruder und auch die Königin fügte einige von ihrer Hand hinzu, bis die Sammlung ungefähr complet war und mit den andern Gegenſtänden von keinem Belange die Schatulle wieder füllte.

In der feſten Ueberzeugung, daß Alles entfernt worden war, was den Handel verſchlimmern oder gar Unſchuldige hineinziehen konnte, wurde nunmehr beſchloſſen, aus der Schatulle kein Geheimniß mehr zu machen, ſondern ſie mit ihrem jetzigen Inhalte, ſelbſt unaufgefordert auszuliefern. Die gute Oberhofmeiſterin war innig erfreut, daß dieſe ihr ſo gräßlich erſchienene Angelegenheit eine ſo gute Wendung genommen hatte, und mußte ſich bekennen, daß, obgleich am Hofe lebend und in manche ſeiner Intriken eingeweiht, ihr dieſe angenehme Beſeitigung mißlicher Dinge ſo leicht zu bewerkſtelligen niemals eingefallen wäre.

27.

Die Tage ſchwanden für Katte mit fürchterlicher Haſt vorüber, da ſie ihn einem finſtern Verhängniſſe entgegenſchleuderten, und er, wie von einem nebelhaften Traume umfangen, trieb ſich noch immer ohne Entſchluß, faſt wie gelähmt, in den Straßen Berlins umher, zum wachſenden Befremden aller ſeiner Bekannten. Sein Geſchick hielt ihn feſtgebannt, er konnte nicht entfliehen. Sein alter Großvater hatte ihn mehrmals ſelbſt in ſeiner Wohnung aufgeſucht, weniger um ihn zur Rede zu ſtellen, oder ihn mit Vorwürfen zu überhäufen, als ihn zu ſeiner eigenen Rettung aufzu-

fordern. „Dein Ruf iſt hier bei uns ja ohnedies hin,“ ſprach der ehrwürdige Mann mit unterdrücktem Jammer, „Deine Carriere iſt verſumſeyt, mach', daß Du fortkommſt. Mit der Zeit ändert ſich die Lage der Sache vielleicht noch vor Deinen Freund und Dir. Vor jetzt ſieht es freilich auch vor ihm ſchlimm aus. Wie ich gehört habe, iſt er in ſtrenger militäriſcher Haft, und kommt nach Cüſtrin auf der Feſtung — er hat das Porte'Epee verwirkt —“

Katte ſtand vernichtet.

„Was ſprechen Sie da?“ rief er entſetzt, „mir erzählen Sie das, und glauben mich dadurch zur Flucht bereden zu können? Ich ſoll ihn verlaſſen in dieſer Lage, und nur daran denken, mich zu retten, während er den Kelch allein bis zur Neige leeren ſoll?“

„Wenn Du Deine Eltern liebſt, wenn Dich Deine arme Mutter theuer iſt, ſo erhalte Dich uns. Dich droht das Aergſte. Dein Leben ſchwebt in Gefahr, Will'm! das ſag' ich Dir. Zwar wird man, wenn Du fliehſt, ausſprengen, Du habeſt den größten Theil der Schuld, aber wenn Du man nicht gar — Gott verzeih' mir — noch auf'm Schaffot mußt — ſo ſind wir ſchon zufrieden, denn wie geſagt, mit dem Andern iſt's doch nichts mehr, und verſumſeyt iſt 'mal Deine Carriere —“

„Wenn ich fliehe, ſo würde man mich für ſchuldig halten,“ ſagte Katte bedachtſam vor ſich hin, „man wird glauben, ich habe das edle Herz des Kronprinzen zu einer That beredet, deren es nicht fähig geweſen wäre ohne mich. Dies wird den Männern, die ihn gewiß retten wollen, um ſo leichtere Mittel dazu in die Hände geben. Gut, ſo will ich mich denn fügen, ich will fliehen, ich will mich der Strafe nicht ausſetzen, die mich treffen könnte, die mich gewiß treffen wird, die ich ſo gern für ihn erduldet hätte, wenn ich auch die ſeinige damit erkauft haben würde. Allein Alles, was ich auch mit beredter Zunge vorbringen könnte, wird ſo nicht zu ſeiner Vertheidigung wirken, als die ſtumme That des Entfliehens, das fühle ich. Ich will Alles in's Werk ſetzen — ſogleich! —“

„Du haſt keine Zeit zu verlieren, mein Sohn!“ ſagte mit feuchten Augen der alte Feldmarſchall. „Gott im Himmel! ſo muß ich denn ſelbſt es ſein, der den Sohn meiner Tochter zum Deſertiren verſchwadirt! Eine ſauere Prüfung! doch wie Du willſt, Herr, Dein Wille geſchehe! Gib mich noch 'nen Kuß zum Abſchied, den bring' ich heim, der iſt vor Deine Mutter! Nimm meinen Segen davor in ihrem Namen! So — kurz — Adies! Adieu!“

Und ſo ſchwankte er innigſt bewegt, aber zufrieden für den

Augenblick, zur Thüre hinaus. Katte wollte ihn führen, er ſchob ihn mit der Hand ablehnend weg und ſagte noch erſtickt: „Mach man ſchnell, daß Du fortkommſt, und mach' mich lang! Ich find' ſchonſt den Weg!“

Das immer ſchwächer werdende Aufſtoßen der Krücke zeigte ſeine Entfernung an. Katte machte einen Gang durch's Zimmer, dann griff er nach dem Hut, um ſeine Anſtalten zu treffen. Eine ziemlich ſtarke Rolle auf dem Sopha fiel ihm in die Augen. Er nahm ſie auf; es waren Goldſtücke. Auf dem Papier ſtanden die Worte von zitternder Hand geſchrieben: „Auf Deinem ſchweren Gange wirſt Du das brauchen. Vor meinen armen Will'm.“ Der gute Großvater hatte es ihm zurückgelaſſen. Entſchloſſen zu handeln eilte er fort.

Den General von Natzmer fand er zu Hauſe. Er las große Theilnahme in deſſen Blicken, als ihm dieſer freundlich das Geſuch bewilligte, auf ein Paar Tage nach Friedrichsfeld zu gehen, wohin er vorgab von dem Markgrafen Albert eingeladen worden zu ſein. Von dem General begab er ſich ſogleich nach Hauſe, um ſein Pferd ſatteln zu laſſen und zu entführen. Unterwegs traf er auf einen Freund, den Major von der Aſeburg, der ihn erſtaunt mit den Worten anhielt: „Ob er denn noch immer hier ſei, da der Kronprinz bereits nach Cüſtrin gebracht worden war, und auch ſein Verhaftsbefehl unausbleiblich jeden Augenblick ankommen müſſe. Jeder ſage ſich's und ſeine Sorgloſigkeit wäre unbegreiflich.“

Katte geſtand ihm, daß er es nun einſehe, wie es beſſer ſei, wenn er ſich entferne, und daß er dadurch des Freundes Loos ſicher erleichtern werde, wenn er den Schein der Schuld gänzlich auf ſich lade, durch ſtillſchweigende Entweichung.

„Ich gehe noch dieſe Nacht!“ ſagte er.

Wie Gewitterſchwüle laſtete die Luft ſeines Zimmers auf ihm, wo er jetzt noch in Eile packte und ordnete, einige Briefe ſchrieb und andere Papiere verbrannte. Mit einbrechender Nacht wollte er dann Berlin verlaſſen. Nur wer Katte's Gemüthsſtimmung in jenem Momente ſich denken kann, wird wiſſen, weshalb er nicht die freie Stunde benützte. Noch konnte er ſich bewegen, die Thore ſtanden ihm offen, die Welt lag vor ihm, das Leben gehörte ihm. Aber da ſaß er, den Kopf in die Hand geſtützt, denkend, träumend, erwägend, und konnte ſich doch keine Rechenſchaft geben über das, was ihm nach allen Richtungen den Kopf durchkreuzte.

Unterdeß war ein Mann im dunkeln Mantel vor dem Hauſe

des Generals von Natzmer vom Pferde gesprungen, der, die Treppe hinaneilend, ein gesiegeltes Schreiben übergab.

Der edle Krieger durchlief mit finsterm Blicke den Inhalt, dann athmete er hoch und wie es schien, freudig auf, verabschiedete den Ueberbringer und legte das Schreiben bei Seite. Der General sah auf die Uhr, und griff nach einem Buche. Nachdem er ziemlich lange darin gelesen, sah er wieder auf die Uhr, ging zum Fenster, öffnete es, blickte zum Himmel, und dann die Straße hinab.

„Jetzt muß er schon lange fort sein," sprach er vor sich hin, „er hat eine schöne Nacht, die Sterne leuchten so klar und hell, oh, möchte sein guter darunter sein und ihn führen."

Er klingelte jetzt. Die eintretende Ordonanz erhielt Befehl, den Obersten von Pannewitz zu rufen. Diesem wurde das Schreiben eingehändigt, um dessen Inhalt zu vollziehen. Es war der Verhaftsbefehl für Katte.

Nach einer halben Stunde erschien der Oberst wieder zur Meldung, und um weitere Befehle zu holen. Er hatte den Lieutenant Katte in einem traumähnlichen Zustande der Abspannung auf seinem Zimmer gefunden. Der wackere General schüttelte den Kopf; er war nicht im Stande, sich dies Räthel zu lösen.

Noch in derselben Nacht aber fuhren schwerbepackte Reisewagen vor das Königliche Schloß zu Berlin. Ein finsteres Verhängniß schwebte daraus hervor. Der König war zurückgekommen.

28.

Viele Wochen waren seitdem verstrichen, und die beiden Freunde saßen getrennt in schwerer Haft. An einem Haare schwebte das Schwert des Gerichtes über ihrem Haupte. Ganz Europa blickte mit großer Theilnahme auf diesen merkwürdigen Handel, der ein unerhörter Fall in der heller werdenden Civilisation erschien, und der namentlich in Deutschland nicht geahnt werden konnte. Der König von Preußen war tief gebeugt, allein seine ernste Ansicht von der Dienstpflicht des Soldaten ließ ihn zu keiner Milde kommen. Auswärtige Fürsten ließen durch ihre Gesandten Fürbitten stellen, allein Friedrich Wilhelm bedeutete ihnen, daß es sich hier zunächst um eine Familienangelegenheit handle, wobei er sich jede Einmischung verbitten müsse. Glücklicher waren einige Feldherrn, die der König hoch achtete. Sowohl Natzmer als auch der Fürst von Dessau und der General von Buddenbrok verwendeten sich auf's Wärmste für den Thronerben. Der Letztere ging sogar so weit,

dem Könige zuzurufen: „Wenn Ew. Majeſtät denn partout Blut verlangen, ſo nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie doch nicht, ſo lange ich noch ſprechen darf!“

Dies wirkte. Der König beſchloß, das Gericht über den Sohn ſprechen zu laſſen, und wenn die „Träger der unbefleckten Kriegestugend“ das Vergehen außerhalb des Bereichs gefunden haben würden, wo Vergebung ertheilt werden könnte, dann wollte er verſuchen, ob das Herz des Verbrechers ſich der Gnade von Oben erſchlöſſe, um Erbarmen als Chriſt ſich zu erringen. So wollte auch er dann, der König und Vater, nach dieſer harten Prüfung, ſeinen Sohn als ſolchen wieder anerkennen, und über den Reuemüthigen das Wort der Vergebung ſprechen.

Der Kronprinz, weich und niedergebeugt, war dem eindringlichen Zuſpruche des Feldpredigers Müller nicht abgeneigt, um ſo mehr, da er in dem Wahne ſtand, deſſen Beſuche gelten der Vorbereitung zu ſeinem herannahenden Lebensende. Er vernahm wenig von der Außenwelt. Der mitleidige Präſident von Münchow hatte zwar in der Decke ſeines Kerkers eine Oeffnung machen laſſen, aus welcher ihm dann und wann ein unbelauſchtes Wort zugeflüſtert, oder irgend ein Mittel der Bequemlichkeit zugeſteckt werden konnte; allein mehr zu thun war nicht möglich.

Der Kerker, in dem er ſich befand, war eine kahle, enge Stube, nur mit Schemel, Tiſch und Pritſche verſehen. Der Gefangene trug einen ſchlechten blauen Ueberrock, der Stern war heruntergenommen, die ärmlichen Speiſen wurden zerſchnitten hereingetragen, dem Wärter war das Sprechen mit dem „Delinquenten“ verboten, Bücher und Schreibzeug waren verſagt, die Flöte, „die einzige Tröſterin,“ war entfernt worden.

Es blieb dem jungen, lebhaften Prinzen Zeit genug zum Nachdenken, und wer weiß, welche Plane hier entworfen wurden, die ſpäter ihre Ausführung erhielten. Oft übermannte ihn das Schreckliche ſeiner Lage und die Luſt zum Leben erwachte.

„Soll ich denn ſchon jetzt enden?“ rief er ſchmerzlich aus. „Auch mein Großvater entfloh nach Hannover, um Geringeres als ich ertragen habe — aber der große Churfürſt verzieh; und ich ſollte ſo unglücklich ſein? Kann mein Vater denn ſo grauſam handeln?“

Auch der Gedanke an Katte folterte ihn, den er in ſein tragiſches Verhängniß mit hineingeriſſen haben wollte, er wußte, daß auch er verhaftet war, allein was dem Freunde bevorſtand, war ihm eben ſo verſchleiert, wie ſeine eigene Zukunft.

Das Kriegsgericht, das über den „Oberſtlieutenant Fritz,“ wie der König ſeinen Sohn in den Verhandlungen nur genannt wiſſen wollte, ſo wie über ſeinen Mitſchuldigen, den Lieutenant von Katte, Recht ſprechen ſollte, war verſammelt und die Verhandlungen hatten begonnen. Katte's Ausſagen waren feſt und männlich. Nicht gegen die Perſon des Königs oder gegen die Angelegenheiten des preußiſchen Staates ſeien ihre Unternehmungen gerichtet geweſen, ſagte er, ſondern nur in der Abſicht, ſich dem Zorn und den Gewaltthätigkeiten des Königs zu entziehen, haben ſie ſich nach England begeben wollen, um dort Schutz zu ſuchen. Er ſelbſt habe den Kronprinzen aufgefordert, dieſen Schritt zu wagen, weil er deſſen Lage am Hofe ſeines Vaters für unwürdig gehalten, und er hätte ſich zu ſeiner Begleitung angetragen, um ihm mehr Vertrauen dadurch einzuflößen, daß er die Gefahr mit ihm zu theilen bereit ſei.

Ueber den Kronprinzen, als wirklicher Deſerteur betrachtet, mußte ein ſtrengerer Spruch erfolgen, als über den, der ihn nur verleitet hatte. Wirklich lautete das Urtheil für den Erſtern, der Mehrzahl der Richter nach, auf Tod, für den Letztern auf Feſtungsbau. Nur die Generale, Graf Dönhoff und Linger, ſtimmten für Begnadigung.

Die Urtheile wurden dem Könige zur Beſtätigung vorgelegt.

Am Abende des Tages, wo dies geſchehen war, ſaß Friedrich, der von dieſen Vorgängen keine Ahnung hatte, in ſeiner Kerkerzelle. Es waren die erſten Tage des November, draußen hauste Schneegeſtöber und Regen zu gleicher Zeit und der Sturm hielt mit Laden, Thüren und Wetterfahnen ſein lärmend unwirthliches Spiel. Man gab dem Gefangenen kein Licht, denn wozu hätte es ihm dienen ſollen? Zur Beſchäftigung hatte man ihm jede Gelegenheit genommen und das Arbeiten der Spinnen an der Decke, das ihn am Tage unterhielt, ſtellten die fleißigen Thiere ja mit dem Abende ein. Er ſaß ſeinen Gedanken überlaſſen: die kurze Spanne Lebens, die er durchlaufen, ſchien zu Ende und welche Erinnerungen leuchteten ihm daraus hervor? Vor Allem war es die Erſcheinung Katte's, die ihn erfriſchte. Seine Hingebung regte ſeine Gefühle an und daß er jetzt mit ihm, für ihn litt, machte ihn nur noch werther. „Wenn wir leben bleiben, ſo kann ich ihm vergelten!“ dachte er und ſeine Bruſt hob ſich höher.

Da glaubte er einen langen Flötenton zu hören und er fiel in einen Taumel der halben Beſinnung. Es ſchien ihm, als wenn er einen kleinen lichtgrauen Punkt in der ihn umgebenden Finſterniß bemerkte und wie er ſchärfer darauf hinblickte, wurde dieſer Punkt

größer und größer und nahm bestimmtere Umrisse an, die dann wieder in's Ungewisse zerflossen, dann wieder sich zusammenzogen. „Mein Gott! dies ist Katte!“ mußte er sich sagen. „Freund, was willst Du? wie kommst Du her? zu dieser Stunde?“ sagte er ferner, allein seinen Lippen entströmte kein Laut. Es war Alles nur wie Traum.

Der Freund zeigte ein bleiches, entstelltes Gesicht und seine geschlossenen Augen richteten sich wie wehmüthig nach dem Prinzen. „Bist Du todt?“ rief es in diesem, „und holst Du auch mich?“

Die Erscheinung schwebte an der langen Wand hin, dann höher zum kleinen Fenster empor, verweilte hier noch, zog sich immer dichter zusammen und schwand dann hinaus. Friedrich konnte sich nicht länger fassen, in Thränen ausbrechend, raffte er sich aus seiner Erstarrung, sprang auf und klimmte mühsam an den Mauervorsprüngen zum kleinen Fenster hinan.

Der Sturm hatte sich gelegt; das Gestöber aufgehört. So weit sein Auge blickte, hatte der frischgefallene Schnee die Erde bedeckt, nur vor ihm, dicht vor dem Kerker, schwebte etwas wie eine dunkle Masse. War es eine Wolke? Er konnte es nicht unterscheiden. Aber draußen, jenseits des Grabens, zogen Flötentöne durch die Luft, bald stürmisch, bald klagend, er blickte schärfer hin und glaubte einen großen Mann, im flatternden Mantel, wahrzunehmen.

Dies war keine Täuschung. Quanz war es, der ihn trösten wollte. —

29.

Als der Ausspruch des Kriegsgerichts dem Könige vorgelegt wurde, erließ er in Bezug auf Katte folgendes Schreiben an die Richter:

„— Was den Lieutenant von Katte und dessen Verbrechen, auch die vom Kriegsrecht deshalb gefällte Sentenz anlanget, so sind Seine Königliche Majestät zwar nicht gewohnt, die Kriegsrechte zu schärfen, sondern vielmehr wo es möglich zu mindern, dieser Katte aber ist nicht nur in meinen Diensten Offizier bei der Armee, sondern auch bei der Garde Gensd'armes, und da bei der ganzen Armee alle meine Offiziers mir getreu und hold sein müssen, so muß solches um so viel mehr geschehen von den Offiziers von solchen Regimentern, intem bei solchen ein großer Unterschied ist, wenn sie immediatement Sr. K. M. Allerhöchster Person und dero Königl.

Hause attachirt sein, Schaden und Nachtheil zu verhüten, vermöge eines Eides. Da aber dieser Katte mit der künftigen Sonne tramirt, zur Desertion mit fremden Ministern und Gesandten allemal durch einander gesteckt, und er nicht davor gesetzt worden, mit dem Kronprinzen zu komplottiren: **au contraire** es Sr. K. Majestät und dem Herrn General Feldmarschall von Natzmer hätte angeben sollen, so wüßten S. K. M. nicht, was vor fable **Raison** das Kriegsrecht genommen und ihm das Leben nicht abgesprochen hätte. S. K. M. werden auf die Art sich auf keinen Offizier, noch Diener, die in Eid und Pflicht seien, verlassen können. Es würden aber alsdann alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen und weil der so leicht und gut durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geschehen müßte. S. K. M. sind in dero Jugend auch durch die Schule gelaufen und haben das lateinische Sprichwort gelernt: **fiat Justitia et pereat mundus.** Also wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katte, ob er schon nach den Rechten verdient gebabt, wegen des begangenen **Crimen laesae majestatis**, mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenkt zu werden, er dennoch nur in Con-sideration seiner Familie, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegsgericht dem Katte die Sentenz publicirt, soll ihm gesagt werden, daß es Sr. K. Maj. leid thäte, es aber besser, daß er stürbe, als daß die Justice aus der Welt käme."

Dieses Schreiben war von Wusterhausen datirt, wohin sich der König, von Sorgen und Kummer gebeugt, zurückgezogen hatte. Es war die Eingebung eines trüben November-Morgens.

30.

„Geben Sie doch, liebe Bülow, um Erkundigungen einzuziehen," sagte die Prinzessin Wilhelmine zu ihrer Freundin, „wer das unglückliche Geschöpf ist, das den ganzen Tag hier den Fenstern gegenüber, auf der Steinbank sitzt. Ich beobachte dies Wesen schon lange. Nur auf Augenblicke entfernt es sich und war dann gleich wieder auf demselben Platz, regungslos dasitzend wie ein steinernes Bild, mit weitaufgerissenen Augen zu mir herüberstarrend. Die Offiziere scheinen die Frau zu kennen. Einige sprachen vorübergehend mit ihr, allein sie antwortete nicht und nichts schien sie ihren Betrachtungen entreissen zu können. O, geben Sie, ich bitte! Vielleicht sucht sie Hülfe, wahrhaftig, so sehr wir selbst in Noth sind, so wird unsere eigene Hilfsbedürftigkeit doch für das Elend

dieſer Armen vielleicht noch einen kleinen Troſt zu ſpenden uns geſtatten.“

Während das Fräulein von Bülow hinausgegangen war, trat die Prinzeſſin näher zum Fenſter. Es war Abend, jene Zeit der Dämmerung, die den gewöhnlichen Gegenſtänden oft ſchon einen räthſelhaften Mantel umhängt, die ungewöhnlichen aber bis zum Wunderbaren ſteigert. Drüben auf der Steinbank, mit unverwandten Blicken nach dem Schloſſe ſtierend, ſaß eine lange Frauengeſtalt, in anſtändigem Kleide nach damaliger Mode, und nur zu dürftig, wenn man die rauhe Jahreszeit erwog. Jetzt, die Prinzeſſin am Fenſter gewahrend, ſtand ſie raſch auf und bewegte ſich auf ſie zu. Die Stellungen, die ſie nun annahm, deuteten zierlich auf den Wunſch, vorgelaſſen zu werden, um etwas von Wichtigkeit mitzutheilen. Dieſe Pantomime erſchien ſo beredt, daß ſie auf eine lange Uebung ſchließen ließ, und die Prinzeſſin auf die Meinung lenkte, daß die arme, um Hilfe flehende Perſon vielleicht ſtumm ſein könne.

Das Fräulein von Bülow kehrte jetzt zurück und meldete, daß man das Mädchen wohl kenne. Es ſei die unter dem Namen der „Italienerin“ bekannte Tänzerin und Schauſpielerin der Eggenbergſchen Komödiantentruppe, die ſich jetzt in Güſtrin aufhalte. Wie ſie hieher gekommen und was ſie hier ſuche, das habe die Dienerſchaft im Vorzimmer lächelnd verſchwiegen. Es ſei eine Halbwahnſinnige, ſagten ſie, um die man ſich nicht kümmern dürfe. Der Bettelvoigt würde ihr ſchon ein Plätzchen im Spinnhauſe anweiſen.

Das Ende des Berichts ergriff die Prinzeſſin widerwärtig. Es war noch nicht lange her, daß ein ſchönes Mädchen, mit dem der Kronprinz Umgang gepflogen, eine barbariſche Execution zu beſtehen gehabt hatte. Hier konnte ein gleicher Fall ſein. Die Prinzeſſin wußte, daß ihr Bruder bei ſeinem vergnüglichen Umgang, wie alle junge Leute, nicht eben in der Wahl ſehr ſchwierig war. Sie hatte ſich zur Bülow gewendet und drehte ſich nun wieder nach dem Fenſter. Da ſtand das arme Geſchöpf noch immer mit der flehenden Gebärde, unbekümmert darum, ob nicht der nächſte Augenblick ihr ein ſchmähliches, vielleicht ſchreckliches Loos bereiten könnte.

„Wer ſie auch ſein mag,“ ſprach die Prinzeſſin, einen ſchnellen Entſchluß faſſend, „ich will dies Geheimniß erfahren, vielleicht betrifft es meinen Bruder. Sehen Sie nur, wie die Arme ſo beredt ihre Zeichen macht, wie unaufhörlich ſie ſich abmüht. Es liegt viel von Wahnſinn in dem Allen; doch meine Nerven ſind nicht ſo

ſchwach, ſie wird mich nicht anſtecken. Zum Glück iſt es nach dieſer Seite ſo ſtille: doch nein! — dort kommt Jemand; ein kleiner, dunkler Mann, mit dem weißen Stocke in der Hand; es iſt der Bettelvoigt! O geſchwind, eilen Sie, laſſen Sie das Mädchen zu mir holen. Fontaine ſoll hinunter! Wir ſind zum Glück im Erdgeſchoſſe, und dürfen nicht beſorgen, daß man dieſen Gang bemerken wird."

Die Bülow war fort und gleich darauf ſah man, wie der flinke Fontaine ſich der Fremden auf der Straße näherte und ſie aufforderte, ihm zur Prinzeſſin zu folgen. Sie hörte ihm ruhig zu, dann warf ſie beide Arme in die Höhe und athmete tief mit einem wilden Schrei, den man im Schloſſe hören konnte, ſo daß die Prinzeſſin zuſammenfuhr.

„Wir bekommen da einen ſeltſamen Gaſt," ſagte das Fräulein nicht ohne Unruhe, „allein kann ich Ew. Königliche Hoheit nicht laſſen, meine Gegenwart aber würde das Mädchen abhalten, ihre Offenbarungen zu machen —"

„Bleiben Sie nur hier nebenan," erwiderte die Prinzeſſin, „Sie dürfen Alles wiſſen, was ſie mir ſagen könnte, und es wird ſie dreiſter machen, mich allein zu finden. Hegen Sie keine Beſorgniß! was könnte die Arme mir wohl Böſes zufügen wollen? Und ſind im Vorzimmer nicht meine Leute?"

Ein Geräuſch meldete die Ankunft des Mädchens und die Bülow huſchte in's Nebenzimmer. —

Sie ſtand jetzt vor der Prinzeſſin; ihre ſchlanke Geſtalt in ein weißes Kleid gehüllt, über das ein ſchwarzſeidenes luſtiges Mäntelchen geworfen war, deſſen Kapuze ſie nun zurückſtreifte, um ihr ſchwarzes Haar ſehen zu laſſen. Die dunkeln, einſt ſo glänzenden Augen, lagen tief in den Höhlen, das Geſicht war abgehärmt und bleich, ein ſtiller Wahnſinn ſpielte um den Mund, deſſen Oberlippe etwas zurückgezogen war und die blendenden großen Zähne ſehen ließ. Gram, Schmerz und bitterer Hohn ſprach ſich in dieſem Weſen aus, das jedoch von einer Beimiſchung innern Adels, Ruhe und Schönheit empfing.

Die Italienerin ſtand einen Augenblick vor der Prinzeſſin, ſie genau betrachtend, dann rief ſie tief ergriffen aus:

„Ja ſie iſt es, kein Zweifel bleibt! nun gut, daß nur ſie es iſt und keine ſchlechtere: ſie kann und wird auch helfen!"

Ihre ſichtliche Erſchöpfung bewog die Prinzeſſin, ihr einen Seſſel zurecht zu rücken. Sie ſetzte ſich aber nicht.

„Sie ſchien mir eine wichtige Mittheilung machen zu wollen,

gutes Kind, wenn ich die Gebärden richtig zu deuten wußte, die Sie von der Straße nach meinem Fenster ſchickte," ſagte jetzt die Prinzeſſin mit erzwungener Ruhe, „würde Sie es nun wohl über ſich vermögen können, mir Ihre Leiden zu eröffnen, denn daß Ihre Mitteilungen ſchmerzlich ſein werden, bleibt wohl nicht zu bezweifeln."

„Ich komme von Körenik," ſprach nun raſch die Italienerin mit tiefem Seufzer. „Dies ſagt Ihnen ſchon viel — die ganze Nacht ſtand ich auf der Lauer, als ſie dort zu Gericht ſaßen, und kaum hatte ich erfahren, welche entehrende Strafe ſie über ihn verhängten, ſo eilte ich hieher, um Sie zu ſprechen — denn feſt ſteht's bei mir, daß Sie ihn retten können, retten werden —"

Bei den Worten „entehrende Strafe" hatte die Prinzeſſin das Mädchen beim Arm ergriffen und mit einem ſchmerzlichen Ausruf unterbrochen. Jetzt faßte ſie ſich wieder und fragte mit ſpähender Betonung, als fürchtete ſie irgend eine von ihren Feinden ihr gelegte Falle.

„Und welch ein beſonderes Intereſſe hat Sie an dieſer Verurteilung zu nehmen? Was treibt Sie dazu an, die Schweſter des Kronprinzen mit ſolcher Vehemenz von ſeinem Schickſale zu benachrichtigen?"

„Was?" rief die Italienerin, mit durchdringendem Schmerze, „ach! daß ich's Ihnen ſagen muß, Ihnen geſtehen muß, daß ich ihn liebe, wenn er mich gleich verrieth — wenn er mich um Ihretwillen betrog! Und nun ſtehe ich hier flehend vor Ihnen, weil ich zu ſchwach bin, ihm ſein Köſtlichſtes, Freiheit und Ehre, zu retten. Ich ſtehe niedergeſchmettert vor Ihnen, vernichtet — eine Ehrloſe! mein gekränkter Stolz erbot ſich noch vor einem Augenblicke — jetzt nicht mehr — ich fühle nicht, ich ſehe und höre nicht, ich will nur das Eine — ſeine Rettung — ſeine Rettung durch Sie!"

Hier ſtürzte Sie in Thränen aufgelöſt der Prinzeſſin zu Füßen, die jetzt keinen Zweifel mehr über den verwirrten Seelenzuſtand der Armen hatte. Doch war ihr Mitleid einmal zu rege geworden, als daß ſie ſich auf eine zu grelle Weiſe von dem peinlichen Beſuche hätte befreien wollen. Das Fräulein von Bülow ließ ſich an der Seitenthüre blicken, die Prinzeſſin winkte abwehrend mit der Hand.

„Sie iſt in zu ſtürmiſcher Aufregung, meine Beſte," ſagte ſie dann zu der Unglücklichen, „wenn Sie einen Augenblick nur ſich Erholung gönnen wollte, ſo könnte Sie in Allem klarer werden — würde Sie nicht gern die Sorgfalt meiner Kammerfrau annehmen,

die Sie auf ihr Zimmer führen ſoll, um dort vorerſt einige Ruhe zu ſchöpfen.“ —

Der ausgeſtreckte Arm wollte nach der Klingel langen, allein das Mädchen ſprang hinzu, um es zu verhindern.

„Kein Aufſchub!“ rief ſie, „jeder Aufſchub hier iſt Tod — ich bedarf keiner Ruhe; ich will nicht ruhen, ſo lange ich das Schwert über ſeinem Haupte weiß. Nein, handeln müſſen Sie, gleich jetzt, und wenn ich dieſe Gewißheit habe, will ich ruhen — ſo lange Sie es wollen — wo Sie es wollen — ich will keinen Dank von ihm — Sie allein ſoll er als ſeinen Schutzengel verehren. Aber nur jetzt fort — eilen Sie, Prinzeſſin, der Augenblick kehrt vielleicht nicht für Sie wieder, wo Ihr hoher Rang Ihnen auch ſolche Verklärung verleiht — werfen Sie ſich dem Könige zu Füßen und flehen Sie um Verzeihung für den Unſchuldigen. Glauben Sie, er iſt es! Er lädt die ganze fürchterliche Verantwortung auf ſich, um den Prinzen, Ihren Bruder, zu retten.“ —

„Den Prinzen, meinen Bruder?“ fragte verwundert die Prinzeſſin, „und ſprach Sie denn nicht eben von ihm?“

„Nein, nicht von ihm! ſondern von dem, der Sie anbetet, der in Ihnen ſtets ſeine Hoffnung ſah, von dem armen, unſchuldigen Katte.“ —

Die Prinzeſſin fuhr zuſammen und Alles was ſie bis jetzt von Theilnahme gefühlt hatte, wurde plötzlich von der Empfindung verdrängt, daß ihr Name, ihre Ehre hier compromittirt ſei, und ihr Stolz empörte ſich, hier einer Dirne gegenüber zu ſtehen, die aller Wahrſcheinlichkeit nach in ihr eine Nebenbuhlerin zu ſehen wähnte. Mit einem raſchen Blicke überſchaute ſie jetzt die ganze Situation und führte ſich die anfänglich verworrenen und unverſtändlichen Reden der Wahnſinnigen noch einmal vor, dann ſuchte ſie kaltes Blut zu erringen und ſagte ernſt:

„Mein armes Kind, der Lieutenant von Katte iſt zu beklagen, er wollte Warnungen niemals Gehör geben, und Alle, die ihn kannten, haben längſt das Schlimmſte für ihn befürchtet. Mein Vater iſt ſtrenge zwar, doch hoffe ich, daß er ihm Gnade angedeihen laſſen wird. Er hat wichtige Freunde bei Hofe, die mehr als ich geeignet ſind, eine zur Milde geneigte Sinnesänderung bei dem König hervorzurufen. Katte gehört der vornehmſten Familie des Staates an und hat er Sie vielleicht mit Ausſichten getröſtet, ſo war ſie zu leichtgläubig.“ —

„Nie“ — fiel ihr die Italienerin haſtig in's Wort — „nie!

ich hatte und habe nichts zu hoffen — nicht einmal ſein Herz — das er ganz allein Ihnen —«

Ihre Stimme erſtarb. Die Entrüſtung der Prinzeſſin wuchs von Neuem.

„Was ſoll das?“ rief ſie, „hat der Menſch ſich vielleicht erlaubt, um Deine Eiferſucht aufzuſtacheln, meinen Namen zu nennen? Wäre er dieſer Schändlichkeit fähig, ſo könnte ich wahrhaftig meine Gutmüthigkeit verwünſchen, die ſich für ihn, blos meines Bruders wegen, intereſſirte und die ſchreckliche Strafe, die ihn treffen ſoll, die billigſte Gerechtigkeit nennen! Sage mir, Kind, was bringt Dich auf den Gedanken eines zärtlichen Verhältniſſes zwiſchen mir und Deinem Geliebten, denn daß er es iſt, bedarf nicht mehr Deines Eingeſtändniſſes.“ —

Die Italienerin ſah lange und forſchend die Prinzeſſin an, dann holte ſie aus tiefer Bruſt Athem, und ihr Auge ſchien ſich höher zu beleben. In dieſem Momente konnte ſie an keine Verſtellung glauben. Das Bewußtſein begann in ihr zu dämmern, daß der, für den ſie hier war, mehr als ſie geglaubt, Anſpruch auf ihre Treue zu machen hatte; ſie wünſchte Gewißheit. Nur einige Secunden und Alles, was in ihr wogte und ſtürmte, legte ſich, gemildert durch den Hoffnungsſtrahl, den ihr die Worte der Prinzeſſin entzündet hatten. Sie ſetzte ſich jetzt und blickte um ſich. Der wahnſinnige Ausdruck ihres Weſens ſchwand, eine kräftigende Ruhe ergoß ſich über ſie. Sie konnte nun geſammelt Alles umſtändlicher vorbringen und lächelte dabei, und ließ den Blick auf dem Gegenſtand haften, an den ſie ihre Erzählung richtete.

Von Cüſtrin, wo ſie ſich mit ihren Kameraden befunden, war ſie entflohen, als ſie gehört, daß ihr Geliebter nach Köpenik zum Verhör gebracht werden ſollte. Jedesmal ſo oft er, von vier Gensd'armen geführt, vor ſeine Richter geführt wurde, hatte ſie ſich auf ſeinen Weg hinzugedrängt und ſeinem Blicke zu begegnen geſucht. Immer vergebens. In der letzten Nacht ſtand ſie wieder da. Sie hatte gehört, daß der entſcheidende Urtheilsſpruch des Kriegsgerichts erfolgen ſollte. Er ſchritt wieder an ihr vorüber, ohne ſie zu bemerken. Sie wartete die halbe Nacht, bis daß man ihn in ſeinen Kerker zurückführte. Endlich erſchien der Profoß mit der kleinen Laterne voran; hinter ihm die vier Mann, in ihrer Mitte Katte, bleich wie der Tod. Er war gerichtet, das wußte ſie. Sein Anblick war ihr unerträglich; ſie vermochte ſich nicht zu halten, und in halber Bewußtloſigkeit mußte ſie ſeinen Namen ſchreien, mit dem ſie ihn ſo oft genannt, in Freude und Luſt. Er hatte den

Kopf gebeugt, auf Etwas, das er in der Hand hielt und schien seine Lippen darauf gebettet zu haben. Bei ihrem Schrei erhob er sich und blickte nach ihr, und so wurde der Gegenstand sichtbar, den er in der Hand trug. Sie täuschte sich nicht; es war eine Dose — jene Dose mit dem weiblichen Bilde, die sie einst, als er in ihrem Zimmer eingeschlafen war, seiner Hand entwunden hatte. Die schönen, blonden Haare, der Name Wilhelmine! Ein Blitzstrahl von oben erleuchtete ihre Zweifel. Sie drängte sich zu ihm, so rasch, daß die Gensd'armen es nicht wehren konnten.

„Mußt Du sterben?" rief sie ihm zu.

„Ewiger Kerker" — sagte er leise, gerührt von ihrem Bilde, das ihm hier so unerwartet wieder erschien, von ihrer Treue, die sie bisher geübt hatte, da er sie fern glaubte. Ein Stoß eines Mannes von der Begleitung entfernte sie und der kleine traurige Zug vollendete seinen Weg. Sie aber trieb's nun fort. Eine innere Stimme sagte ihr, daß die Prinzessin den retten müsse, der mit solcher Liebe an ihr hing, dem Tode gegenüber noch ihr Bild so inbrünstig küßte.

Den Rest der rauhen Herbstnacht brachte sie auf der Landstraße nach Berlin zu. Sie lief wie eine Wahnsinnige, atemlos, fort und fort, und erst als sie mit anbrechendem Morgen ihren Platz dem Königlichen Schlosse gegenüber auf der Steinbank genommen hatte, mußte sie daran denken, ihre unordentliche Kleidung ein wenig zu ordnen, und ihre Haare, die wild um das Gesicht flatterten, wieder aufzuwickeln.

Die Prinzessin war außer sich bei der Anhörung dieses Berichts. Sie hatte in Katte oft nur den Versucher gesehen, der ihren Bruder stets weiter vom Vater entfernte, jetzt wurde er ihr zum Dämon, der auch über sie Verderben zu bringen drohte. Das Gefühl des Weibes kämpfte in ihr mit dem Gefühl ihres Standes: ihr Stolz hätte bald den Sieg davon getragen, wenn sich nicht Zweifel darüber erhoben hätten, ob des Mädchens Augen recht gesehen, ob ihr verwirrter Zustand endlich erlaubte, dieser ganzen Erzählung Glauben beizumessen. Aber daß Katte im Besitz ihres Bildes war, das wußte sie. Hatte sie es ja doch schon selbst in der Hand gehalten, und nur ein zufälliges Hinzutreten einer ihrer Damen sie vermocht, es ihm zurückzugeben. Wie verwünschte sie jetzt diesen Zufall. Vergebens hatte sie gehofft, das Bild in der Schatulle zu finden, die Katte so gewissenhaft der Oberhofmeisterin überbrachte. Sicher besaß er es noch. Zu welchem Ende? Liebte er sie wirklich so sehr, daß er sich nicht von ihrem Bilde trennen

konnte? Sie mochte nicht hieran glauben. Wie ſie Katte kannte, war er ſolcher Zärtlichkeit nicht fähig. Eine Neigung nähren, die ihn ſelbſt auf dem Gipfel des Glanzes nie beglückt haben würde, welchen Werth konnte ſie jetzt für ihn haben, wo er, am Ende ſeines Lebens ſtehend, von Schmach und Elend bedroht war? Der kalte Verſtand der Prinzeſſin, die zu nahe den feinſten Intriken aller Art geſtanden hatte, mükte ſich vergebens ab, den wahren Grund zu erforſchen, der den Unglücklichen trieb, dieſes Bild ſich noch zu bewahren. Doch gleichviel! In ſeinen Händen durfte es nicht bleiben. Welche Gefahr konnte ſich daraus für ſie ſelbſt entſpinnen? Wie furchtbar könnte ſie ein Verrath mit in dieſen Strudel hineinreißen? Es war zu drohend, als daß ſie nicht Alles verſuchen ſollte, in den Beſitz des Bildes zu gelangen. Im erſten Augenblick ſchweifte ihr Kopf in abenteuerliche Gebiete, die in einer romantiſcheren Zeit, unter begünſtigenden Verhältniſſen vielleicht von glücklichem Erfolg gekrönt geweſen wären. Sie, die Prinzeſſin, wollte ſich heimlich nach Köpenik begeben, ſich dort durch Beſtechung in den Kerker ſtehlen und von Katte das Bild zu erhalten ſuchen. Dergleichen war aber nicht ausführbar, unter den waltenden Umſtänden gefährlich. Sie ſann auf Anderes.

Unterdeſſen ſtand das arme Mädchen vor ihr, ſpähend nach ihren Augen, leſend in ihren Mienen, jeden Athem ängſtlich erhorchend, in der bängſten Erwartung. Sie täuſchte ſich nicht. Hier drängte die äußerſte Gefahr, und der kleinſte Aufſchub konnte Verderben herbeiführen. Endlich ſchien die Prinzeſſin einen Entſchluß gefaßt zu haben. Sie ergriff das Mädchen vertraulich bei der Hand.

„Eile, mein Kind, nach Köpenik zurück. Bediene Dich der ſchnellſten Gelegenheit, die Du findeſt. Suche dort den Gefangenen im Kerker zu ſprechen. Hier, dieſe Börſe gibt Dir Mittel, ſeinen Wächter zu gewinnen. Biſt Du bei ihm, ſo wende Alles an, das Bild von ihm zu erhalten. Sprich zu ihm, daß es ja nicht ſein Schickſal lindert, wenn er mich unglücklich weiß, daß er mich in's Verderben ſtürze, wenn man das Bild bei ihm fände. Sage ihm, daß, wenn Du es mir überbracht haben wirſt, auch gewiß ſeine Begnadigung erfolgt ſein wird. Daß die Königin, ich, meine kleinen Geſchwiſter, wir Alle vor dem Könige knien wollen, und unſere Thränen ſo lange fließen werden, bis er ihm den unüberlegten Jugendſtreich verziehen haben wird. Sage ihm ferner, daß das gute Herz meines Vaters nicht widerſtehen wird, wenn hier ſeine eigenen Kinder, dort der alte Großvater des Unglücklichen es

zu beſtürmen ſich vereinigen werden. Iſt er dann aber frei, ſo ſoll er das Land verlaſſen; an Mitteln fehlt es ihm nicht. Du folgſt ihm und hat er ein Herz, ſo wird er wiſſen, was er Deiner anflehenden Liebe ſchuldig iſt.«

Das Mädchen ſchüttelte ſeufzend den ſchönen Kopf, dann ſprach ſie: »Gleichviel! ich will ja Alles gern thun, wenn er nur gerettet wird. Ach, wäre ich nur ſchon dort!« Hierauf drückte ſie einen flüchtigen Kuß auf die Hand der Prinzeſſin und ſtürzte fort.

Die Bülow trat bekümmert ein; die Prinzeſſin, deren erzwungene Faſſung während der ganzen Scene ihre Nerven in furchtbarer Spannung erhalten hatte, brach jetzt in Thränen aus. Ungeachtet dieſer ſchmerzlichen Verwirrung, die ſich ihres ganzen Weſens bemächtigt hatte, beſchloß ſie aber noch dieſen Abend ihre Mutter aufzuſuchen, um mit ihr zu verabreden, was zu Katte's Rettung beim Könige unternommen werden ſollte.

Die Italienerin war bald in finſterer Nacht wieder auf dem Wege nach Köpenik. Kein freundliches Zuhrwerk wollte ſich zeigen, um ihr den Weg zu beſchleunigen. Ihre Erſchöpfung, die mit jedem Schritte wuchs, und die wirren Gedanken, denen ihr Kopf zum Tummelplatze diente, nöthigten ſie, oftmals auszuruhen. Je mehr Zeit ſie dadurch verſäumte, und je reger das Gefühl in ihr wurde, das Verſäumte einzuholen, deſto größer ward ihre Ohnmacht. Mit flatternden Haaren, im weißen Gewande, den Mantel hatte ſie verloren, ohne Schuhe, die im Schmutze der Straße ſtecken geblieben waren, von Dornen und Sträuchern blutig geriſſen, bleich und hohläugig wie ein Geſpenſt ſchwankte ſie durch die Nacht. In abgebrochenen Pauſen drängten ſich Worte und Seufzer aus ihrer Bruſt. Der Wanderer, der ihr begegnet ſein würde, hätte gewiß ein frommes Stoßgebet geſprochen, und wäre in banger Haſt ſeitwärts geeilt.

So erreichte ſie bei grauendem Morgen Köpenik. Sie war irre und im Kreiſe gegangen; ſie wußte kaum mehr, was ſie wollte, als ſie ankam. Ihr Verſtand, der ſchon längſt auf einer Nadelſpitze ſchwankte, hatte nun plötzlich das Gleichgewicht verloren. Sie lief durch die Straßen, ohne mehr zu wiſſen, wohin. Endlich gelangte ſie zu dem Militärgefängniß, vor dem Gensd'armen Wache hielten, dies brachte ihr einen Augenblick lichter Beſinnung wieder. Jetzt wußte ſie plötzlich, wo ſie war. Eine ſchwere Kutſche hielt vor der kleinen Eiſenpforte, die ein Piket Reiter umgab. Es erſchienen zwei Fackelträger. Ein Geiſtlicher führte einen bleichen Menſchen, und hob ihn in die Kutſche. Sie rollte fort.

Die Italienerin ſank mit einem furchtbaren Schrei zuſammen. Die mitleidigen Soldaten führten ſie in die Wachtſtube, und ihre derben Bemühungen, ſie zum Leben wieder zu erwecken, waren lange vergebens.

Und zu welchem Leben erwachte endlich das unglückſelige Geſchöpf?

Seltſames Wiederſpiel der Natur! Der allergrößte Jammer hatte ihr liebendes Gemüth zerſtört — ihren Verſtand getrübt, und ihr Wahnſinn hatte dennoch die luſtigſte, fratzenhafteſte Geſtalt angenommen.

Mit lautem Gelächter ſtießen ſie die Soldaten aus der Wachtſtube, und ergötzten ſich an den tollen Streichen, die das fremde Weib verübte.

31.

Es war ein trauriges Abſteigequartier und nur von kurzer Dauer. Sie hatten Katte nach Cüſtrin geführt, wo der Kronprinz ſaß.

Ein hochgewölbter, enger Raum in den Kaſematten, der kleine Tiſch mit dem Kreuzfuß, auf dem ein winziges Talglicht ſteht und Schreibzeug. Der Delinquent ſitzt davor, und ſchreibt an ſeine Eltern und an ſeinen Großvater Abſchiedsbriefe. Oft legt er die Feder weg; ein Ueberfluten von Gedanken und Gefühlen hemmt ſeine Hand; er verſinkt in Träume; dann rafft er ſich plötzlich wieder auf, er muß enden — er hat noch ſo viel ſeinen Lieben zu ſagen — und ſo wenig Zeit iſt ihm nur übrig.

Er ſchrieb:

„In Thränen möchte mein Herz zerfließen, mein Vater, wenn ich daran denke, daß dieſes Blatt Ihnen die größte Betrübniß, welche ein treues Vaterherz empfinden kann, verurſachen ſoll: daß die Hoffnung meiner zeitlichen Wohlfahrt und Ihres Troſtes im Alter nun auf einmal verſchwindet; daß Ihre angewandte Mühe und Fleiß in meiner Erziehung zur Erlangung meines Glückes umſonſt geweſen, ja daß ich ſchon in der Blüthe meiner Jahre falle, ohne vorher Ihnen und der Welt die Früchte Ihrer Ermahnungen und meiner Kenntniſſe zeigen zu können. Wie dachte ich mich in der Welt emporzubringen und Ihrer von mir gehegten Hoffnung zu genügen? wie glaubte ich, daß es mir an Glück und Glanz hier auf Erden nie fehlen könnte? wie war ich nicht geblendet von den herrlichſten Ausſichten? Umſonſt! Wie nichtig

sind der Menschen Gedanken? Alles fiel zusammen! und wie traurig endet die Scene meines Lebens, und wie sehr unterschieden ist meine jetzige Lage von der einst erträumten? Ich muß, statt zu Ruhm und Ehre, zu Schmach und Tod wandern. Aber, wie unbegreiflich, o Herr! sind Deine Wege und unerforschlich Deine Gerichte! — Fassen Sie sich daher, mein Vater, und denken Sie stets daran, daß Gott es ist, der mich den rauhen Pfad führt. Ist gleich die Art meines Todes bitter und herb, so ist doch die Hoffnung und Gewißheit der ewigen Seligkeit desto sicherer und angenehmer. Ist sie gleich mit Schimpf und Schmach verknüpft, so ist es doch nichts in Vergleich der künftigen Herrlichkeit. Trösten Sie sich, mein Vater! hat Ihnen doch Gott mehr Söhne beschert, denen er auch vielleicht mehr Glück in der Welt zuwenden wird, und Sie, mein Vater, die Freude an Ihnen erleben lassen, die Sie vergeblich von mir gehofft, und die ich Ihnen von Grund der Seele wünsche. Inzessen danke ich Ihnen mit kindlichem Respekt für alle mir erwiesene Vatertreue von meiner Kindheit an bis zur jetzigen Stunde. Gott vergelte Ihnen tausendfach die mir erzeigte Liebe, und ersetze Ihnen durch meine Brüder, was bei mir zurückgeblieben. Er erhalte und bewahre Sie bis in Ihr hohes Alter, er speise Sie mit Wohlergehen, und tränke Sie mit der Gnade seines Geistes. Für allen Ihnen jemals erwiesenen Unwillen und Ungehorsam bitte ich um Vergebung, und da es das Letzte ist, um was ich Sie, mein Vater, in diesem Leben bitten werde, so hoffe ich, Sie werden es mir nicht versagen, da ich es von Gott gewiß versichert bin. Nun ist nichts mehr übrig, als daß ich mit diesem Troste schließe: Haben Sie gleich, mein Vater, nichts Hohes und Vornehmes an mir in dieser Welt erlebt, o so sein Sie versichert, daß Sie Ihren Sohn desto höher im Himmel finden werden.“

Eben so rührend und zärtlich lautete der Abschied von seiner Mutter und den Geschwistern. Nur in dem Schreiben an den Großvater ließ er einen Strahl von Hoffnung blicken, als würde der König ihn begnadigen. Er versprach sich viel von der warmen Fürbitte dieses würdigen Offiziers bei dem Monarchen, der ihn hoch schätzte. Den Eltern und Geschwistern zeigte er kalte Resignation und Ergebung in sein Schicksal; er besorgte, sie mehr zu betrüben, wenn er ihnen zeigte, wie sehr er das Leben noch liebte.

Er dachte auch wohl daran, seinen Freund zu sprechen; dann aber tröstete er sich damit, daß eine solche Scene ihm den Abschied

vom Leben nur erſchweren würde. An Friedrich's Tod konnte er nicht glauben. Er durchdrang wie mit Seherblicken die Zukunft, und hatte die Ueberzeugung, daß ſein Geſchick großen Zwecken beſtimmt ſei.

Nachdem er geſchrieben, fühlte er ſich erſchöpft, und unſer räthſelhafter Freund, der Schlummer, nahete ihm ſo beglückend und beſänftigend, wie dem müden Arbeiter, der am Abende einſchläft, um am Morgen ſein gewohntes Geſchäft zu beginnen. Selbſt den Profoß, der ihm zu melden kam, daß die Zeit heranrücke, rührte dieſer heilige Schlummer ſo im Innerſten, daß er ſeine trübe Botſchaft noch um ein Viertelſtündchen hinausſchob, und ihn ruhig fortſchlafen ließ.

Nun war es Zeit. Der rauhe Mann, der ihm die letzte Theilnahme, ohne zu wiſſen wie zart ſie ſei, erwieſen hatte, trat jetzt mit einigem Geräuſche zu ihm ein. Der Gefangene erwachte plötzlich, und beſann ſich nicht ſogleich, dann erſt überkam ihm die Erinnerung. Er gab dem Profoß die Briefe zur Beſorgung, und dieſer entfernte ſich wieder, mit der Weiſung, ſich jetzt nicht mehr dem Schlaf zu überlaſſen, ſondern ſich wachend zu der bevorſtehenden Prüfung vorzubereiten.

Er blieb nur kurze Zeit allein, dann trat der wachthabende Offizier zu ihm ein. Es war ein ſchon bejahrter Mann, dem das Herz gerieſt war und der kein Wort hervorbringen konnte.

Katte griff in die Taſche, zog eine Doſe hervor und übergab ſie dem Offizier.

„Behalten Sie das,“ ſprach er dabei, „es war der Stern meiner glücklichen Tage. Ich weiß, daß ich zu einem Ehrenmanne ſpreche, der das Geheimniß dieſes Augenblicks nie entweihen wird. Wenn Jemand dies Gemälde bei Ihnen ſähe, ſo könnte es nach meinem Tode einer erhabenen Perſon großen Schaden bringen. Gedenken Sie meiner!“

Dieſe Worte löſten dem Manne Bruſt und Sprache. Mit Thränen in den Augen ſagte er: „Alles iſt zum Aufbruch bereit. Der König hat befohlen, daß ich bei Ihrer Hinrichtung gegenwärtig ſein und Sie an den Ort, wo Sie ſtattfinden wird, begleiten ſoll. Ich habe das traurige Amt zweimal abgelehnt, allein der König trug mir's ſo ausdrücklich auf, daß ich gehorchen muß. Wollte Gott, ſein Herz hätte ſich gewendet, und ich hätte Ihnen Gnade verkündigen können.“

„Sie ſind ſehr gut,“ erwiderte Katte: „aber ich möchte kein anderes Schickſal. Ich ſterbe für einen Herrn, den ich liebe, und

gebe ihm dadurch den größten Beweis von Ergebung, den man fordern kann. Ich unterwerfe mich ruhig dem Willen des Königs und der Vorsehung.«

Die kleine Thüre öffnete sich wieder und der ehrwürdige Feldprediger trat ein:

»Sein Sie mir zum letzten Male gegrüßt,« sprach Katte ihm heiter entgegentretend. »Ich bin vollkommen vorbereitet. Ich habe vor Gott sehr gefehlt: mein zu großer Ehrgeiz hat mich oft zu vielen Fehlern verleitet, die ich von Herzen bereue. Jetzt fühle ich die Eitelkeit aller irdischen Dinge und wünsche den Tod, als den einzigen Weg zu einem sichern und ewigen Glück. Weßhalb ich ihn aber erdulde, bereitet mir keinen Vorwurf. Ich sterbe für eine schöne Sache!«

Die Thüre blieb nun offen und die Waffengefährten drängten sich um ihn. Er sagte allen Lebewohl mit lächelnder, heiterer Stirne.

Die große Glocke schlug die Stunde voll: der Zug setzte sich in Bewegung.

Katte wußte bis jetzt noch nicht, wo man ihn während der Nacht hingebracht. Er hatte nicht einmal darnach gefragt. Beim Hinausschreiten aus dem Kerker trat der wachthabende Offizier noch einmal auf ihn zu, und sagte leise zu ihm:

»Sein Sie standhaft, lieber Katte, Ihnen steht eine grausame Prüfung bevor. Sie sind in Cüstrin und werden den Kronprinzen sehen.«

Der bleiche Gefangene schloß die Augen und ein Fieberfrost schlug seine Zähne zusammen; dann faßte er sich schnell und sagte leise: »Es ist eine Tröstung, die ich mir wohl manchmal wünschte. Nun sendet mir auch noch dies der Himmel.«

Trüber Nebel hing am Novemberhimmel, als Katte seinen letzten Weg zum Rondel der Festung zurücklegte.

32.

Zwei Stabsoffiziere weckten den Kronprinzen und meldeten ihm, was sich unter seinen Fenstern vorbereitete. Verzweiflungsvoll die Hände ringend eilte er hinan, um hinauszusehen, und als er den Sandhügel erblickte und den Kreis, den die ausgerückte Garnison um denselben gebildet hatte, da schlug er seinen Kopf gegen die Eisenstäbe und würde sich hinuntergestürzt haben, wenn diese es nicht verhinderten. Man war bemüht, ihn dem entsetz-

lichen Eindruck zu entreissen, um ihn später nur einen noch entsetzlichern empfinden zu lassen; denn so lautete des Königs Befehl.

Friedrich's Zustand war fürchterlich. Bald wüthete er, bald flehte er in der heftigsten Angst, man solle die Hinrichtung verschieben. Er wollte feierlich der Krone entsagen, wenn er Katte's Leben dadurch erhalten könnte.

Jetzt näherte sich das Detaschement Gensd'armes. Das Kommando schallte herauf in den Kerker und die beiden Offiziere nöthigten jetzt den Kronprinzen sich zum Fenster zu begeben, wobei sie ihn unterstützten.

Katte erschien. Friedrich sah ihn lange an und weinte, dann riß er das Fenster auf und rief: „Katte! mein Freund! bald werde ich Dir folgen! verzeihe mir, daß ich Dich in dies Unglück gestürzt habe!"

„Dessen bedarf es nicht, gnädiger Herr," sprach der Sterbende laut und mit großer Fassung. „Wenn ich zehn Leben zu verlieren hätte, so würde ich sie willig für Sie hingeben!"

Er kniete nieder; einer von seinen Leuten trat weinend hinzu, ihm die Augen zu verbinden. Er litt es nicht. Mit unverwandtem Blicke auf seinen Königlichen Freund, rief er noch: „Mein Gott, ich befehle Dir meine Seele!" Da war der Schlag geführt; aber noch im Fallen soll er seine Hand nach dem Fenster ausgestreckt haben, wo Friedrich so eben ohnmächtig geworden war.

33.

Der Tag war verstrichen und der Abend dunkelte tief. Das Rondel war leer. Auf dem Sandhügel, in der Mitte, lag ein lebloser Rumpf, der Kopf daneben. Er hatte den kurzen Novembertag über, seit dem Morgen, dagelegen.

Jetzt erschienen vier arme Bürgersleute von Cüstrin, verkümmerte Gestalten, mit einer Truhe aus schlichtem Fichtenholz, weißleuchtend in der Dunkelheit; auf dem Deckel war mit schwarzer Farbe ein kleines Kreuz unzierlich hingezeichnet. Sie hatten es gegen kargen Lohn übernommen, den Hingerichteten fortzubringen und auf dem Soldatenkirchhof einzuscharren.

Wie sie nun damit beschäftigt waren, hob sich fern etwas Weißes in einem Winkel des Gemäuers; es regte sich und wurde lebendig und umschweifte in weiten Kreisen die armen Männer bei ihrem trübseligen Geschäfte, die es ohne Theilnahme vollzogen und

ſich damit beeilten, da es ihnen hier oben unheimlich zu werden anfing.

Kaum waren ſie fort, ſo huſchte das weiße Weſen näher zum Hügel, warf ſich darauf hin und ſchien die Stelle zu küſſen, wo das Blut vergoſſen war. Leiſes Wimmern und Schluchzen, wie aus der Erde, tönte dumpf dazu. So lag es lange, lange. Plötzlich erhob es ſich; die weißen wehenden Gewänder waren voll Blut; raſch erſtieg es die Bruſtwehr und mit einem durch die Seele dringenden Schrei ſtürzte es ſich hinab.

Den Schildwachen grauste es; endlich machten ſie Lärm; ihre Schüſſe erſchreckten die Beſatzung. Man eilte mit Laternen hinab und zog einen zerſchellten Leichnam aus dem Graben, in dem die Soldaten ein wahnſinniges Weib erkennen wollten, das ſich am Tage mehrmals in der Feſtung hatte ſehen laſſen und trotz des Verbots endlich dennoch hier eingeſchlichen war.

Ein hinzugetretener junger Lieutenant ließ der Leiche in's Geſicht leuchten und lächelte wehmüthig, als er die arme Närrin erkennen wollte. — —

Friedrich war von den gewaltſamen Erſchütterungen des Tages ſo angegriffen, daß er endlich in einen Zuſtand der vollkommenſten Erſchöpfung geſunken war. Der wilde Lärm und die Schüſſe ſchallten zu ihm her und ſchreckten ihn empor, aber ein tiefer Schlaf kam ſogleich wieder über ihn — und er träumte von blutigen Schlachten und Preußens kommendem Glanze. —

Das Jugendleben

Friedrichs des Großen.

Von

August Lewald.

Zweiter Band.

Friedrich als König.

Verlag von Adolph Krabbe in Stuttgart.
1847.

Das Jugendleben

Friedrichs des Großen.

Von

August Lewald.

Zweiter Band.

Rheinsberg.

Zweite, vom Verfasser durchgesehene und verbesserte Auflage.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1847.

Schnellpressendruck von J. Krueger in Stuttgart.

Vorwort der erſten Auflage.

Mit wahrhaft kindlichem Glauben hänge ich an jenem Strand, den das Meer und die Wellen des Pregels bewäſſern, wo die Gräber meiner Eltern und Geſchwiſter ſind, wo meine Jugend blühte.

Vielleicht iſt etwas von dieſer Liebe aus gegenwärtigem Buche erſichtlich; mein Wille war es, ſie hineinzutragen; ob der Ausdruck, die künſtleriſche Kraft ſtark genug dazu war, wage ich nicht zu beſtimmen.

Hier übergebe ich nun dem Publikum dieſe zweite Epiſode aus der Jugendzeit des großen Königs, der ſeine Lobredner und Geſchichtsſchreiber längſt gefunden, die würdiger an ſeinem Ehrentempel bauten, als ich dieß hiemit zu thun im Stande wäre.

Meine Schilderungen, die auch hier, wie im Katte, oft wörtlich den Quellen gefolgt ſind und nur das von der Dichtung borgten, was die Geſchichte gar nicht

enthielt oder doch mindeſtens dunkel ließ, ſollen nichts als das Bild jener Zeit vervollſtändigen, indem ſie die Perſonen dem Leſer oder Beſchauer ſprechend und handelnd vor die Augen bringen.

Ich fühle zu wohl, daß das große Thema Rheinsberg in dieſem Rahmen jedoch nicht erſchöpft werden konnte. Nur in einzelnen Bildern vermochte ich zu zeigen, was ſich dort Jahre lang vorbereitend geſtaltete, um ſo die Uebergänge zur Ausgleichung und Verſöhnung des blutigen Zwieſpalts zu bilden, der Vater und Sohn trennte.

Manches erſcheint auch hier noch gewaltſam, wie es die Zeit mit ſich brachte, die erſt in Friedrich ihren Bezähmer und Veredler erſtehen ſah.

Möge das Publikum dieſem zweiten Verſuche, gleich wie dem erſten, nicht abhold ſein!

A. L.

I.

1.

Berlin ſchwamm in Freude und Entzücken. Schon aus der Ferne pflegten ſich die wackern Einwohner der guten Stadt theilnehmend für Alles zu zeigen, was ſich im Familienkreiſe des Königs zutrug, anders mußten ſie ſich äußern, wenn ſie ſelbſt berufen wurden, es in der Nähe mit anzuſchauen.

In den Straßen der Stadt regte ſich ein ungewohntes Leben: Carossen rollten dem Schloſſe zu; hier büpfte ein Schneider mit der verſpäteten Arbeit auf dem Arm, dort ſchleppten zwei Friſeur-Lehrlinge, gleichſam in Puder getaucht, eine große Kiſte, in welcher das kunſtvolle Gebäude ſchwebte, das dieſen Abend den mächtigen Schädel eines hochweiſen Rathes ſchmücken ſollte. Ueberall herrſchte eine lärmende Erwartung, eine rauſchende Geſchäftigkeit. Mit Vehemenz bereitete man ſich zu dem ungewohnten Vergnügen vor, das einen großen Theil der Bewohner Berlins erwartete.

„Biſt Du auch eingeladen?“ — „Haben Sie eine ſchriftliche Invitation erhalten?“ — „Iſt die Frau Gbeliebſte auch dabei?“ — „Werden Sie in der Hofequipage abgeholt werden?“ Das waren in dieſen Tagen die ſtehenden Sätze der Unterhaltung geweſen. Man hatte es oft ſchon geſehen, daß der gutmüthige Herrſcher ſich in die Geſellſchaft der hohern Stände begab die zur Winterszeit unter dem Namen der Aſſembleen bekannt war, aber daß er ſelbſt eine große Anzahl von Beamten und Bürgerlichen zu einer Feſtlichkeit in's Schloß lud, das war neu, das mußte Senſation erregen.

Der König Friedrich Wilhelm der Erſte verheirathete ſein älteſtes Kind, die Prinzeſſin Friderike Sophie Wilhelmine. Das, was er und ſeine Vertrauten gewöhnlich die engliſche Intrike zu

nennen pflegte, ſchien im Augenblick glücklich beſeitigt, wenn auch nicht vollſtändig beſiegt; denn noch war des Kronprinzen Hand frei, und die Königin, als geborene Prinzeſſin von Hannover, unterſtützte noch immer heimlich die engliſchen Werbeverſuche. Oeſtreichs Einfluß, unterſtützt von dem unermüdlichen und gewandten Diplomaten Grafen von Seckendorf, in jenem Augenblicke die bedeutungsvollſte Perſönlichkeit am Berliner Hofe, hatte die Oberhand errungen. In ihm vereinigten ſich alle Fäden, die zwiſchen Wien und Berlin geſpannt waren, und die auf der einen Seite der ruhmvolle Kriegsheld Prinz Eugen von Savoyen, auf der andern der ſchlaue Preußiſche Miniſter, General von Grumbkow, in den Händen hielt. Reiche Verſprechungen entſtrömten von dort; unerſättliches Begehren, zum Theil durch die knappe Wirthſchaft des Königs erzeugt, harrten ihrer hier; aber die Verſprechungen wurden nicht zur Hälfte erfüllt, und darum blieb das Begehren ſtets unbefriedigt und den verſuchendſten Lockungen jeder Weg offen.

Auch das reiche England ließ es wohl an Verſprechungen nicht fehlen. War es aber von ſeinen Diplomaten nicht ſo gut bedient, die nicht ſo wie Seckendorf immer wachſam lauerten und über jeden Vorgang nach Hauſe berichteten, oder war es die angeborene Abneigung des preußiſchen Königs gegen England und deſſen perſönliche Pietät für den deutſchen Kaiſer — Beides wirkte ſehr ungünſtig auf die Unternehmungen und vereitelte alle, ſcheinbar noch ſo ſicher vorbereiteten Erfolge.

Die kluge, ſarcaſtiſche Prinzeſſin, die ihre Umgebung vollkommen durchſchaute und ſie auch ſicher beherrſcht haben würde, wenn dies bei der rauhen Natur ihres Vaters mit Waffen des Verſtandes allein möglich geweſen wäre, hatte nun von den ihr vorgeſchlagenen Freiern denjenigen gewählt, den ſie gar nicht perſönlich kannte. Die Andern erſchienen ihr ſo unausſtehlich, daß ſie bei dieſer blinden Wahl nichts zu wagen hoffen durfte. Und in der That fand ſich ihr Bräutigam, der Erbprinz von Baireuth, als ein ſchöner Herr, von ritterlichem Ausſehen und von weichem, liebenswürdigen Betragen, wohl gemacht, von ſeiner Braut dieſer perſönlichen Eigenſchaften wegen gewählt zu werden, auch wenn ſie nicht von allen Seiten gedrängt ihm ihre Hand hätte geben müſſen. Denn es iſt noch zu erwähnen, daß die Prinzeſſin bereits im vierundzwanzigſten Jahre ſtand und mithin jenen Grad der Reife erlangt hatte, in dem mit der Wahl des Gatten zu zögern für Mädchen jedes Standes leicht gefährlich werden kann.

Leider wurden nur die Vorzüge des Prinzen von Baireuth

von Mängeln überwogen, die das Glück der Braut trüben mußten. Ihr Geist überflügelte den seinigen bedeutend, und seine Privatverhältnisse, durch die Schuldenlast seines Vaters, des regierenden Markgrafen, gedrückt, konnten nicht einmal der Prinzessin genügen, die zwar an einem durch große Sparsamkeit ausgezeichneten Hofe erzogen worden, dem jedoch überall die Würde eines weisen, geregelten Haushaltes aufgedrückt war, und dem nirgend der imponirende Glanz mangelte, wenn es in seltenen Fällen galt, das Ansehen des königlichen Ranges zu behaupten.

Die Vermählung der Prinzessin, die bereits vor mehren Tagen vor sich gegangen war, hatte eine solche Veranlassung herbeigeführt. Der König wollte nämlich in der Freude seines Herzens, die sich stets auf eine so natürliche und ungezwungene Weise zu äußern liebte, der feierlichen Einsegnung dieser Ehe eine Reihe von Festlichkeiten folgen lassen, und Bälle, Jagden und andere Ergötzlichkeiten stellten sich den courfähigen Personen in die freundlichste Perspective.

„Meine guten Berliner sollen auch einmal sehen, wie's in meinem Hause zugeht," hatte der König gesagt, und sogleich erging der Befehl, die großen Empfangs- und Prunkkammern im weitläufigen Schlosse zu öffnen und an eine große Anzahl von Leuten aus der Bürgerklasse die Einladung zu einem Festballe ergehen zu lassen.

Dies Ereigniß war es nun eben, was die Stadt in so freudige Aufregung versetzte, was allen Zungen Nahrung gab, jeden Ehrgeiz stachelte, die außerordentlichsten Anstrengungen bewegte und der allgemeinen Conversation noch eine lange, bunte Nachlese versprach.

Unterdessen bekümmerte sich der König selbst um die Bewirthung seiner Gäste. Es war im November, die Zeit der Jagden. Das kalte Wetter war dem Transporte der mannichfaltigsten Delicatessen günstig, die von verschiedenen Seiten herbeigeführt wurden, um den Leuten bei der ungewöhnlichen Gelegenheit auch nichts Gewöhnliches vorzusetzen. Friedrich Wilhelm erschien hier von seiner gemüthlichsten Seite: er wollte ganz der glückliche Familienvater in seinem Hause sein, der reich genug ist, seinen Gästen Vergnügen zu machen, und seinen Stolz darin setzt, seine Einrichtung im prunkendsten Lichte zu zeigen.

Bis weit aus der Gegend von Tuchel, wo die dichtesten Waldungen sich über die sandige Haide ausbreiten, kamen auf Wagen, die mit grünen Waldtrophäen prangten, die fabelhaften Gienthiere herbei, mit dem breiten Geweih und den langen Bärten, neben dem gewaltigen Ur, die freiesten Insassen des alten Preußen-

landes, die stets seinen herrlichsten Festen den köstlichsten Braten spenden mußten. Von den beiden Häfen brachten fliegende Eilboten, in langen Lischken und Paudeln, eigenthümlichen Behältern aus der dünnen Zwischenrinde der Bäume gefügt und mit Baumfasern verbunden, wie sie die Gassuben und Kuren am Seestrande zu verfertigen verstehen, die seltensten Stücke aus den reichen Schätzen jener Gewässer. Der prächtige Silberlachs mit dem rosenrothen Fleische unter dem feinsten Geschuppe, die schmackhafte Muräne der Ostsee, die mit dem bekannten Meeraal der südlichen Gewässer nichts als den Namen gemein hat, die fetten Flundern, Caviar und gebrannte Wasser aus dem weltberühmten Lachse zu Danzig. Von Hamburg liefen Austern und Hummern ein; von Stettin starkes Bier, welches dem englischen nicht nachstand, aus Pommern colossale Gänse, von Braunschweig die feinsten Würste. Die Köche hatten alle Hände voll zu thun und der König setzte sich mit ihnen in die unmittelbarste Berührung, indem er ihnen die Bereitungsart genau vorschrieb, da er voraussetzte, daß die, welche seinem königlichen Gaumen zusagte, auch seinen getreuen Unterthanen die angenehmste sein würde. Dabei aber schärfte er den Aufsehern des Küchendienstes auf's Genaueste ein, nichts zu verschwenden, und bei allem Ueberflusse den Widersinn zu vermeiden, das theuere Gut nicht mit Füßen zu treten, oder mit andern Worten, das Geld nicht zum Fenster hinauszuwerfen.

Ein besonderer Nachdruck sollte, nach dem Willen des Monarchen, auf die Getränke gelegt werden. Als ein durch und durch deutscher Fürst, hielt er bauerschlich viel auf Rheinwein; den Champagner, so wie die südlichen Weine, verachtete er, und von ausländischem Gewächs fand nur noch der Ungar Gnade, jenes reine Gold, das des Menschen Fleiß aus der Traube zu keltern versteht, und das gewiß gleichen Ursprungs mit dem edeln Metalle ist, das Ungarns Erde ebenfalls in Menge birgt.

Die kostbarsten Stückfässer vom Rheine wurden bei dieser Gelegenheit geöffnet, und ihr Inhalt lief in riesengroße silberne Kannen, nach alter deutscher guter Sitte, die den herrlichen Trunk nicht dem zerbrechlichen Glase anvertrauen wollte. Hier allein war es, wo die strenge Vorschrift nicht befolgt wurde; die Küfer schütteten zwar das liebe Gut nicht unter die Füße, aber sie tranken es in reichlichen Ergüssen, und wenn der gekrönte Hausvater, der überall selbst nachsah, sie bei der Arbeit überraschte und ihr Taumeln und Lallen bemerkte, so hieß es: „es sei die Wirkung vom zu starken

Dunste des kräftigen Weines" und der König lächelte dann und sagte kein Wort darüber.

Der erste König von Preußen, ein schwacher und prachtliebender Fürst, hatte zwar seine Residenz mit einer Reihe kostbarer Prunkgemächer im Geschmacke Ludwig's XIV. ausgestattet, allein nachdem sein Sohn und Nachfolger den König von Polen in seinem Hoflager zu Dresden besucht hatte, und dort Alles vereint sah, was der raffinirteste Luxus und die geistreichste Sinnlichkeit erfinden können, und was nur die ungeheuersten Mittel herbeizuschaffen vermögen, da regte sich des sonst so einfachen Friedrich Wilhelm's Stolz, und er beschloß, seinem königlichen Nachbar, bei dessen bevorstehendem Gegenbesuche ebenfalls zu imponiren und ihm gerechte Bewunderung abzunöthigen.

Der orientalischen Weichlichkeit, so wie jedem Flitter, jeder tändelnden Spielerei, und wenn sich auch Geist und Geschmack darin verrieth, von Herzensgrunde abhold, dem seinen Kunstsinne fremd, verfiel nun der König von Preußen, dessen Wesen sich stets zum Soliden sich hinneigte, auf einen Abweg, der nur aus seinem Character erklärbar wird.

Er schmückte nämlich eine lange Reihe von Gemächern, Sälen und Gallerien lediglich mit massivem Silber. Spiegelrahmen, große Tische, ungeheuere Kronen- und Wandleuchter, Kaminsimse wurden sämmtlich aus diesem edeln Metall verfertigt; ja — damit diese Pracht nur durch sich selbst überboten werden könne — ließ er am Ende noch einem weiten Balkon eine Balustrade von gediegenem Silber hinzufügen, der als Orchester bei dem Balle dienen sollte.

Dieser schwerfällige, in seiner Art einzige Glanz sollte nun in seinem vollsten Licht gezeigt werden. Aus den weiten Röhren strebten colossale Altarkerzen empor, und widerstrahlten in den ungeheuren Spiegeln. Ein dicker Qualm zog sich daraus gegen die Decke hin und drohete dem Staate und Putze der Eingeladenen Verderben, und wirklich bemerkte Einer an dem Gesichte des Andern, nachdem er einige Zeit beim Feste verweilt hatte, die Spuren von Ruß, die sich zu dem Uebrigen wahrlich nicht recht schicken wollten.

Die Menge wogte indeß ohne Zwang in den Räumen: der König sprach mit Allen und ließ sogar einige Kaufmannsfrauen zum Tanze auffordern. Nur die Königin saß ernst da, ihrer vereitelten Hoffnung gedenkend, die Tochter einst auf dem Throne von England zu erblicken.

Die Prinzessin Braut zeigte sich an jenem Abende wieder in ihrer gewohnten lebhaften Weise: ihr feiner, boshafter Witz spielte

in allen Farben. Hier war es ein schwerfälliger Bauch einer am Hofe ungewohnten Person, dort ein lächerlicher Ausputz einer guten Bürgersfrau, vor Allem waren es aber die schwarzen Nasen, die als das Hervorstechendste in den Gesichtern auch am meisten von dem Qualme der dicken Kerzen zu leiden hatten, die ihren Spott hervorriefen. Seit langer Zeit war man nicht mehr daran gewöhnt gewesen, die Prinzessin so heiter zu sehen: Alles verwunderte sich um so mehr darüber, als sie am Tage ihrer Vermählung so überaus niedergeschlagen gewesen war.

Allein der Grund war für die mit den Verhältnissen dieses Hofes Vertrauten nicht schwer zu finden.

Man hatte gehofft, daß Friedrich, der Kronprinz, von allen Geschwistern der Prinzessin der von ihr geliebteste, der noch die schwere Last der väterlichen Ungnade zu tragen hatte, bei Gelegenheit der Vermählung seine Begnadigung erhalten würde. Allein vergebens. Keine Einladung war an ihn ergangen, der Feier beizuwohnen, und er weilte fern in Cüstrin, das ihm zu seinem Kerker angewiesen worden war, während der Vermählungsact am Hofe zu Berlin unterzeichnet wurde.

Heute endlich hatte sich die Kunde verbreitet, daß ihm verziehen sei, daß sein Kerker geöffnet worden wäre. Man erwartete ihn, obgleich so früh, noch beim Feste, und dies war es, die Hoffnung, den theuern Bruder nach so harter Prüfung, in einem so langen Zwischenraum — es war mehr als ein Jahr seitdem verflossen — wiederzusehen, was das ganze Wesen der Prinzessin umgewandelt und aus ihrer stillen Trauer eine laute Freude geschaffen hatte.

2.

Da trat ein bestellter Herr zu der Prinzessin, die gerade in der Menuet zum dos a dos sich drehete und flüsterte ihr leise die Worte zu:

„Aber Sie tanzen heute auch gar zu eifrig, Hoheit, und sehen nicht, was um Sie vorgeht.“

„Da ist der Qualm der großen Kerzen Schuld,“ warf ihm lachend die Prinzessin hin.

„Aber so blicken Sie doch nur dorthin,“ fuhr Jener fort, welcher Niemand anders als der General von Grumbkow war.

Und die Prinzessin durchzuckte es wie ein Blitz und mit einer leichten Verbeugung gegen ihren Tänzer, hüpfte sie aus der Figur.

Sie hatte in der That noch nicht mit den Augen entdeckt, was der General meinte, allein ihr Herz sagte ihr, wen sie dort erblicken würde. Sie durchflog den Saal, den ein allgemeiner Tanz erfüllte; die Gestalten der Tänzer tauchten wie Schatten aus dem Dunste hervor und waren nur schwer zu erkennen. Aber unter den Tänzern erwartete sie auch nicht den zu finden, den sie suchte. Ihre Augen schweiften weiter. Da gewährte sie in einem der nächsten Säle, hinter dem Sessel der Königin, die bei einem Hombre interessirt war, einen jungen Menschen, im einfachen, grauen Kleide — und mit einem durchdringenden Ausruf, mit überströmenden Augen lief sie auf ihn zu und schloß ihn in die Arme.

Die Spielenden blickten befremdet und ungehalten über die Störung auf, die Gruppen der Umherstehenden lösten sich neugierig und Alles wandte sich nach den Beiden. Jetzt erst betrachtete man den stummen jungen Menschen mit Aufmerksamkeit, von dessen Anwesenheit nur Wenige Kenntniß hatten und der in seinem unscheinbaren Anzuge kaum bemerkt worden war.

Man drängte sich näher hinzu und bald trat an die Stelle der Neugierde, was denn hier eigentlich die plötzliche Störung verursacht habe, die aufrichtigste Theilnahme, die sich in heißen Worten und freudigen Huldigungen kund gab. Nach allen Seiten verbreitete es sich „der Kronprinz ist da!“ die Musik schwieg, der Tanz war geendet, man eilte herbei, um den zu sehen, den endlich in Freiheit zu erblicken, dessen theures Leben an einem Haare gebangen hatte und der nun wieder im Hause des versöhnten Vaters erscheinen durfte. Jetzt erst empfand Jeder doppelt die Freude des Festes; jetzt erst ward seine Bedeutung Allen klar.

„Der König hat dem Kronprinzen verziehen!“ war die allgemeine Losung zur innigsten Freude.

„Vater und Sohn sind versöhnt!“ sprach mit Salbung der alte Rath, und faltete dabei die Hände.

„Der Kronprinz wird wieder nach Berlin kommen,“ sagten sich freudig die Geschäftsleute, die daraus Nutzen zu ziehen hofften.

„Aber seht nur, wie er sich verändert hat!“ sprach dieser. „Was war er sonst doch so schlank und adret, und nun ist er stark und fett geworden.“

„Das ist die Art so von unsern Prinzen allen,“ nahm hier der Kaufmann Splittgerber das Wort. „Bis zu einem gewissen Alter geht's mit ihnen hinauf, dann wachsen sie in die Breite.“

„Was er für einen kurzen Hals hat, der Kopf steckt ihm ja

ganz in den Schultern," bemerkte Madame Haude, die Frau des berühmten Buchdruckers.

„Das kommt vom Civilrocke," warf die stolze Frau von Rümpler hin, deren Mann Regiments-Quartiermeister war. „In der Uniform sieht ein junger Mensch freilich zierlicher aus."

„Das kommt vom Schwitzen über den Akten, Mesdames!" rief der reiche Lixmann Magnus, der Hoflieferant, der die stillschweigende Erlaubniß hatte, einen blauen Rock mit rothem Kragen und eine gelbe Militärweste zu tragen und durch das specielle Vertrauen Sr. Majestät eines gewissen Ansehens genoß.

„Ich bemerke so eben," fiel ihm der Junker von Taubadel in's Wort, der nicht im Geringsten stolz war und Lixmann's vertraute Bekanntschaft längst gemacht hatte, „daß das Acoutrement des Kronprinzen noch eine ganz eigene Bewandtniß hat. Das hechtgraue Kleid mit der schmalen Silberlitze ist dasselbe, in dem der unglückliche Katte hatte entfliehen wollen. Ich besuchte ihn in seinem Kerker, den armen Jungen, und sah ihn darin. Das ist doch wahrhaftig seltsam, in diesem Anzuge gerade auf den Ball zu kommen."

„Uebertünchte Geschichten," brummte Lixmann Magnus. „wer kennt sich aus auf die heutige junge Welt! Der Kronprinz ist ein Phantast, und sie werden sehen, Mesdames, daß wir einen guten Herrn an ihm haben werden, wenn wir's erleben nämlich. Der liebe Gott schenke dem König noch tausend Jahr! Sie werden sehen, er wird in Frieden sein Land regieren, wenn wir's erleben nämlich, denn er liebt sehr die Wissenschaften."

Hier begann die Musik auf's Neue: der Junker forderte eine Dame auf; die älteren Frauen nahmen Platz, um dem Tanze zuzuschauen, und der Hoflieferant trat, mit den Händen an seiner langherabhängenden Uhrkette spielend und klimpernd, dem Kronprinzen etwas näher, um von ihm bemerkt zu werden.

Daran war aber nicht zu denken.

Die Geschwister hatten sich in eine Fensternische gestellt und waren im tiefsten Gespräche. Sie schienen Alles, was sich um sie begab, vergessen zu haben und gehörten nur sich an. Mußten sie denn nicht ihre Herzen vor einander öffnen, unbekümmert darum, ob sie belauscht werden könnten?

Die laute Heiterkeit der Prinzessin stach jedoch merklich ab gegen das trübe, einsylbige Wesen des Kronprinzen. Bei ihr drängte die Freude der Gegenwart jede traurige Erinnerung zurück; sie sah nun Alles im schönsten Lichte und selbst ihre Zukunft in

Baireuth zeigte ſich ihr in den lachendſten Farben. Dem tieferen Gemüthe des Kronprinzen war es jedoch nicht möglich, ſich von der Freude des Wiederſehens ſo gänzlich beherrſchen zu laſſen. Ihm hatte die Vergangenheit zu tiefe Wunden geſchlagen, und die Zukunft verhüllte ſich ihm noch zu ſehr, als daß er nicht ernſte Betrachtungen darüber anſtellen ſollte.

Der graue, einfache Rock, den er trug, war ihm theuer; er hatte ſich gelobt, ihn ſtets wie ein Heiligthum zu betrachten. Es war in der That jenes Kleid des unglücklichen Freundes, der ſeine Hingebung für ihn mit ſeinem jungen Blute beſiegelt hatte. Aber er hatte ſich eben ſo das Wort gegeben, dieſen Rock nur ſo lange zu tragen, bis daß ihm ſein Vater erlaubt haben würde, das Kleid der Ehre wieder anzulegen und in die Reihen der Krieger treten zu dürfen, zu denen ſein hoher Beruf ihn geſellte.

Noch war ihm dies nicht vergönnt. Dieſe Schmach drückte ihn doppelt hier am Hofe, bei dem glänzenden Feſte. Dieſe Demüthigung war ihm das bärteſte, was ihm der ſtrenge Vater noch auferlegen konnte. Alle Bitten, die er und ſeine Freunde an den König gerichtet, waren abgeſchlagen worden. Wie er zur Zeit der Ungnade nur der Oberſt Fritze genannt wurde, ſo hieß er jetzt im Augenblick der Verſöhnung, nur der Kriegsrath Fritze, und er ſchämte ſich ſo nur ſtets die Zielſcheibe eines unverdienten und ungerechten Hohnes zu ſein. Hätte er nicht befürchten müſſen, das Uebel ärger zu machen und wäre es nicht auf das inſtändige Zureden ſeiner Freunde geſchehen, er würde der Königlichen Erlaubniß nicht nachgekommen und bei dem Feſte ſicher nicht erſchienen ſein.

Um die gütige, theilnehmende Schweſter nicht auf's Neue zu betrüben, drängte er aber dieſe Gefühle zurück und ſchützte Kopfweh vor, um ſich zu entſchuldigen, daß die Aeußerungen ſeiner Freude nicht ſo laut waren und hinter den ihrigen zurückblieben.

Sie beſtürmte ihn mit Fragen über ſein Leben in der Gefangenſchaft. Die Töchter des Kammerpräſidenten von Münchow, mit denen ſie im Briefwechſel ſtand, hatten ihr zwar Vieles davon mitgetheilt, allein ſie wollte dies Alles nun aus dem Munde ihres Bruders beſtätigt wiſſen.

Münchow, der herzliche, theilnehmende Mann, war dem gefangenen Kronprinzen wie ſein Schutzengel erſchienen. Als er noch in ſtrengſter Haft ſaß, ließ Münchow ſeinem jüngſten Sohne einen Rock mit großen Taſchen eigens verfertigen, um heimlich allerlei nothwendige und angenehme Gegenſtände in den Kerker

bringen zu können. Bücher und Feuerzeug, Schreibmaterialien, Kerzen, guter Wein und Näschereien, Alles erhielt so der Gefangene. Durch eine Oeffnung, die der Präſident ſelbſt in die Decke des Gefängniſſes practicirte, ſprach er mit dem Kronprinzen, um ſeine Wünſche zu hören und ihm Worte des Troſtes zuzurufen. Als dann aber die Bande gelockert wurden, öffnete ſich in dem Hauſe des Herrn von Münchow, ſeinem nunmehr Untergebenen — da Friedrich als Schreiber in die ſogenannte Kriegs- und Domainenkammer eintreten mußte — ein geſelliges Aſyl der freundlichſten Art. Außer der gebildeten Familie des Präſidenten ſah man dort einen Verein froher liebenswürdiger Menſchen. Dem Herzen des jungen Prinzen, das ſtets den Gefühlen der Freundſchaft ſo offen ſich zeigte, erſchien dies als ein lindernder Balſam für die früher geſchlagenen Wunden, aber ein noch ſüßerer Troſt bereitete ſich ihm daraus, ein beglückenderes Sein umfing ihn, ein ſchönes, hohes Weib erfüllte ihn ganz. Dies Alles ließ ihn hier mit Wehmuth an ſeine Gefangenſchaft in Cüſtrin zurückdenken, wo er ſich in der goldenſten Freiheit bewegte, im Vergleich zu dieſem Hofe, wo ihn Alles daran erinnerte, daß er nur ein zur Hälfte begnadigter Verbrecher ſei. Dort, wo jeder Gegenſtand ihn an ſeine überſtandenen Leiden mahnte, gedachte er ihrer gern, er fühlte, daß er ſie ſühnte und der blutige Schatten ſeines Freundes umſchwebte ihn in jedem Augenblicke und er durfte ungeſtört zu der Stelle wallfahrten, wo er ſein letztes Lebewohl empfangen hatte und dort ſchwärmeriſche Geſpräche mit ihm unterhalten. Dann glaubte er weisſagende Antworten darauf zu vernehmen. Und in der That ſie wurden ihm aus dem tiefinnerſten Herzen.

Hier lag ihm dies Alles ſo fern und jeder Troſt mußte verſchwinden und alle ſeine Standhaftigkeit entweichen.

Die Schweſter hatte ihm jetzt ſchon lange gegenüber geſtanden und mit ziemlich komiſcher Bängſtlichkeit die Veränderung ihres Bruders beobachtet. Es ſchien ihr etwas auf der Zunge zu ſchweben, das ſie nicht mehr zurückzuhalten vermochte.

„Was Du auf dem Herzen haſt — was Dich drückt —“ liſpelte ſie dann leiſe, „iſt holder Art. Geſteh' es mir zu meinem Troſte — Du ſehnſt Dich —“

„Ich ſehne mich?“ warf Friedrich wie gleichgiltig hin. „Und wonach?“

„Du ſehnſt Dich —“ ſagte zögernd die Muthwillige — „Du ſehnſt Dich nach etwas, was Du Dir fern glaubſt, während es Dir doch ſehr nahe —“

„Ich weiß nicht, was Du meinſt,“ ſagte Friedrich geſpannt. „Was iſt mir nahe? — Etwa auf dem Balle?“ ſetzte er dann ſchnell im zutraulichen Tone hinzu.

„Ich hab's!“ rief jetzt lautlachend die Prinzeſſin, aber plötzlich zum tiefſten Ernſt übergehend, ergriff ſie ſeine Hand und ſagte: „Warum mir das verheimlichen? Mir — der gutmüthigen Spionin, die Alles — Alles von Dir wiſſen will, wiſſen muß? Die ſchöne Frau iſt hier, in Berlin, ſeit dieſem Morgen, aber nicht auf dem Balle — ſie iſt incognito hier!“

Nachdem Friedrich jetzt wußte, was er wollte, ſtellte er ſich plötzlich wieder befremdet.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, in welchem Verdachte Du mich da haſt,“ ſprach er. „So muß ich denn überall Gegenſtand des Aufraſſens ſein. Welche Unglückliche iſt es nun wieder, die ich mir erkoren haben ſoll? O ich bitte Dich, gib Deine Muthmaßungen auf, und vertilge ſie, wo Du ſie findeſt, ſie könnten einer armen Unſchuldigen Schaden bringen.“

„Geh', Falſcher!“ ſprach die Prinzeſſin und ließ ſeine Hand los, die ſie in der ihrigen hielt.

„Ich falſch?“ ſagte er. „Und ſie? Was werden ſie noch Alles aus mir machen!“

Hocherröthet entfernte er ſich ſchnell von ſeiner Schweſter, die ihm betrübt nachſah. Er verlor ſich zuerſt in's Gewühl der Gäſte, dann verließ er das Schloß und eilte hinaus, weit weg von all dem königlichen Glanze in die dunkelſten Straßen.

Die Prinzeſſin hatte eine Saite ſeines Herzens berührt, die ſtärker nachhallte, als ſie wohl vermuthete. Der Kronprinz liebte wirklich — mit einer Leidenſchaft, wie ſie nur dem genialen Jünglinge eigen iſt. Die Frau des Oberſten von Wreech, geiſtig und körperlich gleich ausgezeichnet, war der Abgott ſeines Herzens geworden. Die Feſſel, die ihm dieſes Verhältniß ſeiner Natur nach auferlegen mußte, die Heimlichkeit, mit der er ſeine Gefühle nährte, die Scheu und Ehrbarkeit, die überall darin waltete, verliehen ihm einen höhern Reiz, eine Weihe der Heiligkeit, die ihm erhaben dünkte. Der Prinz flüchtete in dieſen friedlichen Bezirk ſeiner Empfindung, wenn er ermattet von allen Plagen und Stürmen des Daſeins ſchon verzweifeln zu müſſen glaubte. Hier blühete ihm ein himmliſcher Troſt, an dem er ſich aufrichten konnte, um an die ſchönere Zukunft zu denken. Ein Blick, ein Wort, Zeugen des tiefſten Mitgefühls, genügten zu ſeinem Glücke. Die Trennung von dieſem Weſen ließ ihn die Wirklichkeit vernichtender empfinden.

Mit dem Gedanken an Sie irrte er umher. Er wußte sie jetzt in seiner Nähe; sie war ihm vorangeeilt und doch nicht auf dem Balle. Was wollte sie in Berlin? Konnte sie etwas hier beschäftigen, wenn er es nicht war? Und warum entzog sie sich dem Feste? warum war sie nicht Zeuge gewesen seines Wiedererscheinens bei Hofe?

So schweifte er einsam, lange umher. Es war noch ziemlich früh, denn der Ball auf dem Schlosse, der um elf Uhr, nach dem Befehle des Königs beendigt sein mußte, war noch im vollen Gange. In den Häusern sah man nur wenige Lichter brennen, denn die Leute hatten ihre Wohnungen verlassen, um sich in das Stadtviertel zu begeben, wo heute allein Glanz und Freude webten und wo es so Vieles zu sehen gab.

Fast erschöpft von seiner Wanderung hatte sich der Prinz auf eine Steinbank gesetzt, die an einem niedern Häuschen lehnte, dessen Fenster fast bis zu ihr herunter reichten. Zwei rauhe, alte Stimmen unterhielten sich darin in halbvernehmlicher Weise. Friedrich, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, schenkte ihnen anfänglich keine Aufmerksamkeit. Er gedachte eines früheren Abends, einer längst vergangenen Nacht, als er auch so, mit schwer gepreßter Brust durch die Straßen Berlins wanderte. Damals war er nicht allein. Er gedachte der begeisterten Worte, die sein jugendlich erglühter Gefährte zu ihm sprach, er sah den treuen, unerschütterlichen Blick, den er zu ihm hinaufsandte — in jener Nacht? — nein, an jenem Morgen war es, als der Unglückliche zum letzten Male das Licht des Tages sah. Jetzt überschaute Friedrich mit einem Male wieder das ganze Feld geknickter Hoffnungen, die Saat eines jungen, frischen, thatkräftigen Lebens niedergemäht von der blutigen Gewalt, und es durchschauerte ihn eisig und er sehnte sich stärker nach Trost von der Geliebten — aber ach! er fühlte sich allein, verwaist und verzweifelnd. »Nie, nie, wird sich's bessern und lichten!« seufzte er.

Eine Stille trat jetzt wieder nach dieser Aufregung in seinem Innern hervor, und eine unendliche Wehmuth überkam ihn. Da konnten die rauhen Stimmen der alten Männer deutlicher und kräftiger zu ihm heraustönen und er verstand ihre Worte.

»Mein Himmel! was ist das?« rief er unwillkührlich aus und er sprang auf und kniete auf die Steinbank hin und, beide Hände an die Laden krampfhaft geklammert, starrte er durch das Fenster in die kleine Stube.

Drinnen saßen zwei Greise. Der Eine, mit einem wohlfrisirten und gepuderten Kopfe, im blauen langen Militärüberrocke,

einen hohen Stock in der Hand, auf den er das Kinn ſtützte, ſaß dem Andern gegenüber, deſſen graue Haare unordentlich um das bleiche, verwirrte Geſicht hingen. In dem Zimmer gab ſich tiefe Armuth kund. Eine Flöte lag neben dem Lichte auf dem Tiſch und im Winkel war ein Strohſack zum dürftigen Lager auf die Erde geworfen. Sonſt war nichts mehr von Möbeln ſichtbar, als die beiden Schemel, die den Männern als Sitze dienten.

Wer waren dieſe Männer? Friedrich erkannte den Einen ſogleich. Das ganze Trauerſpiel ſeiner Jugend rollte ſich im deutlichſten Lichte vor ihm auf, und er ſah hier das erſchütterndſte Nachſpiel, das nach der blutigen Cataſtrophe nur folgen konnte.

„Armer, armer Mann!“ rief der Prinz dumpf in ſich hinein.

„Ach, und ihre Stimme tönte ſo ſüß, wenn ſie ſang, und nun kreiſchte ſie ſo falſch und ſchneidend,“ ſprach jetzt gerade der Alte mit dem wirren Geſichte im Zimmer.

Da klopfte es mit gebogenem Finger an die Scheiben. Der, welcher eben geſprochen, wiſchte ſich mit der umgedrehten flachen Hand die Thränen aus den Augen und ſtand auf, um nachzuſehen. Als er den bleichen Prinzen erblickte, bekreuzte er ſich und taumelte in das Zimmer zurück, während aber der andere Greis hinzueilte, um ihn zu unterſtützen, hatte Friedrich ſchnell das Schloß der Thüre unterſucht, und da er es offen fand, trat er, den Hut in die Augen gedrückt, in's Zimmer.

Indeſſen ſich dieſe überraſchende Scene in einer, von der glänzenden Region des Hofes ſehr abgelegenen Gegend der Stadt zutrug, hatten ſich ſämmtliche Generale zu einem Schritte vereinigt, den ihnen ein richtiges Gefühl der Ehre dictirte. Unter dem Vortritt des erſten Heerführers der preußiſchen Macht, des Fürſten von Deſſau, näherten ſie ſich Sr. Majeſtät dem Könige, und baten in aller Ehrfurcht, den Kronprinzen der Armee zurückzugeben und ihm Rang und Uniform wieder zu verleihen.

„Die Preußiſchen Prinzen ſeien geborene Helden und gehörten dem Heere,“ ſo lautete der Grund, auf den ſie ihr Geſuch ſtützten, „und nicht, wie dies bei andern Herrſcherfamilien der Fall war, ſei es in Preußen erhört, die Fürſten des Hauſes ſich einem andern Berufe, als dem der Waffen, hingeben zu ſehen.“

Der König, der ſich eben in ſehr heiterer Stimmung befand und dem die ganze Art und Weiſe dieſer Erklärung ſehr gefallen mochte, ſagte den würdigen Vorſtellern zu, daß er dem Kronprinzen erlauben wolle, verlaufig beim morgigen Diner, das der Graf

von Seckendorf gab, in der Uniform ſeines Regiments zu erſcheinen. Das Uebrige werde ſich dann ſchon finden.

Sogleich vertheilte man ſich überall, um dem geliebten Prinzen dieſe Nachricht zu bringen, aber mit Trauer und Beſorgniß bemerkte man, daß er nirgends zu finden; des Königs Züge verdüſterten ſich merklich, als man ihm dieſe Meldung hinterbrachte.

3.

Wir blicken wieder in das kleine Zimmer.

So wie der Alte im Militärüberrock den Eintretenden bemerkt hatte, ließ er den Andern, dem eine Ohnmacht drohte, in den Seſſel zurückſinken und trat entrüſtet und mit Würde einen Schritt vor, um Jenen wegen der plötzlichen Störung zur Rede zu ſtellen. Sein Blick ſchien getrübt, und er ſah daher mit vorgehaltener Hand, die er wie einen Schirm über das Auge deckte, lange nach dem Prinzen hin, bis er ihn erkannte. Jetzt wandte er ſich ab, und es war rührend, wie auch dieſer Greis nunmehr ſeine Faſſung verlor, und ſich mit großer Mühe nur noch aufrecht erhielt, indem er den Rand des Tiſches faßte, um ſich daran zu halten.

Tiefe Stille herrſchte; Niemand war eines Wortes mächtig. Friedrich war der erſte, der ſich dann ermannte.

Er drückte ſein Erſtaunen darüber aus, den alten General von Wartensleben hier zu finden. Die ehrwürdige Erſcheinung mußte ihn in der Stimmung jenes Augenblicks um ſo mehr erſchüttert haben. War es nicht ein Wink des Himmels, ſich der Vergangenheit nicht zu entſchlagen?

Seine Stimme bebte, als er dies ausdrückte, und Thränen, deren ſich ein Mann nicht zu ſchämen brauchte, füllten das Auge des Jünglings. Es war die heilige Sühne dem Schatten des gefallenen Freundes! Die erſte Nacht, die er wieder dort verlebte, wo er ihn zuletzt verlaſſen, ſollte ganz ſeinem Andenken geweiht ſein. — —

„Wer iſt aber jener Greis?“ fragte Friedrich, nachdem ihm der alte Wartensleben, ſtatt aller Antwort, den treuen Händedruck geſpendet hatte.

Da erhob ſich die andere, zuſammengebückte Schmerzensgeſtalt, ſchüttelte die grauen langen Haare aus dem bleichen Geſicht, ſtreckte ſich und ſtand nun gerade, wie ein Geſpenſt, dem Prinzen gegenüber.

„Kennen Sie denn nicht mehr den alten Cantor Ritter?“ tönte die dumpfe Stimme, wie aus dem Grabe kommend.

„Mein Gott! Ritter! wie verändert? und Doris?“ rief der Kronprinz.

„Ach, ſie ſang ſo ſchön und ſo rein,“ wimmerte der alte Mann, „und nun kreiſchte ſie und ſo falſch, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen, als ſie gereitſcht wurde.“

Der General von Wartensleben winkte mit der Hand, daß der Kronprinz mit dem Zuſtande Ritters Nachſicht haben und keine weitere Fragen an ihn ſtellen möge.

Friedrich merkte nun, daß er einen Irrſinnigen vor ſich habe, und ſchwieg für den Augenblick, entſchloſſen, andern Tages bei der ſchönen Doris ſelbſt über den Zuſtand ihres Vaters Erkundigung einzuziehen und ſich ſeiner thätig anzunehmen.

Aber der Alte fing nach einer kurzen Pauſe von ſelbſt an, ſeine Klage zu erheben.

„Sie war ſo ſchön,“ ſprach er, „und ſo gut, und hat keinen Wurm in der weiten Schöpfung beleidigt. Sie können das nicht wiſſen, denn Eure Königliche Hoheit kannten ſie ja kaum, und haben nur ein paarmal ihren hellen Geſang bewundert. Aber das werden Sie geſtehen müſſen, daß ihre Stimme rein war, und ſo rein war auch ihr Herz — das ſage ich, der arme, unglückliche Vater.“

„Was geſchah mit dem Mädchen?“ fiel Friedrich nun dem Alten in's Wort, von einer unerklärlichen Angſt ergriffen.

„Das wiſſen Eure Königliche Hoheit nicht einmal?“ fragte der Vater mit herzerſchneidendem Tone. „Das ſollten Sie nicht wiſſen? Oh, frotten Sie nicht eines alten wahnwitzigen Mannes, der durch ſie Alles verloren hat, bis auf ſeinen Verſtand. Würde mir der König, wie Ihrem Freund Katte, den Kopf vor die Füße haben legen laſſen, mir wäre beſſer, als jetzt!“

Vergebens drang Friedrich in ihn, ihm das fürchterliche Geheimniß zu lüften: das war ein ſo unermeßlicher Schmerz, der ſich nicht abfragen ließ. Nur wenn das Herz überfloß, entſtrömte auch die Klage von Neuem.

Nach einer tiefen Pauſe begann der Alte wieder:

„An einem Morgen trat Wache zu uns ein, und ein rauher Mann packte mein unglückliches Kind mit ſtarken Fäuſten. — Was hat meine Doris verbrochen? rief ich faſt todt vor Schrecken. Sie aber lächelte mit dem holdſeligen Munde, und mit ihrer Engelsſtimme ſprach ſie: es wird ein Irrthum ſein, alter Vater, fürchtet

nichts für mich! Dann aber wandte sie sich zu dem Manne und redete sanfte Worte zu ihm. Zerrt mich doch nicht so, sprach sie, Ihr thut mir ja weh! was soll's denn? ich gehe ja geduldig mit Euch hin, wo Ihr wollt. Ich werde, das schwache Mädchen, Euch doch wohl keinen Widerstand leisten. — Er aber überhörte das Alles, denn er rief gerade seinen Knechten, die draußen vor der Thüre gewartet hatten, und die nun mit großem Getöse in unser kleines, friedliches Zimmer drangen und — alle drei — o Gott im Himmel! verzeihe mir, wenn ich dein Geschöpf vermaledeie! — alle drei, wie tolle, wüthige Bestien, über mein armes Kind herfielen und ihm die zarten weißen Aermchen auf den Rücken festbanden. Da verließen mich die Sinne; ohnmächtig, wie ich war, greife ich nach meinem Stock, ich hatte ja keine andere Waffe, und schlage blindlings nach den Räubern, diese aber schleudern mich in einen Winkel und reißen hohnlachend mein Kind mit sich fort. Pfuich' uns nicht in's Handwerk! schrie einer von ihnen. Ach, ich glaube, daß ich in der blinden Wuth selbst meine Doris getroffen hatte."

Friedrich saß in der fürchterlichsten Spannung dem Alten gegenüber, der jetzt wieder schwieg und nach Kraft rang, um seine Erzählung der schrecklichen Begebenheit vollenden zu können.

„Und weshalb das Alles?" rief Friedrich, und sah bald diesen, bald jenen der Greise forschend an; „was hatte die Unglückliche verbrochen?"

Aber sie antworteten ihm nicht auf diese Frage; sondern der Cantor fuhr abermals nach einer langen Pause ungefragt weiter fort:

„Ich ermannte mich und folgte den Wilden, die ich schon am untern Ende der Straße erblickte, von einer tobenden Menschenmasse umgeben. Sie hatten nun mit ihr die Ecke erreicht, da wo die Gassen sich kreuzen; hier machten sie Halt. Um Gott, was soll geschehen? fragte ich mich. Ein großer Kreis von Bütteln, Schergen und Wachen bildete sich schnell; draußen stand das neugierige Volk, und wie ich dazu kam, war mir die Aussicht versperrt; ich konnte nicht bemerken, was geschah. Aber ein durchdringender Schrei traf mein Ohr, dann wieder einer, ein gräßliches, fürchterliches Gekreisch, wie es nur der unbändigste Schmerz einer gequälten Menschenbrust entreißen kann. Jetzt hielt ich mich nicht; mit meinen Armen und Ellenbogen drückte ich in die Masse, die — als sie mich erkannte — zurückwich, und nun sah ich — o Gott! wie sie mein Kind peitschten — mit Ruthen peitschten auf dem

entblößten Rücken — und ich ſank leblos auf das Straßenpflaſter nieder.“

„Was aber ſagten ſie Euch, die Unmenſchen, in weſſen Namen vollzogen ſie dieſe ſchmachvolle Execution, welches Verbrechen hatte ſolche Strafe hervorgerufen?“ fragte an allen Gliedern zitternd der Kronprinz.

„Wie ich wieder zu mir kam, hatten mich die Leute auf die Seite gebracht. Ich lag auf einer Steinbank, unter dem Thore eines großen Hauſes; zwei alte Weiber ſtanden neben mir und warteten meines Erwachens. Der erſte Augenblick war recht beglückend für mich, denn ich glaubte, einen ſchweren Traum gebabt zu haben, und wollte mich erheben, um nach Hauſe zu gehen, wo ich wähnte, daß meine Doris mich freundlich erwarten würde, wie ſie geſtern noch und immer gethan, wenn ich nach einem langen Ausgange zu ihr kam, und ſie mit dem ſpärlichen Mahle, das ſie ſelbſt bereitet hatte, mir entgegen trat. Ach, als ich mich aber erhob und den Platz mit den Ruthen bedeckt ſah, da wiſchte ich mir die Augen und ſah wieder klar, und fragte die alten Weiber neben mir: wo ſind ſie hin mit meiner Tochter? ach Gott, wo iſt meine Doris? — Und auch an den Weibern ſah ich jetzt verweinte Augen, und ſie antworteten mir nicht. Da riß ich mich los von ihnen, die mich zurückhalten wollten, und ſchwankte wahnſinnig davon. Ich durchlief die Stadt und fand keine Spur mehr von dem traurigen Vorgange, der ſie noch vor Kurzem, wie ich in der Ohnmacht gelegen, wohl in den heftigſten Tumult verſetzt hatte. Ich ging nach meiner Wohnung; aber ſie war leer; ich ſaß in meinem ſtummen Schmerze allein, und Niemand kam, mich zu tröſten — da erſchien, als der Abend dämmerte, ein trauter Gaſt, ich weiß ihn nicht zu nennen, aber er brachte mir Ruhe —, und ich nahm meine Flöte und blies — und ward nun wunderſeltſam glücklich — und ſeitdem iſt dieſer Tröſter noch oftmals bei mir eingekehrt — —“

Er ſtierte vor ſich hin, lächelte ſchmerzlich, griff nach der Flöte und blies einige ſchwermüthige Gänge.

„Ja das iſt mir ein lieber Gaſt,“ ſprach er dann dazwiſchen, und wie es auch angeſehen werden mag, das geſtehe ich offen, er iſt mir lieber als Seine Königliche Hoheit, der Kronprinz von Preußen, der ihn verſcheucht und alle Schmerzen wieder heraufbeſchwört, die vor jenem entweichen und ganz ſtille, ſtille bleiben. Aber der Kronprinz bringt mir und meiner Doris einmal nichts als Unheil. Weil er ſie gern ſingen gehört und ihre ſchöne Stimme

gerrieſen, haben ſie dem Könige geſagt, er ſtelle ihr auf unerlaubte Weiſe nach und treibe Unzucht mit ihr und nun wurde ſie an allen Straßenecken und vor der Hauptwache mit Ruthen geſtrichen und jetzt ſitzt ſie gar im Spinnhaus. —"

Er weinte laut. —

„Und deshalb dieſe fürchterliche Strafe, weil des Mädchens Stimme mir gefallen?" ſchrie Friedrich. „Welcher Teufel gibt meinem Vater ſolche Rathſchläge? In ſeinem Herzen können dieſe Unthaten nicht keimen — nein! ſein Herz iſt ſtreng, aber —"

Er wollte wahrſcheinlich gerecht hinzuſetzen, jedoch ein Blick auf den alten Wartensleben drängte das Wort zurück.

„Sprechen's Ew. Königliche Hoheit man aus," ſagte aber dieſer mit ſichtbar erzwungener Ruhe, „ſprechen Sie's man aus. Der König iſt gerecht und das Bluturtheil, das mich meine liebſte Freude auf Erden raubte und meinen alten Kopf mit Schmach bedeckt, traf den Verräther. Ein Offizier, der geſchworen hat und den Eid bricht, iſt man nicht Anders werth als den Tod."

„Haben Sie Mitleid mit mir!" rief der Kronprinz. „Mir ſagen Sie das, und ich — ich lebe noch, während er büßte, was ich verbrochen? Nein — ehrwürdiger Greis! nicht gerecht iſt der König, ſonſt lebte Ihr Sohn und ich läge verſcharrt an ſeiner Stelle!"

Der alte Wartensleben erwiderte mit ſanfter, zitternder Stimme; ſeine innere Bewegung hatte den äußerſten Grad erreicht:

„Ja, mein gnädigſter Prinz, der König iſt dennoch gerecht; aber — jenn — gnädig iſt er mal nicht, ſonſt hätte er auf das Flehen und die Bitten eines ſehr alten Mannes gehört — eines alten Krüppels, der zum Dienſte des römiſchen Reichs ſein Leib und Leben ſo oft dargeſtellt und Seiner Majeſtät bis dahero ſtets treu und redlich gedient hat. Er hätte auch die Thränen von dem Vater des unglücklichen Menſchen trocknen ſollen, der nicht weniger zum Dienſt Seiner Königlichen Majeſtät und des Königlichen Hauſes ſich ſo oftermals aufzuopfern geſucht. Er hätte dem armen Will'm ja nur das Leben ſchenken dürfen — das armſelige Leben — auf daß er ſeine begangenen Fehler recht erkennen und darüber herzliche Reue empfinden konnte. Gewiß, der allmächtige Gott hätte auf mein Beten und Bitten es vor den König und ſeinem Hauſe an reichliche Vergeltung nicht fehlen laſſen, was er mir alten, betrübten Mann in höchſten Gnaden accordiret. — Ja gerecht iſt er — Ihr Vater — aber ſtreng — mein gnädigſter Prinz!"

Die Thränen rannen dem Greiſe über die Wangen. Der

Cantor war aufgeſtanden und blies dazwiſchen ganz leiſe auf der Flöte. Friedrich ſaß wie vernichtet.

„Mußte ich darum meinen Kerker verlaſſen, um ſogleich dieſes Grauenhafte zu erleben?“ rief er aus; „warum ließ man mich nicht lieber in meiner Abgeſchiedenheit von der Welt, wenn ich nur dazu berufen ſein ſoll, der Zeuge ſolcher Scenen zu ſein? — Hört mich, alter Vater,“ ſagte er dann, des alten Ritters Hand ergreifend, „an der Aeußerung meines Schmerzes könnt ihr ſeine Größe wahrlich nicht ermeſſen. Euer Kind Euch in dieſem Augenblicke wiederzugeben, bin ich eben ſo wenig im Stande, als ich jene ſchreckliche Behandlung, die ſie erdulden mußte, ungeſchehen machen könnte. Jede Bitte würde unerhört von meinem Vater zurückgewieſen, ja ſie könnte das traurige Loos Eures Kindes noch vergrößern. Aber ich werde ihren Aufenthalt im Gefängniß ihr erleichtern; ich beſitze Freunde, die dies vermögen und nehmt mein Wort darauf, daß es ſchon morgen mein ernſtlichſtes Beſtreben ſein wird. Die arme Unſchuldige ſoll nicht wie eine Verbrecherin gehalten ſein; ſie ſoll bis auf die Freiheit, das Gefängniß zu verlaſſen, ſchon jetzt Alles beſitzen, was dieſe im uneingeſchränkteſten Zuſtande ihr gewähren könnte —“

„Dieſen Troſt haben wir ſchon,“ ſprach Wartensleben. „Ein Engel hat ſich vor die Unglückliche hülfreich angenommen. Er bringt zu ſie im Gefängniß und ſprendet ihr Labſal. Er beſchwichtigt die Wächter; die arme Doris wird gut gehalten — das wiſſen wir — das ſchreibt ſie uns ſelbſt — und der Engel überbringt uns ihre Zeilen —“

„Ein Engel?“ wiederholte Friedrich, „was ſprechen ſie da?“

„Ja, kann ich denn die edle Frau wohl Anders nennen?“ entgegnete der alte General. „Sie erſchien uns ſo plötzlich, wie Euere Königliche Hoheit, an dieſem Abend — ſie nahm ſich des Elends an und verſprach Hülfe und brachte Troſt —“

„Wer? Wer?“ rief Friedrich ſchnell —

„Ich kenne ſie wohl, doch ſie zu nennen iſt mich verboten,“ ſagte der Alte mit feſtem Tone. „Helfen Sie nun auch dazu, mein gnädigſter Prinz, ſo viel Sie können — das Unglück muß einander beiſtehen; auch Sie ſind ja nicht glücklich!“

„Doch — ich bin es — jetzt!“ ſagte Friedrich mit leuchtenden Augen — „ich fühle die Nähe des Engels, der auch mir ſeinen himmliſchen Troſt ſprendet. Hier iſt er — nicht dort bei den Feſten — was ſoll ein Engel dort unter den Fratzen, unter Falſch-

heit und Trug? In mir lebt die Ueberzeugung, daß es ihr Walten iſt, das hier beglückte, das Licht in dieſes dunkle Elend brachte!“

Die letzten Worte hatte der Kronprinz mehr für ſich geſprochen ſchon zum Weggehen gewendet. Dann aber drehete er ſich noch einmal um und ſagte zu dem alten Cantor:

„Seid getroſt, Eure guten Stunden kommen, ich werde Euch nicht verlaſſen!“

Der alte Ritter war in einen brütenden Wahnſinn verſunken und ſchaute lächelnd vor ſich hin, als der Prinz dieſen tröſtlichen Abſchied von ihm nahm. Er verſtand nichts mehr davon. Draußen im Gange harrte aber ein Bedienter auf den alten Wartensleben, um ihn nach Hauſe zu führen.

„Helfen Sie, königliche Hoheit, wo Sie noch helfen können,“ ſprach dieſer nun, „der Himmel wird Sie gewiß dafür lohnen. Wem er ſchon in der Jugend ſo 'ne böſe Zeiten ſendet, den will er noch durch Prüfungen läutern und klären und wenn ich's gleich nicht mehr erleben werde, Ihre Regierung wird gewiß dereinſt glorreich für Preußen ſein! Mein Tagewerk iſt aus: ich lebe nur noch vom Grame. Der Gram iſt meine Nahrung, da zieh' ich, wie die Pflanze aus'm Waſſer eine wunderbare Kräftigkeit. Was will ich denn noch mehr auf dieſe Welt? Freuden? o mein Jeſus! Meine Kinder ſind weit weg von mir — na — wo wären dann die Gleichgeſinnten, die mit mich fühlen und — weinen. Da ſuch' ich denn den alten Wahnſinn hier auf, den Ritter; da hab' ich, was ich brauche. Das iſt ein noch größerer Schmerz, aber auch eine größere Gnade, denn er fühlt ja nichts davon. Der Himmel wolle ihm man vor ſolche Abende wie den heutigen bewahren! da fühlt er denn ſchonſt freilich. Komm' ich aber zu ihm, ſo ſitzen wir ſtill nebeneinander — lange — lange — bis er um die ſchöne Stimme ſeiner Tochter zu jammern anfängt, die ſtets ſo rein ſang und dann ſo wild und unrein zu kreiſchen begann. Und hierauf löst ſich dann auch mein Schmerz und meine heißen Thränen rollen mir in den alten Bart. Das thut mich wohl. Später kommt mein ehrlicher Chriſtian und leuchtet mich zu Hauſe. Sehen Sie, das iſt mein Lebenslauf vor alle Tage, und was ſollte der alte Wartensleben denn wohl noch Anderes auf die Gottes Welt zu thun haben, als dieſes?“ — —

Friedrich eilte mit einem ſonderbar gemiſchten Gefühle aus dem Hauſe. Die Schauer des Erlebten, die alle Wunden ſeines Herzens lautblutend wieder aufriſſen, — dann das Entzücken, die Freude, die Spur des göttlichen Weſens gefunden zu haben, das dieſes Herz gänzlich erfüllte. Sie — nur ſie waltete hier, das

war ihm klar. Sie kam heimlich nach Berlin, das von ihm ausgegangene Elend zu lindern, und konnte sich wohl die reinste Liebe auf andere Weise äußern? O, wie erhob ihn das Bewußtsein, so geliebt zu werden!

Der Ball hatte schon sein Ende genommen und der spät nach Hause kehrende Kronprinz durfte sich ungestört in die für ihn bereiteten Zimmer begeben. Dies war ihm nöthig, denn es wäre ihm unmöglich gewesen, in der Stimmung, die ihn jetzt beherrschte, seinem Vater, unter die Augen zu treten.

Er ging nicht zu Bette und der anbrechende Tag fand ihn mit überwachten Augen vor seinem Schreibtische, einige beschriebene Bogen vor sich liegend, die er aus Cüstrin mit sich gebracht hatte. Es waren die tröstlichen Ermahnungen Katte's, die ihm nach dessen Tode durch den Geistlichen eingehändigt worden waren.

Stürme zogen jetzt in seinem Innern vorüber, von raschen Thaten wurde geträumt, vorschnelle Handlungen im Geiste vollzogen. Allgemach kehrte dann aber Ruhe in das zerrissene Gemüth; der Gedanke an die Geliebte schwebte wie der Geist Gottes über dem Chaos; die Welt bot noch blumige Auen, Frühlingssonne und Freuden; die Wissenschaft strahlte noch darin, die Kunst erwärmte, die Liebe verklärte sie! Es war noch der Mühe werth, an Selbsterhaltung zu denken, es war noch schön, zu leben!

„Ich bin den Händen eines Tyrannen überlassen," waren jetzt Friedrich's ruhiger gewordene Gedanken, „und keine Macht der Welt kann mich daraus befreien. Dieses schreckliche Schicksal bringt Verderben über Alles, was mit mir auch nur auf die leiseste Weise sympathisirt. Mein Wohlwollen genügt, um Schmach und Jammer und alle Noth des Erdenleidens über die unschuldigsten Geschöpfe zu verhängen. Gott! welche Ränke sind es, die meinen Vater umgeben? Wer hinterbringt ihm die unschuldigsten Dinge von der Welt auf eine Weise, daß sie seinen Grimm erregen, der verderbend ist wie der Grimm des Löwen? Wer verleumdet mich bei meinem Vater so sehr, daß der unbedeutendste Schritt von meiner Seite ihm wie ein Majestätsverbrechen erscheint? — —

„Ruhe will ich heucheln, während es mir tobt; den Verrätern, die mich umgeben, mit Lächeln begegnen; meine Hände zu Allem bieten, was sie von mir verlangen werden.

„Aber so schnell als möglich diese Lage zu verändern, sei meine Aufgabe. Mir eine Unabhängigkeit um jeden Preis erwerben, darauf sei mein Augenmerk allein gerichtet, dies entwaffnet meine Feinde, dies schlägt ihre feilen Ränke zurück und bringt mich dem

einzigen Ziele näher, von wo ich begangenes wie unverſchuldetes Unrecht werde gut machen können. Ich will ſie täuſchen — ja, ich will ſie täuſchen, aber die Welt ſoll mich einſt wahr erſchauen und dann will ich ihr Achtung abnöthigen!«

Er warf einen Blick in die vor ihm liegenden Schriften.

»Theuerſter, verklärter Freund! Du bitteſt mich hier in Deinen letzten Stunden, ich möchte keinen Groll gegen den König, meinen Vater, faſſen, ſondern ich ſolle die Hand Gottes in allen Verhängniſſen anbeten und verehren: Du verlangſt von mir, ich ſolle mich meinem Vater unterwerfen, Du forderſt mich bei den Wunden Chriſti auf, dem Könige gehorſam zu ſein, ſowohl wegen der göttlichen Verheißungen des vierten Gebotes, als wegen der Richtigkeit aller menſchlichen Anſchläge, die ohne Gott gefaßt würden — ſolche edle Geſinnungen erfüllten Dich in Deiner letzten Stunde — wie beſchämſt Du mich! Dein blutiger Schatten iſt es, der aus dieſen Zügen zu mir ſpricht! Wie feſt ſind dieſe Züge, wie ſtark war die Hand, welche ſie formte: welche Kraft in der letzten entſcheidenden Stunde! Ich will mich beſtreben, ihr gleich zu kommen!«

Hier wurden die Generale gemeldet. Es war zwar noch frühe am Tage, aber ſie gaben ein wichtiges Anliegen im Vorzimmer an. Der Kronprinz verſchloß Katte's Teſtament und befahl, ſie vorzulaſſen.

Es war der Deſſauer, von denſelben Herren gefolgt, die Abends vorher von dem Könige die Gnade erwirkt hatten, daß der Kronprinz bei dem Diner des Grafen Seckendorf in der Uniform ſeines Regiments erſcheinen dürfe. Der Fürſt von Anhalt-Deſſau übergab Friedrich ſelbſt den Offiziersdegen mit dem Port d'Epée; im Vorzimmer waren dem Kammerdiener die ſämmtlichen Uniformsſtücke überantwortet worden.

Der Kronprinz nahm Alles mit Kälte und ziemlich theilnahmlos hin; die Generale entfernten ſich, nicht wenig befremdet über den Empfang, nur der Deſſauer blieb, um ein Wort im Vertrauen zu ſprechen.

Er wollte dem Kronprinzen nicht verhehlen, ſagte er, daß Seine Majeſtät mit Verdruß die ſchnelle Entfernung vom Balle, ſo wie die auffallende Kälte beim Wiederſehen bemerkt habe. Dies mißfalle dem Könige, da er nur daraus auf zwei Dinge folgern könne. Entweder thue der Kronprinz ſich Zwang an und dann wäre dies ſehr beleidigend gegen den König, oder er ſei unempfindlich und böſen Herzens. Auf ſolche Weiſe könne nie der

Frieden im Königlichen Hause heimisch werden. Er bäte daher den Kronprinzen, sein Betragen zu ändern und dem gütigen Vater und dem ganzen Hofe sein volles Vertrauen zu schenken, da sie ihm Alle mit Liebe und wahrer Ergebenheit zugethan wären.

Friedrich hörte diese Rede ruhig an, ohne sie auch nur mit einer Miene zu unterbrechen, dann aber entließ er den Fürsten von Dessau mit der Erklärung: Er sei stets wie immer, das heißt, von Gehorsam für den König erfüllt, so wie in die Gesinnungen der Andern kein Mißtrauen setzend, könne aber nichts dafür, daß seine Stimmung ihm verbiete, an rauschenden Vergnügungen anders Theil zu nehmen, als auf eine passive Weise, eben so könne er seine Gefühle nicht äußerlich zur Schau tragen.

Darauf kleidete er sich in die Uniform, und begab sich zum Könige, um ihm seinen Dank abzustatten.

4.

„Ich habe denen Herren, so für Dich Fürbitte eingelegt, Gehör gegeben und erlaubt, daß Du den blauen Rock für heute wieder anlegen darfst," mit diesen Worten empfing der Vater den Sohn.

„Ich danke meinem gnädigen Herrn und König für dieses Zeichen der Gnade," erwiederte der Kronprinz, ein Knie beugend.

„Gerade gestanden!" commandirte Friedrich Wilhelm, und die Pfeife wegstellend, aus der er noch schnell einige lange Züge that, durchmaß er mit großen Schritten das Zimmer. „Mein Leib ist so geschwächt durch all den Kummer und Verdruß," setzte er dann hinzu, „daß ich mein Liebstes noch ganz werde lassen müssen — das Rauchen! Ja, ja, so geht's!"

Friedrich blieb stumm. Der König setzte seine Promenade fort.

„Ich hatte gehofft, Euch anders wiederzusehen," sprach er im Gehen, „Ihr seid noch immer verstockt und könnt die Rücken nicht lassen, die leid' ich nun aber nicht einmal an einem lithauischen Pferd, geschweige an einem Menschen. Sprecht nicht; Ihr braucht Euch nicht zu entschuldigen. Hört mich nur an. Ich zweifle noch immer daran, daß Ihr mich liebet. Ihr zeigt kein Empressement. War das gestern ein kühles Wesen, als Ihr ankamt! Eure Schwester hupfte und sprang und vergaß, daß sie eine Prinzessin ist. So etwas gefällt mir. In solchen Momenten muß das Herz exanchiren. Aber Ihr zeigtet einmal wieder, daß Ihr von dergleichen Dingen nichts empfindet. Ihr werdet Euch zu besinnen wissen, was nun-

mehr vor Jahr und Tag passirt ist und wie schändlich Ihr Euch aufgeführt, auch was für ein gottloses Vornehmen Ihr gehabt. Da ich Euch nun von Jugend auf bei mir gehabt und Euch also wohl kennen muß, habe ich Alles in der Welt gethan, mit Gutem und Bösem, um Euch zum ehrlichen Manne zu machen, und habe Euch auf's Alleräußerste und Härteste tractiret, in der Hoffnung, Ihr würdet in Euch gehen und eine andere Conduite annehmen, aber Alles umsonst: Eure Fauten scheint Ihr gar nicht zu bereuen, sondern Eure Verstocktheit scheint nur noch zu wachsen. Wenn ein junger Mensch Sottisen thut in Courtisiren, liederliche Händel anfängt und dergleichen, solches kann man noch als Jugendfehler pardonniren, aber vorsätzlich in seinen Lacheteten zu beharren und garstige Action verüben, bleibt impardonnable für alle Zeiten. Ihr meint wohl mit Euerm Eigensinne durchzukommen: aber höre, mein Kerl, wenn Du auch sechszig und siebenzig Jahre alt wärst, so sollst Du mir nichts vorschreiben. Und da ich mich bis dato gegen Jedermann souteniret, wird es mir auch nicht an Mitteln fehlen, Dich zur Raison zu bringen."

„Gnädigster Vater," sagte der Kronprinz mit Resignation, „ich war auf solchen Empfang zwar nicht vorbereitet, allein ich unterwerfe mich in allen Stücken dem Willen meines Herrn und Königs, der mir stets als Gesetz gelten soll."

„Wenn dies Dein ernstliches Vorhaben ist," entgegnete hierauf Friedrich Wilhelm, „und nicht bloß Sparjement und Pavperlavarr, so beweis mir's auch."

Der Ton des Königs, der sehr heftig geworden war, wurde jetzt etwas milder.

„Zeige mehr Vertrauen zu Deinem Vater," fuhr er schnell fort, „bedenke doch nur, daß Alles, was ich zum Agrandissement des Hauses, der Armee und der Finanzen thue, nur für Dich ist und Dir einst zu Gute kommt, wenn Du Dich dessen würdig machst. Du mußtest längst eingesehen haben, wie ich Alles gethan, um Deine Freundschaft zu gewinnen, aber nur scheint's man umsonst und diese Worte verweben auch in den Wind."

Der Kronprinz schien von dieser Aeußerung des Königs schmerzhaft berührt zu werden. Man bemerkte seinen inneren Kampf. Dem Vater hätte er nun so gern sein Herz geöffnet, allein was er erst noch in der vorigen Nacht erfahren, schnürte ihm die Brust zusammen und das Wort erstickte ihm auf der Zunge. Ob sein ganzes Wesen sich auch gegen sein Schweigen empörte, er konnte nicht Anders in diesem Augenblicke. Eine lange Pause entstand.

„Mein Vater überhäuft mich mit Vorwürfen, die ich nicht mehr zu verdienen glaube,“ sagte Friedrich endlich. „Ich trug die Strafe, die über mich verhängt wurde, mit Standhaftigkeit und fest entschlossen, gebessert aus dieser Prüfung hervorzugehen. In diesem Augenblicke erscheine ich hier, für eine Gnade zu danken, die erste, deren ich mich seit langer Zeit wieder zu erfreuen hatte. Sein Sie mir gnädig, Vater, lassen Sie sich erweichen! ich verabscheue fortan Alles, was wie Capricen aussehen könnte und aus einem oppiniatren Herzen zu kommen scheint, und will mich ganz nach dem Befehle und den Wünschen meines Vaters richten.“

„So Du das wirklich und wahrhaftig thun wirst,“ sagte der König, „wirst Du die guten Folgen leicht entdecken. Denn sieh nur, was Deine frühere Aufführung für Dich für Früchte trug. Seit etlicher Zeit, daß Du weg warst, hat in Preußen und in Berlin kein Mensch nach Dir gefragt, ob Du auch nur noch in der Welt warst. Und wäre nicht Einer oder der Andere aus Güstrin gekommen und hätte erzählt, daß Du Ballon spielst und einen französischen Haarbeutel trügest, so hätte man nicht gewußt, ob Du lebtest oder todt seiest. Rede mir nur nichts darein, da hilft keine Vertheidigung, ich weiß, was ich weiß, aber ich will Dir dieses nicht eben zu hoch anrechnen. Nur gegen die Religion sollst Du mir nicht fehlen. Sage mir, ob es wahr ist, was man mir hinterbracht, daß Du glaubst, die Sünde entspringe aus Gott, und unser Heiland, Jesus Christus, sei nicht für alle Menschen gestorben.“

„O wollten Sie doch, gnädigster Herr und Vater, solchen Zwischenträgern für ewig Ihr Ohr verschließen. Ich bekenne hiemit hoch und theuer, daß ich durch die stillen Betrachtungen, die ich während meiner einsamen Gefangenschaft anstellen konnte, so wie durch die belehrenden Ermahnungen des mir durch Ihre Gnade zugesandten Geistlichen überzeugt, vollkommen den christlichen Gesinnungen Eurer Königlichen Majestät beipflichte.“

Der König blieb hier stehen, faßte ihn scharf und durchdringend ins Auge und legte seine Hand auf des Sohnes Schulter.

„Ich glaube Dir!“ sprach er dann, „und dies beruhigt mich. Wenn in Zukunft Gottlose es sich beigehen lassen sollten, Dich von Deinen Pflichten gegen Gott, den König und das Vaterland abwendig zu machen, so falle gleich auf Deine Knie und bete inbrünstig, daß der heilige Geist Dich vor solchen bösen Zuflüsterungen bewahren und auf bessere Wege bringen möchte. Gebt Dir sodann ein solches Gebet von Herzen, so wird Jesus Christus, der alle Menschen selig haben will, Dich auch nicht unerhört lassen.“

Der Prinz legte ſtumm ſeine Hand wie zur Betheuerung auf die Bruſt.

„Wenn's ſo mit Dir beſtellt iſt, wie ich jetzt ſehe,“ ſagte hierauf der König nicht ohne Rührung, „ſo freue ich mich Deines Hierſeins und will Dir von Herzen vergeben. Nun ſei wieder ganz mein Sohn. Du wirſt wiſſen, daß ich bereits die künftige Kronprinzeſſin erwählt habe. Sie war geſtern auf dem Balle und Du thateſt Unrecht Dich nicht um ihre Gunſt zu bewerben. Es iſt die Prinzeſſin von Bevern, die Tochter meines Herzensfreundes, und ein durch und durch gutes Geſchöpf, das Dich wahrhaft glücklich machen will. Sie iſt ſchön von Perſon, groß und wohlgebaut und die rothen Flecken, ſo Du vielleicht an ihr remarkiren wirſt, vergehen wieder, wesmaßen ſie nur von den Blattern herrühren, von denen die Prinzeſſin vor Kurzem ganz unvermuthet befallen worden.“

Friedrich ſtand ſtumm und regungslos.

„Deine Entfernung von dem geſtrigen Feſte hat mich im Anfang wohl chevriret. Mag ſein, daß Du irgend eine geheime Angelegenheit hatteſt, ich will's jetzt nicht unterſuchen, aber ſchön war's immer nicht von Dir. An Dir iſt's jetzt dieſe Faute zu reparriren und dies erwarte ich von Dir um unſer gutes Einvernehmen zu befeſtigen. Du wirſt Deiner Zukünftigen alle Aufmerkſamkeit zeigen. Jetzt lebe wohl! Heute Mittag bei Seckendorf, dem Du für erzeigte Freundſchaft und Bemühung mehr ſchuldig biſt als Du wohl glaubſt. Adjes!“

Der König wandte ſich und der Kronprinz verließ das Zimmer.

Wie vernichtend wirkte doch jeder Moment, den er in Berlin verlebte, auf den armen jungen Menſchen.

O wie ſelig war's in dem ſtillen Cüſtrin, in dem beengten Kreiſe, wohin das Machtwort des Vaters ihn gebannt hatte, den die einförmige Arbeit bei der ſogenannten Krieges- und Domänenkammer und die häuslichen Freuden im Hauſe des Herrn von Münchow begränzten, wo der weitere Horizont ihm gänzlich verdeckt war und ihn über ſein eigenes Schickſal täuſchte. Seine zu friedlichen Neigungen geſchaffene Seele, ſein träumeriſches Gemüth, das ſich glücklich fühlte, wenn es, von ſanften Regungen genährt, ſich dem theilnehmenden Freunde oder der zärtern Hingebung erſchließen konnte, fanden dort Alles — und ſehnten ſich nach keinem andern Elemente. Berlin hatte plötzlich all dieſen Zauber vernichtet. —

Hier ſah er ſich mit einem Male wieder von Feinden umringt, die einen ſtrengen und jähzornigen Vater gegen ihn aufreizten und deren Intriken ihm Verderben droheten. Hier galt es

nun sich wie ein Rohr den stürmischen Verhältnissen äußerlich zu beugen, um die Freiheit des Innern sich zu retten. Jede düstere Stimmung der Seele mußte vernichtet und jede unedle Regung, Groll, Haß und Rache nicht in sich geduldet, dafür aber durch Wohlthaten, erbitterte Feinde in ergebene Freunde umgeschaffen werden.

„Ich will feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln," sprach er zu sich, und er kannte die Menschen gut, der junge, kaum zwanzigjährige Prinz.

Was ihn aber stählte zu solcher Festigkeit, was ihn drängte zu Allem die Hand zu bieten, was von ihm verlangt wurde, das war eben jene Liebe zu dem herrlichen Geschöpfe, das der Liebe Friedrich's so würdig war: ein tiefer Schleier mußte sie decken, aber nur desto mehr beseligte sie den Glücklichen in stiller Verborgenheit.

5.

Der Graf von Seckendorf, den wir schon lange als Kaiserlichen Gesandten am Hofe zu Berlin thätig sahen, die projectirten Verbindungen mit England zu hintertreiben, hatte endlich durch die feinsten Diplomatenkünste die Wahl auf die Prinzessin von Braunschweig-Bevern, eine Nichte der Kaiserin, gelenkt, um sie zur Kronprinzessin von Preußen zu erheben.

Es war ihm gelungen, alle Bemühungen der andern Partei aus dem Felde zu schlagen, allein was ihm nun noch oblag war, sich der wahrhaften Gesinnung des Kronprinzen zu versichern. Er hatte bald erfahren, daß dieser sich in den Willen seines Vaters vollkommen zu fügen schien, aber er wußte auch eben so gut von Leuten aus der nächsten Umgebung des Prinzen, wie nachtheilig sich dieser über die ihm bestimmte Braut geäußert hatte. Auf der einen Seite traute nun zwar der schlaue Mann dem Prinzen die Festigkeit nicht zu, sich dem Willen seines Vaters zu widersetzen, auf der andern fürchtete er aber wohl, daß seine große Jugend ihn zu Uebereilungen verleiten könnte, die für ihn unabsehbare Folgen haben würden. Das verschlossene Wesen, das der Kronprinz von nun an zeigte, ließ ihn fast das Schlimmste vermuthen, und man kann wohl denken, daß ein solches Räthsel dem Diplomaten zu schaffen machte, und daß er mit dessen Lösung sich eifrigst beschäftigte.

Der General von Grumbkow, der schon lange in's Interesse

gezogen war, mußte der eigentlichen Gesinnung des Prinzen nachzuspüren suchen. Es war augenscheinlich, daß ein ganz besonderer Grund vorhanden war, den Kronprinzen zu bestimmen: hier die Hand der Prinzessin voll Gehorsam zu reichen, während er dort — wenn gleich nur im heimlichsten Vertrauen — erklärte — daß er die getroffene Wahl aufs Höchste mißbillige und die Prinzessin von Bevern geradezu verabscheue. —

Der österreichische Minister saß eben im violetten Sammtpelze, mit offenem Haar und Halse, bequem am Kaffeetische, um ein Schreiben des Prinzen Eugen zu lesen, das in Bezug auf diese Angelegenheiten an ihn gerichtet war, als Herr von Grumbkow angemeldet wurde. Die Tageszeit war etwas ungewöhnlich früh und Seckendorf wohl mit Recht auf eine wichtige Neuigkeit gespannt, als der Gemeldete zu ihm eintrat.

„Die Sache ist wie ich sie mir gedacht habe," sagte Grumbkow mit listigem Auge, „das Herz des Prinzen ist wieder einmal im Spiele und wir dürfen auf übereilte Streiche gefaßt sein. Es ist mir gelungen, durch einen guten Kanal zu erfahren, daß der Prinz bereits seit einiger Zeit mit einer gewissen Frau von Wreech in eine starke Amour entbrannt ist. Ihr Mann ist Oberst und sie ist eine Enkelin des kursächsischen Feldmarschalls von Schöning, zwei und zwanzig Jahre alt, wenn gleich schon über acht Jahre verheirathet, weiße Lilien und rothe Rosen auf dem Gesichte und ein Ausbund von Gelehrsamkeit und Bildung. Sie hält sich gewöhnlich auf einem ihr zugehörigen Schlosse bei Cüstrin auf, wo der Herr Gemahl in Garnison liegt und das stille, zurückgezogene Leben in der ländlichen Einsamkeit scheint bei dem Prinzen die schwärmerischsten Gefühle erweckt und genährt zu haben. Man will sogar von bedeutenden Debauchen sprechen. Jedenfalls ist es anzunehmen, daß dieser Liebeshandel den Prinzen so sehr in Anspruch nimmt, daß er der nöthigen Ruhe entbehrt, um den großen Schritt, zu dem ihn der König in diesem Augenblicke drängt, gehörig in Betracht zu ziehen."

Dies war der allerdings wichtige Bericht, den Seckendorf mit lächelnder Miene anhörte: „und was ist's damit?" fragte er dann. Grumbkow überraschte diese Gleichgültigkeit.

„Zum Teufel, das sind ja verdammte Querstriche!" rief er, „was ist zu thun? Meinen Sie nicht, man müsse dies saubere Gewebe zerstören und Alles dem Vater stecken? Ich stehe Ihnen gut dafür, daß dann in vier und zwanzig Stunden keine Frau

von Wreech, oder wie die Hexe heißen mag, in den preußiſchen Staaten mehr anzutreffen ſein wird.“

„Dazu kann ich nicht rathen,“ fiel ihm ſchnell Seckendorf in's Wort. „Eine ſolche Handlung des Königs würde ihm nur den Kronprinzen noch mehr entfremden und unſere Sorge ſoll ſtets dahin zielen, beide näher zu bringen. Ich habe auch erfahren, daß der Prinz hinter die unſaubere Henkergeſchichte mit der Dirne des Cantors durch Zufall gleich am erſten Abend gekommen iſt. Ich rieth immer ab, ſo ſtrenge zu ſein; läßt ſich aber nur der König etwas ſagen in ſolchen Dingen? Ich will verſuchen, ob ich ihn jetzt nicht auf andere Gedanken bringen kann, um die Dirne aus dem Spinnhauſe zu laſſen, wohin ſie auf drei Jahre contemnirt iſt.“

„Euere Excellenz verzeihen, das gehört nicht eben ſtricte hieher,“ wandte der ernſte Grumbkow ein.

„Doch, mon cher ami, ſo eigentlich wohl,“ bemerkte Seckendorf, „denn ich will damit darthun, daß man den Alten durchaus nicht in die Karten gucken laſſen darf, um nicht einen neuen Eclat herbeizuführen. Der König verſteht keinen Spaß in dergleichen Dingen und fährt gern mit dem Knüttel dazwiſchen, um mich geradezu auszurücken. Ich dächte viel eher, man könnte den Herzog von Bevern auf eine feine Weiſe von dem in Kenntniß ſetzen, was bis jetzt wir Beide nur wiſſen, und dann beriethen wir uns gemeinſchaftlich —“

„Nein! das geht noch weniger!“ rief hier der preußiſche Miniſter, der indeſſen nachdenkend auf- und abgeſchritten war. „Eine ſolche Mittheilung an den Herzog, und die daraus zu folgernde widrige Geſinnung des Kronprinzen, würde ihm den Muth rauben, die Vermählung zu betreiben. Ja, er könnte vielleicht gar, der vom Könige nunmehr feſtbeſchloſſenen Heirath ſelbſt etwas in den Weg legen, und mit ſeiner Tochter unverrichteter Sache abreiſen. Der König nähme daraus die ſichere Veranlaſſung, mit dem Hauſe Bevern für immer zu brechen, und ſich aus Verdruß dem engliſchen Verlangen mit eben der Facilität zu fügen, als er bisher der Bevern'ſchen Verbindung zugethan war. Meines Bedünkens wollen und dürfen wir der göttlichen Direction in ſo delicater Angelegenheit nicht vorgreifen und müſſen abwarten, bis nun die in Kurzem zu geſchehende erſte nähere Zuſammenkunft des Prinzen mit der Bevern'ſchen Prinzeſſin erfolgt ſein wird; dem allbekannten Genie des Königs bleibe dann die Beendigung des Geſchäfts allein überlaſſen.“

„Ich gebe Eurer Excellenz zu bedenken,“ entgegnete der Graf, „daß Seine Majestät sich in einem nicht sehr kräftigen Gesundheitszustande mehr befinden; daß die ganze Lebensweise des Königs, das viele Essen, das starke Trinken, das Tabakrauchen, die häufigen Aufwallungen des Zornes und anderer heftigen Gemüthsbewegungen, seinen Tagen ein baldiges Ende prophezeihen; daß die Aerzte zum Oefterſten abgemahnt haben, sothanes Treiben einzustellen, daß aber bei der Opiniatreté des Herrn hieran nicht zu denken —“

„Und was wollen Sie damit sagen?“ fragte Grumkow.

„Ich meine,“ versetzte Seckendorf, „wenn nun auch wirklich das Eheversprechen, wie ich allerdings vermuthe, vor sich geht, der Kronprinz, wenn inzwischen, ehe die Heirath vollzogen, der König mit Tode abgehen sollte, nimmermehr dieselbe zu Stande kommen lassen werde. Ich setze aber den Fall, der König bleibt am Leben und die Heirath wird vollzogen, so ist doch keine gute Harmonie bei dieser Ehe zu hoffen, und wenn nun der Kronprinz wider seinen Willen, von dem Könige genugsam gezwungen, endlich variren muß, so thut er dies nur mit dem festen Willen, desto ungebundener nachher leben zu können.“

Der lustige Grumkow sah hier den Oestreich'schen Minister eine Zeit lang an, dann vermochte er nicht mehr seine ernste Fassung zu behalten und brach in ein spöttisches Gelächter aus.

„Aber, très chère Excellence,“ rief er dazwischen, „was geht denn das uns an? Glauben Sie, daß wir uns darum bekümmern, ob der künftige König von Preußen mit seiner Frau Liebsten en bon ménage lebt? Halte er sich doch eine Maitresse, unsertwegen zwei, drei, vier, so viele er will! Mache er's doch wie Sganarelle im médecin malgré lui alle Tage! Was ficht das uns an? Pourvu daß er sie habe und zur Königin mache; voilà-tout!“

„Ich freue mich über des Herrn Generals gute Laune und bedaure nur, sie in diesem Augenblicke nicht theilen zu können,“ warf der Graf etwas ärgerlich hin. „Ich bemerke jedoch zur größeren Deutlichkeit, daß, wenn gleich der Kronprinz sich mit Grund nie beschweren kann, daß Kaiserliche Majestät zu dieser ihm widerstrebenden Allianz unmittelbar gerathen und geholfen, es doch zu befürchten stehe, daß — wo nicht Gott des Kronprinzen Herz ganz absonderlich ändert — man von Oestreich'scher Seite sich mehr Böses als Gutes von dieser Vermählung zu versprechen haben werde. Ich gestehe hiemit offen, daß dieses Geschäft mir mehr,

als alle bisherigen mühsamen Negociationen um deswillen anthut, weil es üble Folgen in künftigen Zeiten für meinen Staat nach sich ziehen kann. Was ich hier Eurer Excellenz mittheile, geschieht jedoch blos im Vertrauen, da ich von Dero persönlicher Neigung und Treue vor Ihro Kaiserlichen Majestät überzeugt bin."

„So ist es," sprach Grumbkow mit verbindlicher Neigung des Hauptes.

„Es ist zu viel geschehen, um jetzt zurücktreten," nahm jetzt aber Seckendorf schnell das Wort. „Der König nach seinem bekannten Humor könnte wieder in die vorigen Hitzigkeiten gegen den Kronprinzen verfallen, und wer weiß, zu was für Extremitäten er schreiten würde. Die Abneigung gegen Kaiserliche Majestät müßte dadurch aber stets neue Nahrung erhalten, weil doch der Kronprinz sowohl als die Königin und auch der englische Hof sich niemals werden ausreden lassen, daß Herzog Bevern mit Kaiserlichem Vorwissen seine Prinzessin nach Berlin geführt und daß ich derjenige gewesen, der den König auf diese Heirathsgedanken gelenkt. Ich will daher Eurer Excellenz reinen Wein einschenken. Folgendes bleibt Ihnen zu thun und zu bewirken: erstens, daß Sie möglichst suchen, ein rechtes Einverständniß zwischen Vater und Sohn, so wie zwischen diesem und dem Haus Bevern zu stiften, dann des Sohnes Vertrauen für sich selbst zu gewinnen, folglich auch nach und nach in Ansehung Kaiserlicher Majestät ihm diejenigen Principia beibringen, die zu unzertrennlicher Befestigung der zwischen den beiden Höfen dermalen unterlaufenden, engen Freundschaft nöthig."

„Euere Excellenz beehren mich da mit einem schönen Auftrage," sprach Grumbkow, indem der Ernst seiner Züge sich ein wenig aufheiterte, „allein wie ich darin reussiren soll, weiß ich noch nicht zu dieser Frist."

„Die Sache ist nicht so schwer als sie aussieht, denn wir haben bereits ein wenig vorgearbeitet," entgegnete Seckendorf, die Heiterkeit Grumbkow's für ein gutes Zeichen nehmend und rascher mit seinem Plane herausrückend. „Ihr Kronprinz ist resolvirt zum Heirathen, denn er sieht wohl ein, daß früher an gänzliche Befreiung und angemessene Selbständigkeit für ihn nicht zu denken sei. Er sagte selbst zum Pöllnitz, der es mir verrathen — es bleibt aber entre-nous — „Ich bin ganz und gar vor die Bevern'sche, à condition qu'elle ne soit ni sotte ni dégoutante!" Allein seine Furcht geht dahin, daß ihm der König zu wenig geben werde, um leben zu können. Sehen Sie, ich weiß den geheimsten Kum-

mer seines Herzens! Wenn man mir doch nur nicht sagen wollte, daß hinter diesem Kronprinzen viel stecke. Neulich erzählte er mir, er sei ein großer Poet geworden. Wie ich glaube, so wird er einst ein Musikus, Moralist, Physikus, Mechanikus, Poet und was weiß ich Alles werden, aber nie ein besonderer Regent und Feldherr und seine Minister werden stets das Ruder lenken. Also guten Wind für Herrn von Grumbkow! — Ferner ist aus seinen Gemüthsneigungen zu entnehmen, daß er in keinem Falle ein getreuer Ehemann werden, sondern stets nebenbei hinausgehen wird. — Nun sagen Sie mir doch, wie einem solchen leichten Subjecte beizukommen ist? Wissen Sie's nicht? — Ich dächte, es wäre nicht schwer zu errathen! Durch Geld. Dies nur allein setzt ihn in den Stand, seinen Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen, und Geld soll er vollauf haben, wenn er unsern Willen thut. Sie sollen dem Kronprinzen das, was er so sehr begehrt, und was ihm am meisten fehlt, in die Hände spielen.«

Grumbkow sah mit Vergnügen die Intrike in ein Feld gespielt, das er gern anbaute.

»Eure Excellenz haben in dieser ganzen Darlegung eine ungemeine Sagacität entwickelt, und ich bewundere die feinste der Combinationen. Auch bin ich keineswegs abgeneigt, mich auf die angegebene Weise darauf einzulassen. Des Kronprinzen flüchtiger Sinn wird wohl schwerlich sobald können geändert werden. Seine größten Fehler sind Verstellung und Falschheit, daher muß man mit größter Behutsamkeit zu Werke gehen. Sein Hauptconfident ist der von Natzmer, welchen Eure Excellenz ja auch etwas näher kennen. Er läßt sich von dem Prinzen zu allen verbotenen Handlungen und vornehmlich Liebesgeschäften gebrauchen. Dieses ist die stärkste Passion, so man allerdings bei dem Kronprinzen noch zur Zeit remarkiret. Man hält aber dafür, daß die Kräfte des Körpers die Neigung des böien Willens nicht genug secundiren, folglich der junge Mensch in seinen Galanterien mehr einen eitein Ruhm sucht, als etwas Sündliches. Auf dies Alles kann man lossteuern bei dem Unternehmen, aber mit Vorsicht. Daß der Prinz aller Orten schuldig, ist sicher; daher müßte man vorerst an eine geheime Abtragung seiner Schulden denken. Der flüchtige Natzmer kann dabei auf dienliche Weise in's Interesse gezogen werden. Dem Prinzen selbst das baare Geld in die Hände zu geben, wäre allzu gefährlich, weil die um den Kronprinzen seienden Domestiken seinen baaren Vorrath gemerkt und dem Könige davon Nachricht gegeben haben würden. Denn Alles ist bei Verlust von

Leib, Leben, Ehre und Reputation angewieſen, dem Könige von dem, was ſie bei dem Kronprinzen ſehen und erfahren, Rapport abzuſtatten. Dabei wäre auch noch zu fürchten, er verſchenkte das, was man ihm gäbe, an die Maitreſſen und bezahlte keine Schulden, deren Abtragung um deſſentwillen nöthig, damit nicht ein neuer Unwille bei dem Könige entſtehe.«

»Ich gebe Ihnen in Allem Recht,« warf Seckendorf ein, »aber eben ſo darf bei dem Könige kein Argwohn entſtehen, daß der Kronprinz heimlich mit Geld verſehen werde. Ihr Gedanke mit dem Nazmer gefiele mir vorzüglich, wenn mir nicht ein anderer Kanal ſich zeigte. Bemächtigen Sie ſich indeß ſobald als möglich auch dieſes Menſchen. Bei ſolchen flüchtigen Gemüthern muß abſonderlich in ihre Paſſiones hineingegangen werden, um ſie ſich angenehm zu machen und mit Nutzen alsdann operiren zu können. Nazmer wird neben meinem Kanal zu brauchen ſein. Wir ſind dann unſerer Sache nur um ſo gewiſſer.«

Grumbkow verſprach, darnach zu handeln.

Seckendorf's geheimer Kanal erregte zwar ſeine Neugierde, aber er beruhigte ſich dabei, daß er ihm nicht lange verborgen ſein könnte.

»Was mich betrifft,« bemerkte noch Seckendorf, ehe ſie ſich trennten, »ſo werde ich mich während der Betreibung dieſer Angelegenheit von Berlin entfernt halten, damit kein Verdacht auf mich falle, als ob ich an der Geſchichte Antheil habe. Der Herzog von Bevern aber und ſeine Tochter dürfen jetzt den Hof nicht verlaſſen. Denn, wenn auch vor der Hand der Kronprinz keine Inclination für die Bevern'ſche verſpürt, ſo kann ſich ſolche doch noch wohl ergeben. Die Prinzeſſin iſt von ſchöner Geſtalt, und ſie könnte mit der Zeit vielleicht auch einen etwas luſtigern Humeur bekommen.«

»Wohl möglich! für jetzt iſt aber daran noch nicht zu denken,« ſprach Grumbkow. »Neulich ſoll er ſich geäußert haben: qu'ello dansait comme une oye.«

»Thut nichts!« erwiderte der Graf lachend, »man kann einen Tanzmeiſter von Dresden kommen laſſen, um ſie heimlich zu unterrichten. Meine größte Hoffnung ſetze ich auf die neue Oberhofmeiſterin, die Frau von Katſch, die auch durch meine Bemühung berufen wurde. Mit Hilfe dieſer Dame wird die Prinzeſſin ſich in Geſtalt und Manieren ſo verändern, daß ihre nächſte Umgebung ſie bald nicht mehr wiedererkennen wird. Beſonders auch, wenn die Flecken, ſo die Blattern zurückgelaſſen, verſchwunden ſein wer-

den. Jetzt, cher ami, suchen Sie des Kronprinzen Vertrauen zu gewinnen und benehmen Sie ihm auch die gegen mich und alle sonstige ehrliche Leute gemachten üblen Impressionen. Besonders fassen Sie den Fürsten von Dessau dabei in's Auge. Ich verreise — wir verstehen uns!"

Mit diesen Worten nahmen die edlen Freunde Abschied und Grumbkow entfernte sich, über seinen Operationsplan grübelnd.

Seckendorf aber setzte sich nachdenkend einen Augenblick an den Tisch, um die kalt gewordene Tasse auszuschlürfen. Dann sagte er mit wegwerfendem Tone:

„Der Narr glaubt mir Neuigkeiten zu hinterbringen, von denen ich seit lange schon unterrichtet war."

Dann nach der Uhr sehend:

„Ich könnte sie jetzt treffen, die schöne Wreech. Ich will zu ihr und sie nach dem Nazmer befragen, um zu wissen, ob ich dem Grumbkow trauen kann."

Hierauf wurde dem Kammerdiener geschellt und die Toilette mit größerer Sorgfalt beendigt, da der Herr Graf der schönsten Frau ihrer Zeit aufwarten wollte, deren Mitwirkung zu seinen Zwecken er sich längst gesichert zu haben bewußt war.

6.

Unter allen unangenehmen und peinlichen Ereignissen, die den jungen, gefühlvollen Kronprinzen so sehr bestürmten, war es doch stets die Kunde, daß seine von ihm angebetete Freundin mit ihm in Berlin sich befinde, die ihn erhob und beglückte.

Frau von Wreech, die an dem freiern Hofe des Königs von Polen erzogen, einen weitern Blick über alle Lebensverhältnisse der höheren Stände erhalten hatte, doch früh genug ihn wieder verlassen konnte, um von seinem verderblichen Einfluß keinen Schaden zu leiden, war in Cüstrin die Seele der Gesellschaft gewesen, in der sie durch ihr Uebergewicht Alles beherrschte. Der Prinz erklärte sich sogleich für sie und sie mußte sich durch diese Hingebung sehr geschmeichelt fühlen. Es stellte sich bald ein Vertrauen zwischen diesen beiden so reich begabten Personen her, das — obgleich stets in die Gränzen der strengsten Sitte gebannt — dennoch nicht verfehlen konnte, von flachen oder bösgesinnten Köpfen falsch gedeutet zu werden, und so waren denn auch von den zahlreichen und besoldeten Spähern Berichte, denen Uebertreibungen nicht mangelten, an Grumbkow und Seckendorf gesendet worden. Bis jetzt

hatte man dem Könige nichts darüber gemeldet, weil alle Beſtrebungen der Intrike ja darauf hinausliefen, Vater und Sohn in ein beſſeres Vernehmen zu ſetzen, und daher Alles entfernt werden mußte, was dieſes ſtören könnte.

Friedrich hatte die Wohnung ſeiner Freundin kaum erfahren, als er ſogleich zu ihr eilte, um nach langer Entbehrung einmal wieder die liebe Stimme zu hören, das helle, ſchöne Auge zu ſehen und ſich im geiſtigen Erguß der Unterhaltung über die Trübſeligkeit der Gegenwart empor zu ſchwingen. Er wurde unangenehm berührt, als er erfuhr, daß Frau von Wreech nicht zu Hauſe ſei. Zweimal kehrte er wieder, ohne zu einem glücklichern Reſultat zu gelangen. Endlich, nachdem ſich wieder ein ganzer Tag unter unbeſchreiblichen Widerwärtigkeiten für ihn abgeſponnen hatte, gelang es ihm am Abend, ſie anzutreffen: aber leider war es nicht mehr die frohe, ungetrübte Laune, die ihn beherrſchte, als er am Morgen ſeinen erſten Beſuch abſtatten wollte, und ſo wie es ihm nicht möglich war, ſich ſogleich wieder in jene beſſere Stimmung zu verſetzen, eben ſo wenig wollte es ihm gelingen, den ſichtbaren Eindruck, den die jetzige ſeinem Geſichte einprägte, den Blicken Anderer durch eine verſtellte Freundlichkeit zu entziehen. Dieſe Bemühung bringt gewöhnlich in ausdrucksvollen Bildungen eine unerfreuliche Miſchung, ein ſo ſauerſüßes Etwas hervor, das jeden wahrhaft Theilnehmenden vorerſt unangenehm berühren und nur um ſo beſorgter machen muß.

Friedrich fand die Dame ſeines Herzens in dem vollen Schmucke ihrer Reize, aber auch in dem ſteifen Putze damaliger Zeit, den ihr die ſtrenge Etikette des höheren Lebens mit Unerbittlichkeit auferlegte. Sie ſaß in der Bouffante von roſafarbenem Atlas, mit der hohen aufgeſteckten Friſur, das weiße Geſichtchen mit Moucke bedeckt, auf der Ottomane, in ziemlich bemerkbarer Geſchöpfung, und wehete ſich mit dem kleinen Elfenbeinfächer Kühlung zu.

Sie war überraſcht, den Kronprinzen bei ſich zu ſehen, da ſie ein undurchdringliches Incognito um ihr Hierſein gewoben zu haben glaubte, und bemerkte ſcherzend, daß er in dem Spionirſyſtem des Hofes bedeutende Erfahrungen gemacht haben müſſe. Sie ſprach von widerwärtigen Geſchäften und endloſen Entrevues, die ſehr peinigend für ſie geweſen waren, dann aber ſchilderte ſie ihm auf eine tragikomiſche Weiſe die Erlebniſſe eines Tages in der Reſidenz, indem ſie ſich als eine plumpe Gretfrau ſchilderte, die, unbekannt mit den Hofſitten, ihr ländliches Schloß verläßt und tauſend Eulenſpiegeleien verübt, die ſich mehr als tauſendfach durch

Täuſchungen aller Art, durch Zuſpätkommen, Zufrühkommen, Verplaudern und dergleichen alberne Dinge rächen. So war ihr der Tag herumgegangen, ohne daß ſie auch nur die Hälfte von dem, was ſie ſich vorgenommen, erfüllt geſehen. Friedrich war an dieſe Art von Schilderungen gewöhnt und fand großes Ergötzen darin, den holden Mund ſo geiſtreich ſchwatzen zu hören. Heute aber machte ſeine Theilnahmloſigkeit einen üblen Eindruck auf die Sprecherin.

„Sie ſind abweſend, mein junger Freund,“ unterbrach plötzlich Frau von Wreech den heitern Strom ihrer Laune, „und ich will meine Narrheiten einſtellen, die Ihnen zu mißfallen ſcheinen. Sie ſollten überhaupt nur den heitern Vorhof bilden, der uns in einen ernſten Tempel geleitet, den Tempel der Ehe nämlich; Ihren Tempel, wohlverſtanden. Doch bevor wir weiter ſchreiten, möchte ich wohl die Urſache Ihres Kummers wiſſen. Ich habe ein Recht dazu, da ich ja nur aus Theilnahme für Sie mich auf dieſes Pflaſter wieder gewagt habe, das nicht zu meinen Liebhabereien gehört, wie Sie wiſſen.“

„Ich konnte nicht widerſtehen, als es mich ſo gewaltſam zu Ihnen trieb,“ erwiderte der Prinz, „und doch fühle ich in dieſem Augenblicke, daß es beſſer geweſen wäre, mein Gefühl zu unterdrücken. Ich tauge jetzt nicht mehr für dieſe liebenswürdige Annäherung. Ja, am Morgen, als ich wie ein neugeborenes Kind, ganz erfüllt von dem Glücke, bereite, da — da war ich ein Anderer. Jetzt iſt wieder ein trüber Tag an mir vorübergegangen und hat ein treues Feuerzeichen mehr in meinem armen Herzen zurückgelaſſen, wo früher eine freudige Hoffnung grünte. Ja, wenn ich ſo glücklich geweſen wäre, Sie dieſen Morgen zu ſprechen — ſo würde der Tag ein baarer Gewinn meines Lebens geweſen ſein, aber ſo — ihn Andern zu ſchenken —“

„Halt, halt, mein Prinz! das klingt ja faſt wie ein verliebter Vorwurf“ — rief lächelnd die ſchöne Frau mit dem bezauberndſten Munde von der Welt. „Wiſſen Sie, daß ich das nicht leiden darf? doch jetzt ohne Scherz; ich laſſe mich geduldig der Vernachläſſigung, der Untreue gegen den beſten, zärtlichſten Freund anklagen, ſo lange bis Sie mir die wahre Urſache Ihres Unmuthes geſtanden haben, dann werden Sie mir aber hoffentlich die Erlaubniß nicht verſagen, mich vertheidigen zu dürfen.“

„Zunächſt alſo —“ der Prinz ſtockte.

„Zunächſt alſo? Weiter?“ ſagte die Dame, nachdem ſie ihn,

immer heiter lächelnd, doch mit unverkennbarer Theilnahme in den Augen, eine Weile fixirt hatte.

„Das iſt es nicht“ — ſprach der Prinz, der jetzt auch lächeln mußte.

„Aber was iſt es denn?“ entgegnete Frau von Wreech, ihn mit Wärme bei der Hand ergreifend. „Vertrauen Sie mir nicht mehr? Wenn Ihr Geſtändniß nicht erfolgt, ſo rauben Sie mir ja die Gelegenheit mich von Ihrer Anklage zu befreien. Das müſſen Sie bedenken!“

„Ich war beim Könige und ich mußte ſehen, wie er den Befehl unterzeichnete, der Duban, meinen wackern Lehrer, meinen treueſten Freund, deſſen Alter ich ſo gern mit Glück umgeben wollte, nach Sibirien verbannte —“ ſagte Friedrich.

„Nach Sibirien?“ rief Frau von Wreech höchſt überraſcht.

„Je nun, nach Memel! und iſt das nicht ganz daſſelbe?“ ſprach ſeufzend der Prinz. „Jene Gegenden ſind das letzte Theile unſeres Vaterlandes und es muß ſchrecklich ſein, dort ſeine Tage zuzubringen.“

„Wir wollen für ſeine Begnadigung wirkſam ſein,“ ſagte Frau von Wreech.

„Und wie wäre das möglich? kennen Sie meinen Vater?“ fragte der Prinz.

„Indem wir uns ſeinem Willen fügen,“ ſprach die Dame bedeutend.

Friedrich blickte ſie groß an; das ganze Walten ſeiner Freundin wurde hier von einem grellen Schimmer beleuchtet.

„Sie miſchen ſich handelnd in meine Angelegenheiten,“ ſagte er, wie von einer Ahnung ergriffen.

„Das verſtehe ich nicht ganz,“ erwiderte ſie leicht erröthend. „Ich bin dieſe Nacht durch einen Zufall dahingekommen. Sie ſtreuen Segen, wo mein Fuß Verderben brachte,“ ſagte Friedrich. „Ich habe Alles erfahren, nur Sie konnten dieſem tiefen Elend ſolchen Troſt bringen.“

Frau von Wreech verſtand ihn nunmehr und eine Verwirrung, die ſie früher ergriffen zu haben ſchien, legte ſich jetzt wieder.

„Was ich vorhin ſchon bemerkte, ſehe ich glänzend beſtätigt,“ ſprach ſie. „Eure Königliche Hoheit ſind trefflich bedient; Ihre Spione ſuchen ihresgleichen! Kaum ſind Sie ein paar Stunden hier, ſo erfahren Sie ſchon — während Sie ſich auf dem Hofballe befinden — allerlei Dinge, die ſich weit weg, in einer kleinen

Hütte zugetragen haben ſollen. Ich will nämlich die Wahrheit nicht verbürgen. Ueberhaupt ſind dies allzu abgelegene Dinge, die uns von dem Gegenſtande unſerer jetzigen Converſation zu ſehr ablenken würden. Sie machten mir vorhin einen Vorwurf, mein Prinz, den ich zwar nicht begreife, um deſſen Erklärung ich Sie aber auch jetzt nicht bitten will. Laſſen wir dies Alles — und verſprechen Sie mir —"

„Was?" fragte der Prinz.

„Verſprechen Sie mir," ſagte ſie mit einſchmeichelndem Tone, „daß Sie keinen Trotz dem Willen Ihres Vaters entgegenſetzen wollen — ich bitte Sie darum — Verſprechen Sie mir das?" —

„Gut," ſagte Friedrich. „Mehr aber verlange man nicht von mir. Vergeſſen ſoll man nie, daß man mich zu dieſer Verbindung gezwungen und daß ſie die einzige Bedingung meiner Freiheit war. Aber dieſe ſo ſchwer errungene Freiheit will ich dann auch behaupten um jeden Preis: keine ſtolze Fontange, und wäre es die Fontange einer Kaiſerin, wird ſie mir zu rauben im Stande ſein. Eine Verheirathung macht großjährig, und ſo wie ich dies erreicht habe, bin ich unumſchränkter Herr in meinem Hauſe. Ich heirathe ganz, wie es der galante Ton erheiſcht, der jetzt in der feinen Welt webt: Madame mag thun und laſſen was ſie will, ich aber werde auch nach meinem Belieben handeln. Es lebe die Freiheit! Sie haben mich aufgefordert, Ihnen meinen Unmuth zu erklären und nun müſſen Sie mir verzeihen, wenn das Herz ſchwillt und der Kopf ſich erhitzt. Mit Stockſchlägen will man mich dazu bringen, meine zukünftige Gattin zu lieben! Welche Thoren die Menſchen doch ſind! Gewalt und Liebe! Bin ich etwa von der Maſſe, aus der die guten Ehemänner gemacht werden? Ich möchte toll werden über meine Verſtellung, daß ich überhaupt nur darein willige: allein Noth bricht Eiſen. Ich werde mein gegebenes Verſprechen halten — darauf verlaſſen Sie ſich — iſt's aber einmal geſchehen — dann Adieu, guten Tag! — doch — welch einen Ton ſtimme ich hier an! Sind das Dinge für Sie? Iſt's das, was Sie hören wollten?"

„Es iſt's, was ich hören wollte, mein Prinz," ſagte, plötzlich ernſt geworden, faſt feierlich die Dame, „allein ich bedauere Ihnen Unrecht geben zu müſſen. Was hat Sie ſo ſehr gegen Ihre Braut eingenommen, die Sie ja noch gar nicht kennen? Welch ein Dämon hat es gewagt einen ſo zornrothen Faden durch das zarte Band zu ſchlingen, das Sie mit Ihrer Gemahlin verknüpfen ſoll? Ich hörte von vielen Seiten her ſchon ſo mancherlei Gerüchte, die

mich beunruhigten, und dies trieb mich eben an nach Berlin zu reiſen. Ich komme endlich hier an, wohl durchrüttelt in meiner alten Landkutſche, genieße nur wenige Stunden der Ruhe und laſſe dann ſogleich den Friſeur kommen, der mich in eine ſchickliche Verfaſſung ſetzen ſoll, um einen Beſuch zu machen, der das Ziel meiner Reiſe iſt — einen Beſuch — nun — Sie ſollen es errathen — ſagt Ihnen Ihr Herz denn nicht, wohin es mich trieb aus Theilnahme für Sie?“

„Ich befrage es umſonſt — allein es ſchweigt,“ erwiderte Friedrich.

„Es berührt mich unangenehm, daß ich Ihnen dabei zu Hilfe kommen muß; Ihr Herz ſollte ſprechen,“ nahm Frau von Wreech das Wort. „Alſo — bei der gnädigſten Prinzeſſin von Bevern war ich —“

„Bei der —“ wollte Friedrich wiederholen, aber Staunen verſchloß ihm den Mund.

„Bei ihr ſelbſt,“ betonte nachdrücklich die Dame. „Aber Sie thun Ihrer Braut in der That großes Unrecht. Ich kannte ſie ſchon längſt, als ich die Ehre hatte, ihr am Hofe in Dresden, den ſie mit ihrem Vater beſuchte, vorgeſtellt zu werden. Sie war damals freilich noch ſehr jung; ich war es zwar auch, dennoch aber um ein paar Jahre älter. Ja damals, ich geſtehe es, machte ſie nicht den beſten Eindruck auf mich. Wie verändert fand ich ſie aber jetzt zu ihrem Vortheil! In Gegenwart ihrer Mutter erſchien ſie mir etwas ſchüchtern; ſie ſprach faſt gar nicht und wurde roth, wenn ich mich mit einer Frage an ſie wandte. Allein das kommt daher, daß die Herzogin eine ſehr ſtrenge und in ihrer Art despotiſche Frau iſt und nicht einmal zugiebt, daß die Prinzeſſin Damen in ihrem Zimmer, ohne ihr Beiſein empfängt. So etwas macht timide. Mir war, vielleicht als alte Bekannte, oder weil die Herzogin ein dringendes Geſchäft hatte, ſpäter das Vergnügen bereitet, mit der Prinzeſſin mich allein unterhalten zu dürfen, und ich darf behaupten, daß es ihr weder an Geiſt noch an Urtheilskraft fehlt, und daß ſie über verſchiedene Gegenſtände ſo artig räſonnirte, daß es Ihnen ſicher Freude gemacht hätte, wenn Sie es gehört haben würden.“

„Die Prinzeſſin von Bevern hätte ſich allerdings keine günſtigere Fürſprache wählen können,“ bemerkte der Prinz.

Ohne auf den kalten, galanten Ton zu achten, fuhr die Dame erregter fort:

„Und welch ein Herz! welch edles, gutes, ſanftes Gemüth!

Es wäre Sünde dies zu betrüben! Nein, mein Prinz, diese Gattin dürfen Sie nicht ſich ſelbſt überlaſſen. Sie müſſen ſie umgeben, mit der feinſten, zuvorkommendſten Sorgfalt ſie umgeben, ach! und wie wird ſie Ihnen dafür dankbar ſein, wie wird ſie Sie lieben! Ich bin überzeugt, daß keine glücklichere Ehe für den Thron geſchloſſen wurde, als gerade die Ihrige.“

„Mit dem kalten Geſchöpf? eine Convenienzheirath?“ warf Friedrich hin.

„Sie liebt Sie ſchon jetzt, obgleich Sie gewiß noch nichts gethan haben, dieſe Liebe in ihr hervorzurufen,“ ſprach Frau von Wreech weiter. „Wie ſehnt ſie den Tag ihrer Vermählung herbei; wie ſehr gefällt ſie ſich hier in Berlin; wie erfreut iſt ſie über Alles, was ſie an dieſem Hofe ſieht und erfährt. Und wie wenig iſt dies Alles noch?“

„Und wie linkiſch ſie ſich darüber äußern, wie lächerlich ſie ſich dabei benehmen wird,“ ſagte Friedrich. „Sprang ſie nicht etwa in die Höhe, klatſchte ſie nicht in die Hände, ſchnalzte ſie nicht mit der Zunge, als ſie Ihnen das Alles mittheilte? Nein, wahrhaftig! Ich wollte viel lieber mit einer Koketten leben, als mit dieſer naiven Unſchuld vom Harze — und wäre ſelbſt die Koketterie ſo fein und ſchlau als —“ Er ſchwieg.

„Euere Königliche Hoheit ſcherzen ungalant,“ ſagte die Dame und griff zuerſt nach ihrem Tuche, das ſie vor den Mund führte, dann aber nahm ſie ein kleines daliegendes Buch zur Hand, in das ſie ſchmollend blickte.

Eine lange Pauſe folgte jetzt. Der Kronprinz ſtand auf. Es war ihm verdrießlich, daß ihm ein Wort entfahren konnte, das ſeine geliebte Freundin ſo plötzlich verſtimmte. Er fühlte, daß er eine Unſchicklichkeit begangen, allein es war ihm unmöglich in das frühere Geſpräch einzulenken. Das Thema war erſchöpft; er ſchwang ſich in einen neuen Ideenkreis, den er wohlgefälliger durchmaß.

„Wir ſtehen an dem Vorabende großer Ereigniſſe,“ ſagte er dann, ſeinen Spaziergang im Zimmer nicht unterbrechend, „und das erfüllt mich zum Glücke ſo ſehr, daß ich alle die kleinen, mich allein betreffenden Fatalitäten leicht darüber vergeſſe. Der Churfürſt von der Pfalz liegt in den letzten Zügen und man erwartet nur ſeinen Tod, um uns das Ultimatum auf unſere Forderungen zu ſenden. Ich denke mit Entzücken daran, meines Vaters ſchöne Leute einmal im wirklichen Feuer exerciren zu ſehen und bin überzeugt, daß ſie nicht blos wie zürnende Rieſen ausſehen, ſondern ſich auch ſo ſchlagen werden; bei unſerm ſiegreichen Heere will ich dann das

Handwerk lernen, das mir allein ziemt, für das ich allein bestimmt bin. Ich sehe nur Glück und Heil für uns, denn unsere Sache ist gerecht!“

Seine Stimme hatte sich erhoben und sein Auge leuchtete. Die Dame legte stillschweigend das Buch weg und betrachtete jetzt den Prinzen. In ihrem stummen Blicke drückte sich reinste Bewunderung aus. Der Prinz fuhr fort.

„Ich sehe mich schon in den schönen Thälern von Jülich und Berg, wie die neugewonnenen Unterthanen sich vor ihrem neuen Herrn beugen und ihm ihre Huldigung darbringen. Er wird ihnen dafür den Frieden bringen, denn die Waffen gebrauchte er nur, um dem feigen Neide Furcht und Achtung einzuflößen. Ist dieser Zeitpunkt nur erst einmal da, so wird mir auch die Ruhe wiederkehren, nach der ich jetzt vergebens ringe.“

„Ich erstaune Euere Hoheit von diesem Muthe beseelt zu sehen,“ sagte Frau von Wreech, „ich zweifelte zwar nie daran, allein ich glaubte Sie viel friedlicher gestimmt.“

„Oh, Sie können nicht denken,“ erwiderte Friedrich, „wie bewegt ich bin, wenn ich mir dieses Alles vorstelle, wenn ich mir ein lebhaftes Bild von meiner nächsten Zukunft ausmale und wie dann die kleinliche Gegenwart davor erbleichend, verschwindet. Ja, ich kann mir das malen — ich fühle etwas vom Dichter in mir! Wie dann Alles durcheinander drängen und wogen wird, die Soldaten nehmen von ihren Hausleuten einen kurzen Abschied; die Offiziere liegen in den Armen ihrer Geliebten; Thränen, Rührung überall; und auch die muntern, leichtgeschürzten Marketenterinnen rüsten sich zum langen Marsche mit fröhlichem Muth. Alles macht sich bereit und harrt mit Ungeduld des Befehls zum Aufbruche. So ist der Mensch; ein Thier, das die Veränderung liebt; es wäre ein weites Feld, um philosophische Betrachtungen darüber anzustellen. Doch es ist spät und Sie wären schwerlich geneigt, mir jetzt die Erlaubniß dazu zu ertheilen.“

Frau von Wreech versicherte, daß es ihr noch nicht zu spät sei und daß ihr eine Verlängerung des Besuchs des Kronprinzen nur angenehm wäre, allein die philosophischen Betrachtungen lehnte sie lächelnd ab. Sie suchte zu gleicher Zeit die Conversation wieder in einer heiteren und unbefangenen Weise auf andere Gegenstände zu lenken. Eine herumziehende Comödiantengesellschaft, die in Güstrin Vorstellungen gab, mußte ihr dazu als Stoff dienen. Der Kronprinz hörte so gerne von Güstrin erzählen. Sie schilderte ihm nun das Theater, das auf dem Rathhause eingerichtet worden war. Die verfaulten Balken, die, auf Fässer ge-

legt, Logen bildeten; die prächtigſten Bettſchirme als Couliſſen, durch deren Löcher einige Talglichter ihren bleichen Schein warfen, die ſechs Muſiker, die ſich alle Mühe gaben ein ewig langes Stück auf ihren Darmſaiten herunterzufratzen, wobei die Ohren der armen Zuhörer eine Folter zu beſtehen hatten.

„Nachdem dieſe ſchreckliche Vorbereitung faſt eine Stunde gewährt hatte,“ fuhr die Erzählerin gar ergötzlich fort, „bemerkte man endlich tief hinten im Saale einen Schimmer, der unſere faſt erſtorbene Hoffnung auf ein Schauſpiel plötzlich wieder belebte. Ein jeder verſprach ſich Wunderdinge, wie ſie die ſtets bereitwillige Phantaſie gern ausmalt, als ſich aber bei näherem Hinblick eine ſchmutzige Magd zwiſchen zwei Oellampen zeigte, ſank alsbald dieſes Traumbild unſerer Einbildungskraft beträchtlich. Die Magd ſchritt aber mit Majeſtät über die unter ihr erzitternden Bretter und ſtellte die beiden Lampen an den Enden des Theaters auf, dann benachrichtigte ſie uns, im ſchönen Güſtrin'ſchen Dialecte, daß die Komödie ſogleich ihren Anfang nehmen werde. Jetzt erſchien der Principal der Bande, ein ächter Theriakkrämer, in einem galonnirten Kleide, das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts neu geweſen ſein mochte. Auch ſeine Perücke war gewiß einmal ſehr vortrefflich geweſen, und hatte daher ſchon ſo vielen Köpfen gedient, daß ſie nunmehr ganz unſcheinbar davon geworden war. Allein ſie that dennoch ihre Schuldigkeit und bedeckte mit geziemendem Anſtande das kleine Hirn des Komödianten, von deſſen ſchmalen Schultern einige fliegende Fetzen irgend eines Coſtüms herabflatterten. Ein wenigſtens ſechs Fuß langer Degen war ſo künſtlich angeſteckt, daß er, wenn der Mann ſich drehte, einen ganz regelrechten Kreis bildete, als wenn er mit dem Zirkel gezogen worden wäre. Das allermerkwürdigſte aber, was ich an dem Manne entdeckte, waren die weißen Handſchuhe, die wahrhaftig ganz neu zu ſein ſchienen. — Aber ich ennuyire Sie, gnädigſter Herr?“

„Wie könnten Sie glauben,“ antwortete Friedrich ſchnell. „Fahren Sie fort, mich erheitert Ihre Güte — ach! ich fühle nur zu ſehr, daß mir ſolche Unterhaltung hier mangelt.“

„So hören Sie denn weiter,“ nahm die Dame wieder das Wort. „Bei dieſer merkwürdigen Begebenheit kann man ſich eben nicht kürzer faſſen; in der Breite der Ausführung liegt vielleicht das Einzige, was beim Hören etwas wie Reiz in uns erregt. Nachdem der Menſch in dem Tone eines Marktſchreiers ſeine ſchlechte Rolle heruntergeſpielt hatte, erſchien auch ſeine Gemahlin auf der Scene. Die Hälfte ihres Geſichtes beſchattete eine Art von

großem Räuberhut; nämlich die Wange, die Stirne und das linke Auge. Ihr Medusenhaupt umhing ferner ein Schmuck aus falschen Steinen; über ihren Reifrok war ein Sack gespannt, der aber enger war als die Reife und sie daher beträchtlich am Gehen hinderte. Das Ganze wurde aber noch durch einen wahrhaft fürchterlichen Postillon d'Amour gehoben, der einst rosenfarben gewesen sein mochte. Ich glaube, mein Prinz, daß Sie sich nach dieser Beschreibung der Toilette das Uebrige dieser Künstlerin denken können. Ihre Stimme ist unbeschreiblich; in einem säuerlich-süßen, schnüfelnden Tone trug sie ihre Liebeserklärung vor. Sie war eben damit im besten Zuge, als eine plötzliche Revolution hereinbrach, welche die ganze Action in's Stocken brachte. Es war eine Verwandlung der Scene, wie sie schwerlich die italienische Komödie in Paris so schnell zu Wege bringt. Mit einem fürchterlichen Gekrache war nämlich Alles vor den Augen der Zuschauer mit einem Male verschwunden. Die verfaulten Balken, welche das Theater und die Logen bildeten, waren eingestürzt. Einer lag nun auf dem Andern und zum Theil in einer sehr unbequemen Stellung; man schrie von allen Seiten wie rasend um Hülfe. Stühle, Balken, Soldaten, Frauen, Kinder, Schauspieler, Zuschauer jeder Art! es sah wie bei der Auferstehung aus, als Jeder nun auf den Andern gestützt, sich emporzuarbeiten suchte. Viele waren blutig und verlangten kaltes Wasser, Umschläge, einen Chirurg. Ich kam noch glücklich davon. Mein geringer Hochmuth bewahrte mich davor, eine Loge zu wählen und so saß ich denn in der Mitte des Saales, wo ich weder selbst fallen, noch von Fallenden getroffen werden konnte. Aber als ich zu Hause war und mich, nachdem ich ein niederschlagendes Pulver genommen, etwas von dem Schrecken erholt hatte, gab ich mir selbst feierlich das Wort, nie wieder den Fuß in ein solches Theater zu setzen."

Hier schloß Frau von Wreech ihren scherzhaften Bericht und betrachtete mit großen Augen ihren jungen Freund, der stumm und nachdenkend vor ihr saß. Sie hatte ihn auf andere Gedanken bringen wollen und sah nun wohl ein, daß sie sich in dem Mittel vergriffen.

Um uns von einem Gegenstande, der uns auf ernste Weise zu sehr in Anspruch nimmt, abzulenken, muß ein eben so anziehendes Thema gewählt werden; eine Bagatelle, die man uns vorträgt, berührt uns nicht, und wir können nur um so leichter im Geiste dann abschweifen und unsern frühern Gedanken ungestörter nachhängen.

Dies war auch bei dem Kronprinzen der Fall geweſen. Die reizende Erzählerin hatte ihre Laune vergebens verſchwendet und ſaß nun nicht eben verlegen aber wieder verſtimmt da und zupfte mit den ſchönen Zähnen an der Ecke des Battiſttuches, das ſie in der Hand hielt.

„Sie müſſen Recht haben wie immer,“ ſprach Friedrich gleichſam wie erwachend, „gewiß iſt die Prinzeſſin von Bevern nicht ſo, wie ich ſie mir vorſtelle. Ich habe jetzt lange darüber nachgedacht, Alles erwogen, ich will ſie näher kennen lernen — mich dazu zwingen, ſie näher kennen zu lernen. Aber um Eines bitte ich Sie! Wenden Sie Ihren ganzen Einfluß an, daß ſie ſich mir zeige, wie ſie ſich Ihnen zeigt; daß ſie nicht mehr roth werde, wenn man ſie anſieht, nicht verſtumme, wenn man ſie fragt; ſagen Sie ihr auch, wie man ſich anziehe, wie man ſich trage, bewege, gehe, ſpreche. Ach, wie Sie weiß das ja Niemand; wie Sie weiß mir ja Niemand zu gefallen! Aber jetzt genug — bliebe ich noch lange bei Ihnen, ſo würden alle meine guten Vorſätze wankend und ich könnte wieder mit dem Schickſale ernſtlich grollen, daß es mich dazu beſtimmte, einſt eine Krone zu tragen!“

Der Abſchied war kurz und feurig.

Die holde Frau empfand daſſelbe Bedauern, nur ſanfter; auch wagte ſie in angeborener Schüchternheit ihrem Gefühle nicht ſolche ungeſtüme Worte zu leihen.

7.

So ragte noch immer die ungeſtüme, blutige That des Königs mit ihren Folgen in die Gegenwart und erhob ſie zu mächtigen Wallungen. Wie nun auch die ſchlaue Diplomatie bemüht war, die Wogen zu ebnen, wie auch freundliche Geſtalten in dem Kampfe erſcheinen mögen, immer noch wogten die Gemüther zu ſtark, ein plötzlicher Hauch konnte die alte Zornesflamme wieder anfachen und alles ſchlau Erſonnene, alles Milde und Gute zerſtören.

Der König ſteht feſt nach ſeiner Meinung und will nur das Gute ſeines Hauſes, und doch überläßt er ſich unbewußt den Kabalen des öſtreichiſchen Hofes, deſſen Intereſſen Friedrich Wilhelm's erſter Miniſter, Grumbkow, dient. Die Königin verurtheilt ſich zur Theilnahmloſigkeit an allen Vorgängen ihre Familie betreffend, nachdem ſie ihre theuerſten Wünſche nicht befriedigt ſehen konnte. Ihrer älteſten Tochter Hand iſt bereits dem Erbprinzen von Baireuth zu Theil geworden, und der Herzog von Braunſchweig-

Bevern iſt mit ſeiner Tochter in Berlin anweſend, um ſie dem Kronprinzen zu vermählen.

Den Kronprinzen erfüllt fortwährend Mißtrauen gegen Alles, was zu dieſem Hofe gehört, und bange Furcht vor dem Vater. Seine jugendliche Bruſt, die ſich ohne Rückſicht und mit Unbefangenheit allem Schönen geöffnet hätte, muß ſich verſchließen, und nur die Hoffnung, daß es beſſer werden könne, beſſer werden müſſe, hält ihn noch aufrecht. Er geht ſo weit, mit ſeinem Looſe, dem glänzendſten, das einem Sterblichen fallen kann, unzufrieden zu ſein. Schon einmal wollte er ſeinem Rechte auf die Krone entſagen, als das Schwert über dem Haupte ſeines unglücklichen Freundes ſchwebte, und oft ſchon bereuete er es bitter, daß es der König damals nicht angenommen hatte, und daß er den Freund dadurch nicht retten konnte.

Der Kronprinz wollte dieſe Lage nicht mehr ertragen. Ueberall, wo er vorſichtig nach Abhilfe ſpähte, fand er kalte Gemeſſenheit; jede neue Begegnung machte ihm Schmerz. Nirgends wollte ſich ein Ausweg für ihn zeigen; zu ſchwach, um ſich dem Willen ſeines Vaters zu widerſetzen, war er zu ohnmächtig, ſich ſeiner Gewalt zu entziehen. Die Gegenwart war für ihn verloren, das fühlte er; er mußte ein Opfer bringen, um ſich die Zukunft zu ſichern. Er mußte ſich ſelbſt überwinden, allen feindſeligen Neigungen entſagen, gehorſam dulden, um für ſich zu handeln.

Die er früher als ſeine Widerſacher betrachtete, ſollten ihm jetzt geneigt und dienſtbar werden. Indem er darein willigte, die Hand der Prinzeſſin von Bevern zu reichen, ſchnitt er alle Intriken ab und verband ſich Seckendorf und Grumbkow, die ſich ihm jetzt ſchon auf eine überraſchend zuvorkommende Weiſe näherten. Sie konnten auch auf das Herz des Vaters wirken, deſſen Groll er durch die gewünſchte Vermählung ſchon beſchwichtigte. Ein Mittel, ſich in der Gunſt des Königs zu befeſtigen, würde auch noch gefunden werden können.

Was ihn der Schritt gekoſtet haben mag, kann leicht beurtheilt werden. Wie groß die Bedrängniß, die Angſt, die Pein des Jünglingherzens geweſen ſein muß, daß er ſich entſchließen konnte, ſich Demjenigen in die Arme zu werfen, von dem er wußte, daß er ihm ſtets abhold geweſen war und faſt alles Ungemach herbeigeführt habe, iſt kaum zu faſſen.

Der glatte, ſchlaue Grumbkow ſieht die Sachen kommen und ſieht nun endlich am Ziele ſeiner Wünſche. Was er intrikirt, gelingt, wird reich vergolten, und zugleich ſieht er ſich in das geheimſte

Vertrauen Desjenigen gezogen, den er verrathen, und der ihm einſt dieſen Verrath noch königlich lohnen ſoll.

Wie der Schiffbrüchige, wenn die Wogen, mit ihm ſpielend, ihn zu verſchlingen drohen, den ſtarren Felſen umarmt und ihn erklimmt, ohne zu wiſſen, ob er ihm Rettung gewähren kann, ob ein ſicherer Pfad von ihm hinunterführt, und ihn dadurch erſt den Schrecken des Todes vollſtändig enthebt, ſo wirft ſich auch Friedrich in ſeiner Bedrängniß dem kalten Miniſter in die Arme und will abwarten, ob ihm Heil daraus erwachſen werde.

Grumbkow's Schlauheit glaubt nun bald die rechten Mittel anzuwenden, den Jüngling ſich ganz zu gewinnen, und dieſer vertraut ihm nun die geheimſten Gefühle ſeines Herzens, die Sorgen ſeiner jungen Tage; er weiht ihm ſeine jugendlichen Beſtrebungen des Fleißes und ſchildert ihm die Leiden und Freuden, die ihn bewegen, in Verſen und Proſa, in täglichen Mittheilungen.

Man empfiehlt dem Prinzen, um ſich bei dem Vater in die gehörige Gunſt und rechte Achtung zu ſetzen, vor allen Dingen Sparſamkeit. Allein welche Mühe er ſich auch geben würde, mit dem, was er erhält, auszukommen: es iſt ſo wenig, daß er Schulden zu machen gezwungen iſt. Das Borgen iſt aber hochverpönt, und an eine vollkommene Verſöhnung darf nicht gedacht werden, ſo lange der König davon Kenntniß erhält. Unter dieſen Umſtänden würde die Vermählung die Verlegenheit des Kronprinzen nur vergrößern, da die Prinzeſſin von Bevern keine Mitgift erhält, und die Summe, die für den kronprinzlichen Haus- und Hofhalt ausgeſetzt werden ſoll, bei Weitem nicht hinzureichen im Stande wäre.

In dieſer nach allen Seiten hin zwängenden Lage, verlaſſen von Hilfe und treuen Freunden, erſchien Grumbkow wie ein rettender Engel. Zuerſt bot er eine anſehnliche Summe wie aus eigenen Mitteln an, als von dem Freunde dem Freunde dargebracht, die — wie die Sachen jetzt ſtanden — ſehr willkommen ſein mußte und unmöglich zurückgewieſen werden konnte. Dann rückte er mit Feinheit offener hervor, indem er von größern Summen ſprach, die dem Kronprinzen regelmäßig ausbezahlt werden ſollten.

Oeſtreich wolle, ſo ſagte er, um das beſte Einverſtändniß in der Königlichen Familie herzuſtellen, aus Freundſchaft für das Preußiſche Haus und aus beſonderer Rückſicht für den Kronprinzen, der durch die Wahl der Prinzeſſin von Bevern mit dem Kaiſerhauſe in die engſte Verwandtſchaft treten würde, einen bedeutenden Zuſchuß für den Hofhalt des Kronprinzen leiſten und ſich ſtill-

ſchweigend verpflichten, damit fortzufahren. Grumbkow öffnete nun, wie er ſich ſchlau äußerte, durch die Befriedigung der angenehmen Luſt im Ankauf von Kunſtſachen und Büchern, wie auch die jungen, lebhaften Freunde zur Tafel laden und einen paſſenderen Aufwand dabei in Küche und Keller zeigen zu können, dem Kronprinzen eine der reizendſten Perſpectiven. Um ſich die Gunſt des Vaters im höchſten Grade zu gewinnen, wollte man ihm ferner dazu behilflich ſein, für des Königs Leibregiment rieſige Recruten herbeizuſchaffen, was allerdings mit großen Koſten verbunden war, da dieſe Leute aus fremden, weitentfernten Ländern oft um theures Geld angeworben werden mußten.

Dieſes Leibregiment wurde damals wie eines der größten Wunder angeſtaunt und erfüllte die ganze civiliſirte Welt mit ſeinem Ruhme. Es beſtand faſt nur aus Rieſen. Der Monarch, der ſich bei Friedrich Wilhelm einſchmeicheln wollte, ließ in ſeinen Staaten ein paar große Leute auftreiben und ſandte ſie dann dem Könige von Preußen als Geſchenk. Dieſer ſelbſt trieb ſeine Vorliebe ſo arg, daß er wohl manchmal, wenn er von einem ungeheuren Burſchen Kunde erhalten hatte, der trotz der vortheilhafteſten Anerbietungen und reichſten Verſprechungen nicht zu bewegen war, in Preußen Dienſte zu nehmen, ſogar unerlaubte Gewaltmittel anwandte, um den Menſchen preſſen zu laſſen. Solche Handlungen gaben zu Weitläufigkeiten und Verdrießlichkeiten die Veranlaſſung, wenn ein Unterthan eines Nachbarſtaates überfallen und gefeſſelt nach Potsdam zum Leibregiment abgeliefert wurde. Ein rieſenmäßiger Wuchs genügte übrigens dem Könige vollkommen. Ein großer, hieß auch ein ſchöner Mann. Augenzeugen verſichern uns jedoch, daß viele von dieſen ſo weltberühmten Soldaten ganz abſcheulich ausgeſehen haben ſollen.

Beſonders konnte nun durch ſolche Recruten Friedrich ſich die Gunſt ſeines Vaters erringen. Welche Freude mußte es dem Könige machen, bei ſeinem Sohne den gleichen Sinn für großes Militär, dieſelbe Neigung für kriegeriſches Weſen erwachen zu ſehen! wie ſehr rühren mußte es ihn, wenn der Sohn ſich jetzt bemühte, dem Vater ſich auf dieſe Weiſe kindlich ergeben zu bezeigen; wenn er von dem ihm knapp Zugewieſenen noch ſo viel zu erſparen wußte, um dem Vater ſolche Freude zu bereiten. Ein guter Sohn, ein militäriſch geſinnter Prinz, ein weiſer, ſparſamer Haushalter, welche herrliche Entwicklung früher nie geahnter Eigenſchaften! War dies Alles nun aber Betrug, ſo war es doch einer der beſten Art, und wer könnte wohl in Erwägung der obwaltenden Ver-

hältniſſe und Fügungen den Sohn deswegen zu ſtrenge richten wollen?

Hochachtung und Zuneigung, die das biderbe, aber ächt deutſche und ehrwürdige Weſen des Königs für ſich von Jedem, der ſich ihm näherte, gebieteriſch in Anſpruch nahm, hatte auch der Sohn dem Vater nie verweigert. Nur die Härte, die, durch die Umſtände gezwungen, der König in Ausübung brachte, in der feſten Ueberzeugung, daß ſie nur gerecht ſei, konnte das kindliche Gefühl im Kronprinzen zurückſcheuchen. Mit dem beſſern Vernehmen mußte jeder Schein von Härte immer mehr verſchwinden, und des Sohnes Liebe zum Vater, die jetzt hervorzubrechen begann, war keine Heuchelei, keine Verſtellung, ſondern ſie entſprang rein und wahr aus dem ewigen Quell aller Liebe. Der König verweilte lieber und ruhiger beim Betrachten des Treibens, das der Kronprinz von nun an führte. Von keinen Einflüſterungen geſtört, verkannte er bald nicht mehr die großen und edeln Keime, die in dieſer jugendlichen Bruſt ruhten. Sah er einmal etwas, das ihm nicht recht gefallen wollte, und das ihn ſonſt in früherer Zeit ſtark in Zorn verſetzt haben würde, ſo begnügte er ſich, lächelnd zu ſagen:

„Der Fritze mag's nur aueſſen, was er ſich eingebrockt hat. Ich darf mich nicht mehr darum kümmern. Er hat ein gutes Herz und Haar' auf den Zähnen.“

Etwas Aehnliches äußerte er auch, als er von dem Verhältniſſe des Kronprinzen zur Frau von Wreech erfuhr, das die böſe Welt ihm wie gewöhnlich im falſchen Lichte darſtellte. „Ich ſehe, der Fritze hat Feuer,“ ſagte er, „immerhin! Das läßt mich hoffen, daß er der ihm zugedachten Braut denſelben Eifer widmen wird!“

Aber dieſe Verwandlung aller äußern und innern Verhältniſſe zwiſchen Vater und Sohn, dieſen Uebergang vom offenen Unfrieden zum behaglichſten Einvernehmen, vom Widerſtande zur Hingebung, bewerkſtelligten einige tauſend Ducaten, die Oeſtreich zur rechten Zeit zu geben wußte. Wie mächtig iſt doch das Geld zu allen Zeiten geweſen! Es iſt die Seele der Politik, es lenkt die Schickſale der Reiche! Was wäre die Welt ohne das Geld? Es iſt die größte Erfindung, in ihren Wirkungen die unvergleichlichſte, die unerreichbarſte. Unheil und Glückſeligkeit — Alles hängt davon ab. Sind wir im Stande, die Verhältniſſe der Dinge zu einander uns ohne Geld zu denken? Verſchmähen kann es der Weiſe, es ſchmähen nur der Thor! — —

Der Kronprinz ſaß an ſeinem Schreibtiſche, als ein Vertrauter

Grumbkow's zu ihm eintrat. Er übergab folgendes Schreiben Seckendorf's:

„Gnädigſter Herr!

„Ein wahrer und ſehr ergebener Diener Eurer Königlichen Hoheit fühlt ſich ſo freudig ergriffen von dem wiederhergeſtellten guten Einverſtändniß in der Königlichen Familie, daß er nicht unterlaſſen kann, dazu beizutragen, daß es auch für die Dauer erhalten werde. Da man nun beſorgt, daß während Ihres Aufenthaltes in Cüſtrin, vielleicht nothgedrungen einige Schulden könnten contrahirt worden ſein, ſo wird unmaßgeblich für dienlich erachtet, ſolche abzutragen, ehe es zur Kenntniß des Königs komme, der daraus wieder auf ſchlechte Anwendung der vorgeſtreckten Mittel ſchließen dürfte. Man erlaubt ſich alſo, Eurer Königlichen Hoheit hiebei fünfhundert Ducaten zu ſenden, um ſich deren zur Ablöſung erwähnter Schulden bedienen zu wollen. Da man nun aber ein unnöthiges Aufſehen erregen würde, wenn dies mit einem Male vor ſich ginge, als hält man es für räthlich, jedweden Monat eine Abſchlagszahlung zu leiſten, und ſelbſt den allerintimſten Freunden zu ſagen, daß dies von den Erſparniſſen an den von dem Könige bewilligten Summen und von den Revenuen des Regiments beſtritten werde. Der Ueberbringer iſt unterrichtet, die Summe Eurer Königlichen Hoheit ſelbſt abzuliefern. Beſtellen Sie denſelben ſcheinbar wieder, um die Antwort auf dieſes Schreiben abzuholen, und er wird dann das Paket ſtillſchweigend auf den Tiſch legen und ſich im ſelben Augenblicke entfernen. Niemand wird hoffentlich, wenn Alles ſo bewerkſtelligt wird, den geringſten Argwohn ſchöpfen. Wenn die Art und Weiſe, wie man dieſe kleine Rimeſſe in Dero Hände ſpielt, approbirt werden ſollte, ſo wird man ſich dieſes Kanals auch für die Folge bedienen, nicht ſowohl, um unnützen Ausgaben damit zu Hilfe zu kommen, deren Eure Königliche Hoheit gar nicht fähig tarirt werden können, ſondern damit der König ſeine gute Meinung nicht ändre, wenn er zufällig dahinter kommen ſollte, daß der Haushalt ſeines Sohnes noch nicht ſo geordnet iſt, wie es nun einmal ſo ſehnlich von ihm gewünſcht wird. Man hofft, daß Eure Königliche Hoheit das gegenwärtige Billet zerreißen werden, und um deſſen vollkommen überzeugt zu ſein, bittet man, daß Sie die Gnade haben mögen, einige Stückchen davon Demjenigen zu überantworten, der das fragliche Geld einzuhändigen erſchienen iſt. Schließlich iſt noch zu vermelden, daß man von gewiſſer Seite den

Wunſch geäußert hat, Sie in Ihrer Wohnung zu überraſchen, um nachzuſehen, wie die Sachen im Innern ſtehen.“

Dieſer Brief war in franzöſiſcher Sprache geſchrieben.

Der Prinz, der durch Grumbkow von dieſem Schritte längſt in vorläufige Kenntniß geſetzt worden war und ihn genehmigt hatte, konnte ſich doch einer aufſteigenden Röthe nicht erwehren. Er hatte vergeſſen, den Mann zu beſcheiden, und dieſer, ſeiner Inſtruction getreu, ſtand noch immer maſchinenhaft vor ihm, wie ein Schauſpieler, der ſich nicht zu helfen weiß, wenn ihm das Stichwort nicht gebracht wird. Endlich beſann ſich der Kronprinz und der Mann hatte ſich augenblicklich entfernt.

Da lag nun das Paket vor ihm. Stumm und doch ſo beredt. Die hellen Goldſtücke blinkten ihm entgegen; er verſchloß ſie raſch, aber die Röthe wollte noch lange nicht von ſeinen Wangen weichen.

Er mußte ſich alle gute Folgen dieſer That recht lebhaft vor Augen halten, um ſeine Ruhe endlich wieder zu gewinnen und ſich vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen.

8.

Der Kronprinz war eine der vom Himmel beſonders begünſtigten Naturen. Er verſtand das Unvermeidliche mit Würde zu tragen und in ſich ſtets die Kraft zu finden, vorliegende Hinderniſſe zu beſeitigen, um ſeinem feſten Ziele entgegenzuſteuern. Das ſchwärmeriſche Verweilen bei den trüben Begegniſſen, die ein nicht zu faſſendes Geſchick über ſeine frühere Jugend verhängt hatte, verlor ſich mit dieſer ſelbſt immer mehr und mehr und es kam mehr Thatkräftigkeit in ſein Weſen. Fortan ſchaffte er rüſtig weiter an ſeiner großen Aufgabe, freute ſich dabei jeder guten Stunde, ſuchte jede Aufwallung im Keime zu bewältigen und jeden Verdruß mit der Macht eines freien Geiſtes zu verſcheuchen.

Die Uebereinſtimmung, die jetzt äußerlich zwiſchen ihm und ſeinem Vater zu herrſchen begann, tröſtete ihn über Vieles, und die Ungezwungenheit, die er ſich dadurch in ſeiner Art zu leben errungen hatte, entſchädigte ihn dafür, daß er, um dies zu erlangen, ſo manches Zugeſtändniß hatte machen müſſen, das ihm anfänglich ſchwer geworden war.

Ohne an den öffentlichen Dingen Theil zu nehmen, beſchränkte ſich Friedrich jetzt ganz auf den Dienſt. Das Soldatenweſen war ſein Beruf, dem er ſich mit jugendlicher Freudigkeit widmete. Sein

Regiment erhielt eine Auszeichnung in der neuen ſchönen Uniform, die eben ſo reich geſtickt war, als die der königlichen Rieſengrenadiere, nur mit der Ausnahme, daß dieſe Gold, jene Silber hatte; und die bis dahin weit umher, auf kleinen Orten zerſtreuten Bataillone wurden nunmehr nach Neuruppin und Nauen zuſammengezogen, dem gegenwärtigen hohen Chef, der im erſtern Orte ſeine Reſidenz nahm, zu Ehren.

So war der König auch von ſeiner Seite bemüht, die Freude, die ihm der geliebte Sohn durch ſeine Aufführung bereitete, auf alle mögliche Weiſe zu vergelten. In Berlin ließ er ihm eine bequeme und elegante Wohnung einrichten, ſorgte aber zugleich dafür, daß es ihm in dieſer Beziehung auch in der Garniſon an nichts fehle.

Unter ſolchen Verhältniſſen rückte nun der Augenblick heran, der die Wünſche des Königs vollkommen krönen ſollte: die Vermählung der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig-Bevern mit dem Erben ſeines Thrones.

Des Königs von Preußen Anhänglichkeit für das Haus Oeſtreich war mit ſeinem ehrenfeſten, deutſchen Weſen auf's Innigſte verbunden. Mehr als einmal pflegte er ſich in ſeinem Tabakscollegium zu äußern:

„Alle Fürſten müßten ja Schelme ſein, die es nicht gut mit dem Kaiſer und dem Reiche meinten: einen Kaiſer müſſen wir haben, alſo bleiben wir bei dem Hauſe Oeſtreich, und der iſt kein ehrlicher Deutſcher, der dazu nicht contribuirt. Nehmen wir einen Fürſten vom Reich, der nicht ſo großes Vermögen und Einkommen hat, ſo müſſen ihn die Churfürſten ernähren, und das wäre mir und Andern ungelegen. Kein Engländer oder Franzoſe ſoll aber über uns Deutſche gebieten, und meinen Kindern habe ich Piſtolen und Degen in die Wiege gelegt, daß ſie die fremden Nationen von Deutſchlands Gränzen verjagen helfen. Nur um Eines will ich den Kaiſer bitten, daß er alle Beſchwerden, die ein oder der andere Fürſt des Reiches hat, ſelbſt abthue, und daß man die mächtigen Stände doch nicht durch Reichshofrathsſtylum ſo ſchnöde als einen Fürſten von Zipfel-Zerbſt tractire.“

Dies war die Geſinnung, welche Friedrich Wilhelm in ſeiner geraden Art und Weiſe auszudrücken pflegte. —

Unweit der jetzigen Garniſon des Kronprinzen, etwa zwei Stunden von Neuruppin entfernt, liegt ein altes, kleines Städtchen, Rheinsberg mit Namen, das dazu berufen war in der zweiten Jugendperiode des großen Königs verewigt zu werden.

Der große Kurfürſt hatte dieſen Ort vor mehr als einem halben Jahrhundert, als ein ihm zugefallenes Lehn, dem General, Marquis du Hamel geſchenkt, welcher ihn verkaufte und ihn ſo in den Beſitz von obſcuren Privatleuten gelangen ließ.

In dem ſüdweſtlichen Theile dieſes Städtchens, da wo der Rhyn aus dem Grienerſee austritt, ſtand damals ein altes, verfallenes Schloß, von weit ausgedehnten, verwilderten Gärten umgeben. Aber die Lage war reizend; die Gewäſſer des Sees umſpülten die Ringmauern des Schloſſes und Buchen- und Eichenwälder umgaben in ſanftanſteigenden Terraſſen die Ufer. Das gothiſche Bauwerk beſtand nur aus einem einzigen Flügel, den ein hoher Thurm gegen das Waſſer hin begränzte und eine alte Zugbrücke führte zu dem ſchmalen, hochgewölbten Eingangsthore.

Das Ganze bebauptete in ſeinem Zuſtande des Verfalls einen höchſt romantiſchen Charakter und die vernachläßigten Anlagen, ſo wie die ganze vollſtändige Umgebung, der wogende See, die wehenden Bäume, das ſtille, geheimnißvolle Weben in dieſer Natur, contraſtirte ſo anmuthig mit den offenen, nüchternen Sandflächen, die ſich gen Berlin hin erſtreckten, daß dieſes ſchon in Friedrich den Wunſch entſtehen ließ, ſich hier einen ländlichen Ruheſitz zu ſchaffen.

Hierher pflegte er in einſamem Sinnen zu wandern und ſich den Gedanken an die Zukunft zu überlaſſen. Wer weiß, welche Vorſätze hier entſtanden, welche Plane hier entworfen wurden, die einſt ſpäter die Welt in Erſtaunen ſetzten und das Vaterland verherrlichten. Aber auch hieher pilgerte er mit der Geliebten, um ſich in ungeſtörter Fülle ihrer Nähe zu freuen, und ihr Wohlbehagen an dem Orte mochte es wohl noch mehr als alles Uebrige ſein, was ihn dem ſinnigen Jünglinge ſo werth machte.

Ermüdet von den Fatiken der Tagesgeſchäfte war er an einem mondhellen Abende nur von einem Reitknecht begleitet nach Rheinsberg geritten.

Er ließ ſich das Flötenkäſtchen reichen, zog das Inſtrument daraus hervor und verlor ſich unter dem Schatten der Gebüſche. Wie verſtohlen ſetzte er das Inſtrument an den Mund und ließ einige gehauchte Paſſagen durch die Nachtluft ſäuſeln. Es war:

— Das Nachtigall Männchen,
Das lockte die Braut —

und bald rauſchte es leicht durch das Laub und eine Dame zeigte ſich, im ſchwarzen Mantel, den Hut in die Augen gedrückt, ein zierliches Stöckchen in der Hand und eine ſchwarze Halbmaske von

Sammt vor dem Geſichte, von der Art, die man Loup nannte, welche weniger der Mode als anderer Urſachen wegen getragen wurde, denn erſt als die Dame den Prinzen erkannt hatte, riß ſie die Maske vom Geſicht und bot ihm mit dem Ausdrucke der höchſten Freudigkeit guten Abend.

„Alles geht gut," rief ſie in Begeiſterung, „und Sie ſehen mich auf dem Gipfel des Entzückens. Ihre Vorſätze reifen zu Thaten und ich ſehe Sie endlich da, wo ich Sie ſehen wollte. Sie ſind entſchloſſen Ihre Hand der Ihnen beſtimmten Braut zu reichen; ſein Sie überzeugt, Sie küriren ein herrliches Band. Dieſe jetzt ohne Liebe geſchloſſene Ehe wird eine glückliche ſein! Ihre zukünftige Gemahlin iſt ein Muſter der Tugend und Liebenswürdigkeit."

Friedrich ſeufzte.

„Warum ſprechen Sie mir davon — Hier — an dieſem Orte? Habe ich denn nicht genug an meiner Pflicht, die langen, lauten Tage hindurch zu tragen? Laſſen Sie mich in dieſer heiligſtillen Nacht ihrer vergeſſen dürfen!"

„Gnädiger Herr," ſagte die Dame, „wenn ich Sie ſo zu finden gehofft, würde ich Ihren Befehlen ſchwerlich gefolgt ſein —"

„Und was hofften Sie?" fragte Friedrich.

„Die Frage iſt ſo naiv, mein junger Freund, daß ich faſt meinen Ernſt verliere, den ich doch wahrlich brauche in dieſem kritiſchen Augenblicke. Nun, ſo hören Sie denn — ich kam, um Ihnen zu ſagen, daß Prinzeſſin Eliſabeth von Bayern es verdient, von Ihnen gekannt, recht genau gekannt zu ſein, und daß es Zeit iſt, dieſe grämliche Laune einmal abzulegen, die ſich für einen zwanzigjährigen Bräutigam nicht ſchickt. Wiſſen Sie, was man Ihnen nachſagt?"

„Daß ich in Sie zum Sterben verliebt bin!" warf der Prinz lächelnd hin.

„Auch das wäre möglich; ich wage viel mit dieſen Rendezvous und Heimlichkeiten; mein Loup ſchützt mich dabei nicht; denn meine Taille iſt zu erkennen, und was braucht am Ende die Verleumdung mehr, als daß ſie eben verleumden will. Allein man ſagt —"

„Je nun die Verleumdung ſagt —"

„Mag ſein! Man ſagt, Sie zeigten ſich ſo hartnäckig, weil Sie Ihre Augen nach reicheren Partien ausſenden. Es ſei der leidige Eigennutz, der Sie leite; Sie wollten aus dieſer Urſache uns ſogar einen kleinen moskowitiſchen Kobold zur dereinſtigen Landesmutter geben — ach Gott! ich bitte Sie! lieber Prinz, bedenken Sie doch nur, die ſchönen, großen blauen Augen verſchwän-

den dann bald aus Ihrer Familie und Sie hätten den ewigen Fluch zu tragen, die kleinen, ſchiefen Augen der koſakiſchen Race aufgebracht zu haben. Ich bitte Sie, mein Prinz, das könnten Sie doch wohl nicht?“

„Ich thue nichts Anderes, als was mein Vater will. Wie ſagten Sie vorhin? Ihre Vorſätze reifen zu Thaten. Nun ja! Ich werde bald am Ziele ſtehen. Ich denke ernſtlich daran, mir ein Haus zu gründen. Der gute Familienvater muß zu rechter Zeit an das Neſt denken. Mein Vater hat mir die angenehme Hoffnung eröffnet, daß ich umherziehen darf in der Welt, ſobald das erſte Kind aus meiner Ehe hervorgegangen ſein wird. Ich gedenke dann wie ein Storch zu leben. Im Winter dem Süden zu: im Sommer hier. Nun ſehen Sie, welches Storchneſt ich mir erkoren habe.“

Die ſchöne Frau maß den Sprecher mit großen Augen.

„Dies Rheinsberg will ich mir kaufen!“ fuhr Friedrich fort. „Dieſe dichten Schatten, die der Mondſtrahl kaum durchdringt, ſollen mich und mein eheliches Glück in ihrem Schooße bergen, wenn ich von meinen Fahrten heimgekehrt bin. Sehen Sie, in jenem Thurme, der dort ſeinen zerbröckelten Kranz von einem täuſchenden Silber umſchwimmen läßt, will ich philoſophiren: auf jenem Altane wird die Kronprinzeſſin ſitzen und die junge Brut ätzen — o ich werde ſehr glücklich ſein!“

„Ihre Bitterkeit zerſtört muthwillig jeden ſchönen Eindruck, wenn Sie ihn kaum in mir hervorgerufen haben. Daß Sie damit umgehen, ſich dieſe Beſitzung von ihrem jetzigen Eigenthümer zu erſtehen, finde ich eben ſo natürlich, als erſprießlich. Schon längſt entſprach der ſtille Ort Ihrer Neigung —“

„Weil Sie ſie mit mir theilten —“

„Aus jenem Thurm mit den daran ſtoßenden Gemächern läßt ſich wohl eine bequeme Wohnung für beſcheidene Wünſche herrichten — ein geſchickter Baumeiſter, der den Plan dazu entwürfe —“

„Wäre bald gefunden. Kommen Sie, gnädige Frau, ich bin in der Laune, hier gleich zur Stelle den Plan zum Ausbau des Ganzen zu entwerfen. Kommen Sie!“

Er ergriff die Hand der Dame bei dieſen Worten und leitete ſie die verfallene Steintreppe hinan, wo ſich am Rande des Waſſers eine graue Plattform erhob, von der man die Wohnung überſehen konnte. Dort ſetzten ſie ſich auf eine von dichtem Geſträuch umwucherte Bank.

Der Prinz begann nun, ſeine Anſichten von einer neuen

Schöpfung zu entfalten, die er hier entſtehen laſſen wollte; hier gedachte er Alles um ſich zu vereinigen, was Geiſt und Talent genug beſaß, ihm das Leben zu verſchönern. Er ſprach davon, Verbindungen mit den Dichtern und Denkern Frankreichs eingeleitet zu haben, und, wie er ſich ſchmeichle, die ſchätzbarſten Zuſicherungen bereits zu beſitzen. In dieſer Zurückgezogenheit, unbekümmert um die Händel der Welt und ihre Meinung verachtend, wollte er leben, nur den Wiſſenſchaften und Künſten und ihren Auserwählten hingegeben, nur der Freundſchaft und Liebe mit ganzer Seele geweiht. Nachdem er die beredte, feurige Schilderung geendigt, rief die Dame:

„Sie malen mir hier ein Paradies mit den reizendſten Farben; glücklich ſind diejenigen, die es mit Ihnen theilen können.“

„So gehören Sie zu dieſen Glücklichen, da ich Sie erkoren habe, die ſchönſte Zierde dieſes Tempe zu ſein.“

Die Dame blickte auf zum Prinzen, und der Mondſtrahl brach ſich in dem großen, feuchten Spiegel ihres Auges.

„Dieſe Aeußerung könnte mich glücklich machen, wenn ich Sie erſt anders wüßte. Mich werden Sie nicht hier ſehen, aber auch nicht vermiſſen.“

„Glauben Sie, daß Rheinsberg der Ort meiner Vorliebe je geworden wäre ohne Sie?“

„Ueber die Grille! Aber Sie werden ſich ſchon darein finden müſſen! Meine Sendung iſt beendigt. — Ich wollte Sie glücklich wiſſen und Sie werden es ſein! Als ich Sie kennen lernte, dort — in Münchow's Hauſe — ſo hilflos und verlaſſen, einen armen, bleichen Jüngling, mit Thränen auf den Wangen — da — verzeihen Sie es dem weiblichen Herzen — da hatte ich Mitleid mit Ihnen. Sie erſchienen mir ſo niedergebeugt von Ihrem rieſenhaften Schmerze, ſo erliegend und dabei ſo gefühlvoll. Ich glaubte, daß Ihnen die ſanfte Hand einer Frau hilfreich werden könnte; ich näherte mich Ihnen, ſelbſt noch ſo jung und unerfahren, erlaubte ich mir, Sie mit der Welt bekannt zu machen und Ihnen das verſchloſſene Herz den Freuden des Lebens zu öffnen. Jenen ſtillen Freuden, die der hohen Sphäre nie nahen, in der Sie geboren wurden. Sie ſchenkten mir Gehör; Ihr heller Geiſt begriff meine Lehren bald und Sie waren dann kein Fremdling mehr in unſerm ſtillen, freundlichen Kreiſe. Erinnern Sie ſich wohl noch jener Stunden?“

Friedrich ergriff die Hand ſeiner Freundin und drückte ſie; ſie entzog ſie ihm nicht.

„Sie gehörten uns fortan ganz, aber nicht ohne Schmerz konnte ich daran denken, daß ſich das einſt ändern ſollte, ändern müßte. Ihre Beſtimmung reifte; Ihr Vater konnte nur noch ſcheinbar zürnen, Sie wurden nach Berlin zurückberufen. Mit Wehmuth ſahen wir Sie Alle ſcheiden. Welche neue Reihe von Leiden und Qual warteten Ihrer. Die Schule eines zum Throne Erkorenen iſt immer ſchwer und lang: nie aber noch hatte ſich — ſo ſchien es uns damals — die Natur ſo in Maſſe und Stoff vergriffen, als da ſie Sie geſchaffen. Ein zerſtörender Widerſpruch waltete in Ihrem ganzen Weſen. Sie fühlten ſich ſo wohl in der engen Begränzung und Ihr hoher Geiſt, das Genie, ein Etwas, für das eine ſpätere Zeit erſt die richtige Benennung findet, weil ſie damit vertrauter werden wird als wir, treibt Sie darüber hinaus und läßt uns ſtaunend bei Ihren Flügen verweilen. Die ſchreckliche Erfahrung, die Sie, faſt noch ein Knabe, ſchon am Hofe Ihres Vaters gemacht, läßt mit Schaudern daran denken, welche neuen Prüfungen dem muthigeren Jünglinge bevorſtehen! Da kam mir ein Licht von oben: ich fühlte mich plötzlich ſo ſtark und kräftig; ich übernahm es für Sie zu wirken. Laſſen Sie meine Hand nicht ſo überraſcht fahren; halten Sie ſie feſt wie bisher: ſie iſt Ihres Druckes nicht unwerth. Ich ſetzte mich ſtets weg über die fromme Gleißnerei und im Gefühle meiner Frauenwürde erhob ich mich über die Ausbrüche niedriger Geſinnungen. Man findet mich in der Welt ſchön, verführeriſch, reizend — je nun, ich wollte daran glauben und einmal zuſehen, ob ich es wirklich bin. Einer ſolchen Frau wird Geſchicklichkeit zum Intriken zugetraut. Ich ſchlug mich auf die Seite Ihrer Feinde, um ihr Vorhaben für Sie zu nützen. Man wußte, daß ich in Ihrer Gunſt ſtand, man muthmaßte willig noch weit mehr. Man traute uns beiden die Schlechtigkeit zu, ohne welche Männer, wie Seckendorf und Grumbkow, ſich ein Verhältniß wie das Unſrige nicht denken können. Man hielt mich für eine ehrloſe Verbrecherin, Sie für einen ſchändlichen Verführer und das waren die rechten Leute um zu unterhandeln.“

Der Prinz wollte mit einem raſchen Ausrufe in die Höhe fahren.

„Beruhigen Sie ſich,“ fuhr die Dame fort, „die Creaturen, die mit uns zu ſpielen wähnten, betrogen ſich und wurden von meiner ſichern Hand gelenkt. Während ich Ihrer Geſinnungen gewiß war und mich Ihres vollſten Vertrauens erfreute, leitete ich die Andern auf Ihren Weg. Man hatte ſich an Herrn von Natzmer gewendet, und dies erfuhr ich zur rechten Zeit. Natzmer's leichter Sinn war mir nicht Bürge in dieſer ſchwierigen Angelegenheit;

ich mußte mich des Fadens bemächtigen. Spione Seckendorf's umgaben mich; es wurde mir leicht ſie zu täuſchen. Während ſie mich auszuholen glaubten, benützte ich ſie für meinen Zweck: ich ging ſcheinbar in die Falle und war ſo glücklich den grand maître de toutes les fourberies in meinem Boudoir zu ſehen. Seckendorf mir gegenüber! Sagen Sie mir nichts — Das Schwerſte wurde mir leicht für den Freund! — Durch mich geſchah es, daß Sie die Summen erhielten, die Sie in den Stand ſetzten, den König durch die weiſe Oekonomie zu täuſchen, die ihn mit Ihnen auf eine ſo dauerhafte Weiſe verſöhnten: durch die Annahme dieſer Summen ſchloſſen Sie einen Waffenſtillſtand mit Ihren Feinden, der ſie verhinderte gegen Sie offen zu operiren und ſie vielmehr zwang, Sie überall zu vertreten und für Sie zu handeln. Ihre Wolfahrigkeit der Prinzeſſin von Bevern die Hand zu reichen, krönte endlich das Unternehmen. Es bleibt nun nichts mehr übrig — freilich das Schwerſte und doch ſo leicht, wenn Sie nur wollen —"

Friedrich ſchüttelte den Kopf.

„Nichts iſt mehr übrig zu meinem — zu Ihrem Glücke, als daß ſich dieſe Verbindung auch auf Liebe — nein! — nur auf eine Achtung gründe, die aus reiner Quelle ſtröme — daß Sie der vorgefaßten Meinung entſagen, als ſei Ihre Braut Ihrer nicht würdig. Geben Sie ſich die Mühe, dieſen ſchönen, tugendhaften Charakter kennen zu lernen und Sie werden ſo viel Außerordentliches darin entdecken, daß Sie nichts Würdigeres zu ſich erheben zu können ſich ſelbſt werden geſtehen müſſen. Eliſabeth wird Ihr Glück und das Glück Ihres Volkes ſein. Denken Sie daran! Glauben Sie mir! Nicht wahr? Sie entziehen mir jetzt nicht Ihre Hand? Ja — Sie glauben mir in dieſem heiligen Augenblicke, der mich mit einer höhern Weihe erfüllt. — Und nun kaufen Sie Rheinsberg — bauen Sie es ſchöner aus — ſo ſchön als die glühendſte Phantaſie des größten Künſtlers Ihnen den Plan dazu entwirft. Fort mit dem kleinen, dem lärmvollen Vergnügen von vorhin — Pfui! ein Neſt. Einen Palaſt laſſen Sie hier entſtehen, der die bewundernden Blicke der Welt auf ſich zieht, bevölkern Sie ihn mit Allem, was die Erde Reizendes ſchmückt und über dem Eingang prange die Inſchrift: Friedrich's ſtillen Freuden geweiht!"

Die begeiſterte Sprecherin ſchwieg hier. Friedrich ſchlang den Arm um ſie und drückte einen flüchtigen Kuß auf ihre Lippen.

„Sie ſind mein Engel!" rief er. „Wie dieſer Kuß, ſo rein iſt meine Liebe für Sie! Nie ſoll die Welt ſich zwiſchen uns drängen; Lenore und Friedrich werden ewig verbunden ſein. Alle die Zauber,

die Sie ſo eben vor mir entfalteten, werden wirklich, ſobald Sie ſich entſchließen, hier zu walten. Bewohnen Sie Rheinsberg mit uns, theilen Sie Friedrich's ſtille Freuden, wie Sie es bisher gethan!«

»Jetzt nicht — noch nicht —« ſagte die Edle, mit erſticktem Tone — erſt dann laſſen Sie mich Theil nehmen, wenn Ihr Glück feſt begründet, allen Stürmen trotzen kann. Ziehen Sie ein mit Ihrer jungen Gattin, gedenken Sie meiner, aber verſchließen Sie Alles, was ich Ihnen hier offenbarte, tief in den Schrein Ihres Herzens. Ein Wort davon vor fremden Ohren kann ein giftiger Hauch ſein, der die ſchönſte Blüthe verdorrt, ein Hauch der die glimmende Aſche zur Flamme anfacht. Ich mußte mich Ihnen entdecken, damit Sie meine Entfernung nicht übel deuten. Ich reiſe nach Cüſtrin zurück; mich werden Sie in Rheinsberg jetzt noch nicht wiederſehen!«

»Sie erſchüttern mich —«

»Nur für dieſen Augenblick, hoffe ich; denn auch ich fühle mich erſchüttert. Aber der Augenblick wird vorüberfliegen und Sie werden ſich wieder finden. Leben Sie wohl, mein Prinz! Leben Sie wohl!«

Sie hatte ſich gewaltſam losgeriſſen und huſchte die Stufen hinab: er war von der ächten Hochachtung erfüllt und wagte ihr nicht zu folgen; die conventionelle würde es erheiſcht haben, daß er ihr den Arm geboten hätte. Bald darauf hörte er einen Wagen fortrollen. Ein edles Weſen hatte ſein trauriges Verhängniß abermals von ſeiner Seite geriſſen. Aber was ſie ihm geſagt, als treues Vermächtniß ihm hinterlaſſen, blieb tief in ſeine Seele geprägt.

Er ſtieg, nachdem das Rollen des Wagens ſich in die Ferne gänzlich verloren hatte, von dem Altan langſam herab; ſein treuer Reitknecht führte den Rappen vor. Er ſchwang ſich darauf und ritt der Stadt zu.

Unweit vom Thore, auf freiem Felde gewahrte er eine große Helle. Ein Feuer loderte hoch auf und umher ſaßen junge Männer im Kreiſe, wild durcheinanderſchreiend und zechend. Friedrich ritt näher. Bald erkannte er Offiziere von ſeinem Regimente und er ſtieg ab, um ſich zu ihnen zu geſellen und nach der Urſache dieſes friedlichen Bivouaks zu forſchen.

Alle befanden ſich im Zuſtande großer Exaltation und empfingen ſtürmiſch ihren jugendlichen Chef, den jeder von ihnen verehrte.

»Es iſt das Feſt der neuen Uniform, mein gnädigſter Herr

Oberſt, die wir durch die Gnade Sr. Majeſtät erhalten haben,“ rief der junge Lieutenant von Kleiſt, „das wir hier feiern. Sie werden den ſchlechten Geruch gleich verſpürt haben, der kommt von den alten Röcken her, die wir Alle dem Feuer geweiht haben. Sie brennen hier vor uns und wir wärmen uns nicht einmal dabei; denn wir haben beſſere Wärmeſtoffe mitgebracht.“

„Wie Figura zeigt,“ fiel dem Sprecher Schenkendorf ins Wort, indem er mit einem Aufwande von Zierlichkeit, den ihm ſein Zuſtand ſehr erſchwerte, ein volles Punſchglas auf der flachen Hand dem Prinzen präſentirte. „Das Gold mögen unſere Burſchen von der Brandſtätte zuſammenkehren und an die Juden verkaufen. Wir ziehen morgen mit Silber auf die Wache! Es lebe unſer Chef, dem wir die neue, ſchöne Uniform verdanken!“

Ein dreimaliges Hoch, in das alle Anweſenden brauſend einſtimmten, folgte dieſem Rufe.

Da nahete ſich ein Mann, in reiferen Jahren als die Meiſten der Anweſenden und in der Tracht eines Reiſenden dem Kronprinzen. Sein Zuſtand deutete darauf hin, daß er ſich entweder der Libation enthalten hatte, oder daß er im Stande war, dieſen Opferdienſt ausdauernder zu ertragen.

„Gnädigſter Prinz,“ fing er an, „Sie ſehen hier einen weit und breit Herumgekommenen, der es endlich müde wurde, dem Glücke nachzulaufen, das er in der Fremde doch nie erreichen konnte. Er will hier weilen und ſehen, wo ſich ihm ein Plätzchen zum Ausruhen findet.“

„Knobelsdorf!“ rief Friedrich, „wenn mich nicht mein Auge trügt. Glücklich zurück aus Italien? Nun, und wie reich kehrt der Künſtler uns denn wieder? Was haben die armen Märker ſich von ſeinem Reichthum zu verſprechen?“

„Reich, mein Prinz?“ erwiderte Knobelsdorf. „Ich bin nie der Knopf auf Fortuna's Kappe geweſen, wie mein großer Bruder ſich ausdrückt. Der Künſtler, der andern Reichthum kennt und ſucht, als den an Kunſt, iſt wahrhaft arm zu nennen.“

„Mein lieber Freund!“ rief Friedrich entzückt, „Ihre Ankunft *iſt mir erwünſcht*. Wie ſich doch Alles zu dem wunderbaren Tempel fügt, in dem ich nun einmal mein Glück finden ſoll. Es iſt faſt wie ein Ammenmährchen!“

Der Lärm des Bacchanals litt es nicht, ein Geſpräch fortzuſetzen, wie es Friedrich und der von Reiſen Zurückgekommene wohl gewünſcht hätten. Es wurde eine Zuſammenkunft auf den andern Tag verabredet.

9.

Zu früher Stunde ſehen wir einen breiten, ſtarken Mann bei Friedrich eintreten. Seine Kleidung zeigt eine geniale Nachläſſigkeit. Die Haare, nur leicht mit Puder beſtreut, ſind hinten mit einem farbigen Bande loſe zuſammengenommen und fallen flatternd auf den Rücken hinab; um den Hals ſchlingt ſich eine lange Binde von ſtrohfarbenem Neſſeltuche und das Kleid hängt weit und bauſchig auf den Schultern. Das Geſicht zeigt eine ernſte Derbheit und auf der hohen Stirne ziehen ſich Furchen, die das Leben und die Nachtwachen hineingegraben haben.

Der Mann trägt unter dem Arme, ſtatt des üblichen flachen Dreiecks, den die Mode „Chapeaubas“ benannte, eine Menge großer ſchwerer Mappen, die er beim Eintritte, nächſt der Thüre, in eine Ecke ſtellt.

„Eure Königliche Hoheit haben befohlen und ich kannte nichts Angenehmeres, als ſolchem Befehle recht ſchnelle Folge zu leiſten,“ ſagte der Fremde, „darum bitte ich zu entſchuldigen, wenn ich vielleicht in der Wahl der Stunde —“

„Nicht dieſen Ton, Knobelsdorf!“ rief der Prinz freudig, „wir wollen als Freunde mit einander ſprechen. Vor allen Dingen legen Sie mir jene Schätze dort hieher auf den Tiſch, doch bevor wir uns in ſie verſenken und Sie mir Ihre weiſen und gelehrten Erklärungen darüber machen, ſagen Sie mir — wie geht es Ihnen? Worauf gründen ſich Ihre Hoffnungen? wohin ſtrebt Ihr Ehrgeiz?“

„Ehrgeiz, Eure Königliche Hoheit?“ erwiderte der Gefragte mit bitterm Lächeln, „ich habe Keinen. Per bacco! Ich hatte die Ehre, mit Ihnen zu dienen, mein Prinz, und ich quittirte, um meinem Penchant zu folgen und die Welt zu durchſtreichen. Ich war in Italien. Nur wer dort war kann beurtheilen, was in dieſem Worte liegt. Ich zog mit dem trübeſten Morgen aus und wanderte auf den Trümmern der großen alten Welt, und wenn ich im Umgange mit den Geiſtern der Geſchichte einen langen Tag verlebt, dann mich die untergehende Sonne, ſelbſt wie einer bereits abgeſchiedenen Geiſt, auf einem Steinhaufen ſitzend, ſinnend und denkend, und der nagendſte Hunger riß mich erſt daraus empor und ich dachte daran, daß ich den Tag über nichts als geiſtige Nahrung zu mir genommen hatte.“

„Liebſter Knobelsdorf!“ rief Friedrich lachend, „das kann man nicht glauben, wenn man Sie anſieht. Sie ſehen wahrhaftig nicht

aus, als wenn Sie auf alten Steinen geſeſſen und Luft getrunken hätten wie 'ne Kröte.“

„Seitdem ich wieder in Deutſchland bin, gnädigſter Herr! eſſ' und trink ich ſo viel, als wenn der Körper ſich für das lange Faſten ſchadlos halten wollte. Die märkiſche Koſt nährt ſo fürchterlich. Hier gibt's wahrlich keine Luft, von der man leben könnte. Unſere Geſchichte hat keine Denkmäler, die uns begeiſtern könnten. Ich mag mich aber nicht in ſtaubige Folianten verſenken, um ſie aus einer barbariſchen Sprache und räthſelhaften Schriftzügen zu entziffern, ich will Geſchichte am Wege lernen. Dies Grabmal, jene Triumphpforte, dieſe Brücke, jener Tempel, ſie bilden breite Blätter des ewigen Buches — dabei läßt ſich denken — träumen — die ſprechen beredter, und ihr Staub belebt, ſtatt uns zu erſticken, wie der Staub in den Archiven.“

„Je nun, mein Herr Philoſoph von der Landſtraße,“ ſprach der Prinz, „bei ſolchen Geſinnungen haben wir denn wohl wenig Hoffnung, Sie hier zu behalten?“

„Was wollen Sie, mein gnädigſter Prinz, daß ich hier beginne?“ fragte Knobelsdorf. „Ich bin gekommen, ein kleines Gütchen zu veräußern, das mir durch Erbſchaft zugefallen iſt, um mich dann wieder auf den Weg zu machen, hauptſächlich aber — ſetzte er nach ſeiner Weiſe galant hinzu — meinem gnädigſten Herrn, als der aufgehenden Sonne im Oſten, meinen unterthänigſten Reſpect abzuſtatten.“

Friedrich betrachtete ihn lächelnd.

„Das kalte Compliment, oder was es ſonſt wohl ſein ſollte, ſtand Ihnen ſchlecht, mein Freund!“ entgegnete der Prinz. „Doch ſehe ich Sie ungern von uns ſcheiden. Sollte ſich in Berlin nicht Gelegenheit für Ihren Ehrgeiz finden?“

„Ich bemerkte bereits, daß mir der Ehrgeiz fremd iſt; daß ich ihm für dieſes Leben entſagte, als ich das Militär verließ und mich der Kunſt weihte. Meine Ehre fordert aber, und namentlich meine Künſtlerlehre ganz beſonders, daß ich nichts in Berlin ſuche, wo ein ganz barbariſcher Ungeſchmack in allen Stücken herrſcht und wo ſeit Schlüter kein Bauwerk entſtand, vor dem man Reſpect haben kann.“

„Das nenn' ich frei geſprochen! Wie, wenn ſich aber eine Gelegenheit fände — doch — vor allen Dingen Ihre Cartons und Zeichnungen. Zeigen Sie uns, welche Schätze Sie mitgebracht haben.“

Ohne darauf zu antworten ſchritt Knobelsdorf langſam der

Zimmerecke zu, und die ſchweren Mappen mühſam vom Boden aufhebend, legte er ſie auf den Tiſch, den er zur beſſern Anſicht derſelben dem Kronprinzen bequem zurecht rückte. Dann öffnete er ſie berächtig und ordnete ihren Inhalt.

Die Mappen bargen in der That einen ungeheuern Schatz. Hier waren Skizzen nach der Natur, wie ſie nur die ſicherſte Meiſterhand, den Augenblick erfaſſend, auf das Blatt zu werfen verſteht, dort waren es ausgeführtere Gegenſtände, Bildniſſe mit nationeller Färbung, merkwürdige Reſte der Baukunſt, Scenen aus dem Leben der jetzigen Bewohner. Ueberall war ein feſtes Aufgreifen des Characteriſtiſchen, eine friſch ſprudelnde Laune, ein muthiger Geiſt erſichtlich. Der Künſtler ließ es an Erläuterungen nicht fehlen und der Kunſtfreund blickte überraſcht in eine für ihn neue Welt. Ideen erzeugten ſich ſchnell und huſchten vorüber, ehe ſie recht klar wurden; Plane tauchten auf und Projecte entſtanden ſich; es war ein vorüberwogender Traum und Friedrich fühlte ſich bald fieberhaft aufgeregt, bald erſchöpft.

„Es iſt genug, mein theurer Freund!“ rief er plötzlich aus, „ich bin nicht im Stande, mehr zu ſehen. Sie dürfen mir aber noch nicht fort, bis ich Alles geſehen habe und noch mehr. Wenn ich mir denke, daß ich von den Alpen bis nach Sicilien dieſes ſchöne Italien im Fluge durchſtreichen könnte und all das Schöne, was es bietet, in der Spanne nur weniger Minuten aufzunehmen vermöchte, müßte mich da nicht ein tödtlicher Schwindel ergreifen? Und dieſen Eindruck bringen faſt Ihre Blätter in mir hervor. Ja, Sie müſſen bei mir bleiben und mir Ihre geſammelten Schätze, Ihre großen Erfahrungen, hilfreich bei meinen Unternehmungen bieten. Kommen Sie mit mir, Freund, ich führe Sie an einen Ort — kommen Sie nur! Sie ſollen von meinen nächſten Vorſätzen hören!“

Es wurde angeſpannt und Knobelsdorf mußte den Kronprinzen begleiten.

Man fuhr nach Rheinsberg. Der Prinz erklärte das Schloß kaufen zu wollen und dem kunſterfahrenen Freunde deſſen Verſchönerung zu übertragen. Man durchſtrich die verwilderten Gänge des Parks, man beſtieg die verfallenen Stufen, man verweilte dort, hier, überall wo ſich eine Ausſicht zeigte, wo der Punkt es verſprach, ſich willig der Verſchönerung herzuleihen, wo ſich eine Umgeſtaltung rechtfertigen ließ oder wo ſie gefordert wurde.

Knobelsdorf war hier mit einem Male auf ſeinem Felde. Mit bewundernswürdiger Kraft bemächtigte er ſich des Gegenſtandes, ſeine träge Zunge ſchien plötzlich beflügelt, alle Pforten ſeines

Geiſtes waren geöffnet. Er ſprang und kletterte die Mauern hinan, er ſchwebte über Abgründen, er balancirte auf einem hervorragenden Steine. Friedrich vermochte ihm kaum mit dem Geiſte, weniger aber noch mit den Füßen zu folgen. Knobelsdorf bat den Prinzen ſelbſt zurückzubleiben, und trug ihm von dem gefahrdrohendſten Standpunkte ſeine Verbeſſerungsideen vor.

„Welch ein reizendes Plätzchen!“ ſchrie er einmal über das Andere; „ein Tempe! eine Idylle, wie man ſie in der Mark gar nicht anzutreffen glauben ſollte!“

Seine Angaben waren ſo überzeugend, ſo praktiſch, daß man auf der Stelle die Ausführung hätte beginnen können. Zum alten ſollte ſich ein neuer Thurm geſellen, dann zwiſchen beiden eine doppelte Säulenreihe entſtehen und dieſe mit antiken Vaſen und Gruppen geſchmückt werden. Eine neue Brücke mit Statuen beſetzt, müßte dann in den Vorhof geleiten, der erſt hinzukommen ſollte. Das Innere in ſeiner alten, verkommenen Geſtalt, wich eben ſo ſchnell ſeinen begeiſterten Worten und die junge Phantaſie des Prinzen ſah es ſchon neuverherrlicht vor ſich ſtehen.

Künſtler zur Ausführung dieſer ſchönen Plane vermaß ſich Knobelsdorf herbeizuſchaffen und in ihm ſelbſt war ſowohl Architect und Maler, als auch der Leiter des Ganzen gefunden. Die Sache war unter den beiden jungen Männern ſchon zur völligen Richtigkeit gebracht, obgleich Friedrich noch nicht daran gedacht hatte, welche Geldmittel ihn in den Beſitz des erſehnten Eigenthums ſetzen ſollten, da dieſes nicht unbedeutende erforderte.

Aber ehe er den Ort verließ, entfernte er ſich von ſeinem Freunde und trat verſtohlen auf den Altan des vorigen Abends. Hier pflegte er ungeſtört einer kurzen Erinnerung. Als er den noch immer ausmeſſenden und herumkletternden Knobelsdorf wieder erreichte, um mit ihm die Rückfahrt anzutreten, trug er ein bleiches Heidenröschen am Rocke, das er an der vom Grün überwucherten Steinbank gepflückt hatte.

10.

Bald ſehen wir den vom Kunſtfeuer durchglühten und von Lebenskraft überſprudelnden Knobelsdorf in Plane und Projecte verſunken, um das verfallene Rheinsberg zu einem würdigen Aufenthalte des Kronprinzen umzuſchaffen.

Friedrich Wilhelm freute ſich des Verlangens ſeines Sohnes und war ſogleich bereit ihm die für den Ankauf erforderliche Summe

zu bewilligen. Von alten Zeiten her beſaßen die Thronerben im Lande ein ſolches Eigenthum. Gopenik war das Friedrichs des Erſten, Wuſterhauſen war ſein eigenes, ſeinem älteſten Sohne ſollte Rheinsberg gehören. Hierher ſollte er mit der jungen Gemahlin ziehen, die ihm der Vater ausgeſucht — und die Flitterwochen zubringen. Der Kronprinz hatte nun in Alles gewilligt und kein dazwiſchentretendes Hinderniß ſtand zu beſorgen. In Rheinsberg wollte er ſich mit Allem umgeben was er liebte, was ihm das Leben angenehm machte. Hier wollte er ſich einen eigenen Hof bilden, abweichend von dem ſeines Vaters, wo Geiſt und Geſchmack herrſchen, wo Talent und Genie zu den Ehrenſtellen verhelfen ſollten. Ob die Kronprinzeſſin in dieſem Kreiſe einen Platz behaupten würde, überließ er der nächſten Zukunft, feſt entſchloſſen ihr nur jene äußerliche Aufmerkſamkeit zu widmen, welche die Etikette von ihm forderte, im Uebrigen aber unbekümmert ſie ihren Gewohnheiten und Neigungen zu überlaſſen. —

Es war zu Anfange des Sommers, als der König und die Königin mit ihrem Sohne und einem zahlreichen Gefolge ſich in das Hoflager des Herzogs von Bevern nach dem Städtchen Salzdahlum begaben, wo das Beilager des Kronprinzen vollzogen werden ſollte. Die Lenker dieſer Geſchicke, Graf von Seckendorf und General von Grumbkow fehlten dabei nicht.

Der König von Preußen, ſchon ſeit lange an der Gicht leidend, befand ſich gerade ſehr angegriffen, aber der Wunſch die Verheirathung des Kronprinzen, die ihm bis jetzt ſo vielen Verdruß und ſo große Sorge verurſacht hatte, endlich zu Ende zu bringen, ließ ihn über die Schmerzen hinwegſehen und dennoch die beſchwerliche Reiſe in der übermäßigen Hitze antreten. Die Angſt trieb ihn, es könnte wieder irgend ein unerwartetes Ereigniß plötzlich dazwiſchen treten und alle Vorſätze und Beſtimmungen vereiteln. Dieſe Angſt ſollte nur zu bald gerechtfertigt werden.

Das Städtchen bot zur Zeit des Einzugs der fremden Herrſcherfamilie den Anblick, den ſie gewöhnlich bei ähnlichen Veranlaſſungen zeigen. Sogenannte Triumphbogen aus Tannen und bunten Fahnen, Inſchriften, paradirende Gewerke und Soldaten. Die Bürger freuten ſich die Fremden zu ſehen und das Gold ihrer Gäſte zu bekommen; nebenbei wurde das Glück beſungen, das alte Herzogliche Haus mit dem benachbarten Königsthrone in ſo nahe Verwandtſchaft treten zu ſehen.

Der Großvater der Braut, Herzog Ludwig Rudolph, der ein ſehr kunſtliebender Fürſt war, hatte italieniſche Sänger und fran-

zösische Schauspieler aufbieten lassen, um das Beilager zu verherrlichen. An den glänzendsten Anstalten aller Art fehlte es nicht. Nur zwei Dinge schienen dabei hinderlich zu wirken: die Krankheit des Königlichen Vaters und die Verstimmung des Bräutigams, die sich durch Einsilbigkeit und Theilnahmlosigkeit an allen Vorgängen kund gab.

Es war am Vorabende der Vermählung, als beide Höfe sich in vollster Galla in das kleine Schloßtheater begeben hatten, um das damals so berühmte Lustspiel „le Glorieux“ von dem Herrn Néricault-Destouches, der eigends deshalb von Paris mit den darstellenden Künstlern herzugereist war, aufführen zu sehen.

Die über und über verschnörkelten Logen prangten in Weiß und Gold, während über der großen Mitteltribüne sich ein weit bauschiger Baldachin von rosenfarbenem Atlas wölbte, der durchweg mit weißem Hermelin gefüttert und mit goldenen Kronen gestickt war. Ueber dem Ganzen schwebte Preußens schwarzer Adler mit ausgebreiteten Flügeln, Schwert und Reichsapfel in den Klauen haltend, und das ungesattelte, ungestüm daher rennende Pferd, Braunschweigs Wappen. Silberne Kron- und Armleuchter erhellten den Raum und auf der Bühne waren zu beiden Seiten hohe gepolsterte Lehnsessel gestellt, auf denen, nach Pariser Sitte, die vornehmsten Kenner und Freunde der dramatischen Kunst, Platz genommen hatten, ohne Rücksicht darauf, ob sie die Illusion störten. Die Schauspieler und Zuschauer vermischten sich auf solche Weise um so mehr, da sie sich auch nicht durch das Costüm unterschieden, indem die französischen Künstler in der üblichen Hofkleidung waren, wie es die Etikette erheischte, vor solcher erhabenen Versammlung zu spielen.

Unter jenen auf der Bühne Sitzenden unterschied man auch den Kaiserlichen Gesandten Grafen von Seckendorf, den sanguinischen, allen hellen Freuden des Lebens sehr hingegebenen Herrn, der sich mit vieler Herablassung die Unterhaltung des Dichters Destouches gefallen ließ, und in den Zwischenacten, während bei offenem Vorhange die Bühne einige Zeit leer verblieb, mit den Pariser Comödiantinnen gar anmuthige Unterhaltung pflegte.

Die Scene hatte eben begonnen; die Darstellerin der herrlichen Rolle der Lisette, dieser Krone aller theatralischen Kammermädchen, entfaltete ihre ganze Kunst in dem Gespräche mit Lisimon — Alles war voll der gespanntesten Aufmerksamkeit — als ein Lakai hinter dem Sessel des Grafen von Seckendorf erschien und diesen vor Aller Augen von der Bühne abrief. Dies Intermezzo erregte eine

augenblickliche Störung, allein das Intereſſe des Spiels nahm bald wieder die Zuſchauer ſo ſehr in Anſpruch, daß ſie es nicht einmal bemerkten, als der vornehme und hochwichtige Mann nicht wieder erſchien, um ſeinen früheren Platz einzunehmen und das Schauſpiel ohne ſeine Anweſenheit zu Ende ging.

Nur Einer am Hofe war von dem Augenblicke, als Seckendorf verſchwunden, in einige Unruhe gerathen; dies war Grumbkow, und er benutzte die erſte Gelegenheit, die ihm ſchicklich ſchien, um ſich aus ſeiner Loge zu entfernen und der Urſache jenes Verſchwindens, die wichtig ſein mußte, nachzuſpüren.

Draußen im Corridor traf er des Geſandten Jäger, der bereits von dieſem abgeſchickt war, ihn zu ſich zu entbieten, zugleich aber auch dem Hofmarſchall zu melden, daß ein plötzliches Uebelbefinden ihn verhindere, der Beendigung des Schauſpiels und der darauf folgenden Abendtafel beizuwohnen.

Grumbkow fand Seckendorf in bedeutender Aufregung.

„Denken Sie, theuerſter Freund, welche ſaubere Beſcheerung ich ſo eben erhalte,“ rief dieſer ihm entgegen. „Rathen Sie! Helfen Sie! Weiß der Himmel, weshalb der Wind in Wien plötzlich ſo umgeſprungen iſt! Ich kann aus der neuen politiſchen Conſtellation nicht klug werden. Hier ſchreibt mir Prinz Eugen, den der ſchlaue Geſandte von England, Robinſon, ich weiß nicht wie, gewonnen hat, ich ſolle die Geſchichte um jeden Preis wieder rückgängig machen. Es läge dem Kaiſerlichen Hauſe Alles daran, die Verbindung mit Braunſchweig nicht vor ſich gehen zu laſſen, und dem Kronprinzen den Willen zu thun, nämlich der Gemahl der engliſchen Prinzeſſin Amalie zu werden. Jetzt ſprechen Sie, was iſt hier zu machen? Die Braten und Kuchen zur Hochzeit ſind ſo zu ſagen ſchon im Ofen! Sie ſehen mich in der vollkommenſten Verzweiflung!“

„Da die Sachen ſchon ſo weit gediehen,“ erwiederte Grumbkow ſchnell und ohne ſich zu beſinnen, „finde ich hier nichts mehr zu thun. Es wäre ſehr gefährlich, dieſe unvermuthete Veränderung dem Könige vorzutragen.“

„Ich hätte Ihre Antwort, verehrteſter Freund, nicht ſo ſchnell und nicht ſo beſtimmt erwartet,“ entgegnete der Graf. „Meine Ordre lautet ſo poſitiv, daß es für mich gefährlich wäre, wenn ich deren Vollziehung in dieſer drängenden Situation nur bis morgen aufzuſchieben gedächte. Meine große Sorge iſt nur die, auf was Art und Weiſe ich die Sache dem Könige vorbringen ſoll,

damit er sich nicht etwa, in erster, hitziger Entschließung, so bei ihm vorauszusehen, Unmanierlichkeiten gegen mich erlauben möchte.«

»Ich hege die feste Ueberzeugung, daß hier von keiner Abänderung mehr die Rede sein kann!« sagte Grumbkow. »Nicht nur, daß die höchsten Herrschaften sich bereits hier befinden, nicht nur die auf morgen schon anberaumte Trauungsfeierlichkeit, sondern auch, daß allen Höfen die Vermählung bereits notificirt und von allen Kanzeln in sämmtlichen Preußischen Landen dieselbe kund gemacht worden, läßt auch nur dem simpeln Vorschlag schon wie eine Tollkühnheit erscheinen. Müßte nicht der König argwöhnen, die Kaiserliche Majestät wolle ihm anjetzt eine offenbare Prostitution bereiten? Würde es nicht wieder von Neuem die gute Harmonie zwischen Vater und Sohn stören, die uns nur mit so großer Mühe herzustellen gelungen ist?«

Seckendorf hatte, während Grumbkow sprach, in tiefem Nachdenken dagesessen; endlich stand er auf und überlas noch einmal die verhängnißvolle Depesche. Es schien als wolle er zwischen den Zeilen etwas herauslesen, so scharf blickte er in das Papier.

»Ich habe mir schon selbst Alles gesagt, was Sie mir nur sagen können,« sprach er dann, »allein mir bleibt dennoch nichts übrig als dem erhaltenen Befehle nachzukommen. Dabei muß ich aber Ihres thätigsten Beistandes gewärtig sein. England würde uns Beiden alle Schuld beimessen, wenn die Sache nunmehr nicht nach seinem Sinne ausfiele.«

»Auch ich sage mir das Alles selbst, und ich sehe wohl ein, daß wir uns nichts Neues mitzutheilen wissen,« versetzte Grumbkow. »Die Sache ist einmal fatal. Handeln Sie wie Sie handeln zu müssen glauben, allein ich, für meine Person, erlaube mir die feierliche Erklärung hiemit abzugeben, daß nichts in der Welt im Stande ist, mich dahin zu bringen, den König von der so plötzlich beliebten Variation zu unterhalten. Derlei ginge bei dem fremden Gesandten wohl mit einem Sturm und Donnerwetter vorüber, dem eigenen Unterthan und Diener aber könnte es den Hals kosten.«

»So ist Diplomaten-Freundschaft!« rief Seckendorf verzweifelnd aus, indem er sich in einen Sessel warf und die Stirne rieb.

»Englands Absicht,« fuhr Grumbkow gelassen fort, »zielt darauf hin, beim bevorstehenden Ableben des Königs, unsern Hof nach Gefallen zu regieren. Es hofft, daß es ihm bei dem jungen Monarchen, wenn dieser sein Schwiegersohn wird, leicht werden würde. Dies sieht aber unser Gnädigster längst ein und deshalb

war er immer gegen diese Vermählung, und folgte Ihren Eingebungen, um sich den Kaiser zu verbinden. Unter solchen Umständen sehe ich keinen günstigen Erfolg der neuen Vorschläge. Ich rathe daher davon ab; sollten Sie aber absolut darauf bestehen, so will ich, um auch meinerseits Kaiserlicher Majestät meine stets dargebrachte vollkommene Ergebenheit und Dankbarkeit auch jetzt noch zu beweisen, dem Könige, wenn er mir davon sprechen sollte, zur Annahme des Vorschlags nicht gerade abrathen. Mehr zu thun erlaubt mir mein ehrliches Gewissen nicht. War ich es ja doch, der seit Jahren, allen Uebrigen zum Trotze, behauptete, daß eine Verbindung dieser Art mit England dem Hause Brandenburg von großem Nachtheil sein müsse. Hätte ich dies nicht gethan, so würde ich schon längst die goldenen Früchte dafür geärntet haben, die mir, als einem armen Familienvater, wohl auch nicht unerwünscht gekommen wären."

Seckendorf betrachtete Grumbkow lange und lächelte dabei, während er eine Prise Spaniol schnupfte.

„Nun gut," sprach er sehr kalt und gemessen, was gegen den früheren vertraulichen Ton grell abstach, „Eure Excellenz sind nicht geneigt, mich zu unterstützen, so wollen wir darüber keine weiteren Worte verlieren. Ich allein werde handeln, wie ich muß, und wie das Unangenehme, so auch die Früchte dieser großen Negociation mir allein aufsparen."

Grumbkow zuckte die Achseln und gab noch viele leere Versicherungen unwandelbarer Ergebenheit, dann bat er um die Erlaubniß sich beurlauben zu dürfen und eilte, mit erleichtertem Herzen, diesen Antrag zurückgeschlagen zu haben, dem Feste zu.

11.

Des Königs Unwohlsein hatte überhand genommen und ihn genöthigt, sich früher als er gewollt, in seine Gemächer zurückzuziehen.

Dennoch war dieser Umstand nicht vermögend, die herzlose Diplomatie in ihrem vernichtenden Gange aufzuhalten. Nichts schien ihr von Werth: weder die Heiligkeit des gegebenen Wortes, noch die Ehre eines befreundeten Staates; es war ihr eben so leicht, ein Herz zu brechen, als einen schmählichen Tractat abzuschließen. Es lag eine Frechheit in diesem treulosen Spiel, die ihrer Kühnheit wegen fast Bewunderung abnöthigen konnte, und die kalte Besonnenheit und schlaue Berechnung des Gesandten mochte

wohl ſelbſt in dem verbündeten Helſershelfer eine Art von Schauder erregt haben.

Seckendorf ließ ſich alsbald mit dem Zuſatze melden, daß er eine wichtige, durch eigenen Kurier erhaltene Meldung Seiner Majeſtät mitzutheilen habe, daß ſolche aber, trotz ihrer Wichtigkeit, dennoch nichts Unangenehmes enthalte. Dieſes allein mache ihn ſo dreiſt, zu ſo ſpäter Stunde Seiner Majeſtät noch läſtig zu fallen.

Während der Kammerhuſar ſich in das Schlafzimmer des Königs begab, konnte man den kälteſten und entſchloſſenſten Diplomaten ſeiner Zeit in der Antichambre in ziemlich ſtarker Bewegung ſtehen ſehen. Bald zupfte er an dem Spitzenjabot, bald warf er den Kopf in die Höhe und ſtierte an die Decke, dann trat er vor den Spiegel und ſtudirte ſeine Miene. Der Kammerhuſar blieb lange fort und die Stimme des Königs war nur undeutlich zu vernehmen. Im Tone ſchien etwas Ungehaltenes zu liegen und hie und da wurde ein Ausdruck gehört, der eben nicht artig klang. Endlich öffnete ſich die Thüre des Schlafzimmers; Seckendorf war zu gleicher Zeit mit ſeiner Anrede in Ordnung und trat, ein unwiderſtehliches Lächeln um den Mund, zu dem kranken Monarchen ein.

Der König lag im Bette.

„Ein Kurier des Prinzen von Savoyen," begann Seckendorf ſeine Anrede, „hat mir eine importante Eröffnung für Eure Majeſtät gebracht. Ich erſcheine daher noch zu dieſer Stunde, weil das Geſchäft keinen Aufſchub leidet, muß aber vorher ganz unterthänigſt bitten, daß Eure Majeſtät ſich nicht im Geringſten ereifern wollen, vielmehr den der gemeinen Wohlfahrt heilſamen Vortrag ruhig anhören, um ſofort Höchſte Entſchließung darüber nehmen zu können. Die Sache muß übrigens tiefes Geheimniß bleiben."

Der König erwiderte auf dieſe Anrede, wie er in der übelſten Laune von der Welt ſei, da ihn ſeine Schmerzen verhinderten, an den Feſtlichkeiten ſeinen gehörigen Antheil zu nehmen. Dies war dem liſtigen Geſandten erwünſcht, und ohne ſich lange zu beſinnen, ſagte er:

„Wie nun? wenn man die Feſtlichkeiten aufſchöbe?"

Der König antwortete nicht.

Seckendorf rückte nun behutſam weiter und endlich mit dem Vorſchlage heraus, des Kronprinzen Hochzeit rückgängig zu machen. Vorerſt meinte er, könne man in der Unpäßlichkeit Seiner Majeſtät einen Grund hiezu finden, die Vermählung vorläufig bis auf

Weiteres hinaus zu ſchieben, mittlerweile aber den Anträgen Englands volles Gehör ſchenken und die Unterhandlungen deshalb einleiten. Aber der kranke König erhob ſich in ſeinem Bette, und rief mit zornglühendem Antlitze:

„Bei meiner Treu! wenn ich Ihn nicht ſo wohl kennte, Seckendorf, und wüßte, daß er ein ehrlicher Mann, ſo glaubte ich — Er träumte. Hätte Er mir das vor drei Monaten geſagt, ſo wüßte ich nicht, was ich aus Liebe für Ihro Kaiſerliche Majeſtät gethan, wenn ich gleich die Verbindung mit England ſtets wider Dero, auch wider mein Intereſſe betrachtet. Aber nun, da ich mit der Königin ſchon hier und die ganze Welt weiß, daß morgen das Beilager geſchehen ſoll, da ſollte ich mich der engliſchen Fineſſe gefangen geben, und mich vor der ganzen Welt als einen wankelmüthigen Menſchen proſtituiren, der weder Ehre noch Parole halten kann? Und das verlangt Er?“

„Wollten Eure Königliche Majeſtät mich nur gnädigſt auszuhören geruhen,“ fiel der Graf mit der unerſchütterlichſten Kälte dem aufgebrachten Monarchen in's Wort. „Ihre Kaiſerliche Majeſtät würde mit der größten Vorſichtigkeit in Allem zu Werke gehen, ſo daß Eurer Majeſtät nichts zugemuthet werden würde, was nicht mit einer wahren und aufrichtigen Freundſchaft übereinkäme. Nichts ſollte unternommen werden, ſo gegen Dero Ehre, Reputation oder Willen wäre —“

„Schön geſprochen! wohl geſprochen! Nichts gegen meine Ehre und Reputation! Es ſtößt mir das Herz ab!“ ſchrie der König, „mich wollen zu einer Lacheté treiben! mich! mich! Nimmermehr! Die verfluchten Intriken — der Teufel ſoll ſie holen!“

Seckendorf zog ſich nach dieſen kräftigen Ausbrüchen noch nicht zurück.

„Es iſt in der That nichts Ungewöhnliches,“ ſprach er ſehr gelaſſen, „daß ſolche große Mariagen, wenn ſie auch auf dem Schluß geſtanden, annoch aufgeſchoben oder wohl gar verändert wurden. Ich finde nicht, daß Ihro Königlichen Majeſtät Ehre der geringſte Nachtheil erwachſen könnte, wenn dergleichen mit allſeitiger Zuſtimmung der Intereſſenten, wie ſolches billig, geſchähe.“

„Nichts da!“ ſchrie der König wieder. „Ihr wollt mich Alle zum Schelm machen, ich will's nur gerade heraus ſagen. Aber Ihr Leute ſolltet mich doch beſſer kennen!“

„Eure Majeſtät ſind und bleiben Herr zu thun und zu laſſen,“ nahm Seckendorf wieder ruhig das Wort, „und Sie haben ehrliche Leute um ſich und keine Verräther, die ſich etwa zu Dingen

emploviren ließen, ſo wider Dero Ehre ſeien. Ihro Kaiſerliche Majeſtät haben, als ein gemeinſchaftlicher Freund, nichts Anderes thun können, als dasjenige Eurer Majeſtät im höchſten Vertrauen mitzutheilen, was im Namen des Königs von England durch deſſen Geſandten in Wien ſchriftlich angebracht worden. Obwohl es nun ſcheint, daß es Ihro Kaiſerlichen Majeſtät Intereſſe nicht wäre, die beiden Könige von Preußen und England ſo eng mit einander vereinigt zu ſehen, ſo muß aber durch dieſes Benehmen die ganze unparteiiſche Welt erkennen, wie die Wohlfahrt von Europa und ſonderlich des teutſchen Vaterlandes, welche von dem guten Einverſtändniſſe zwiſchen Preußen und England mit abhängt, Ihro Kaiſerlichen Majeſtät mehr, als Dero eigenen Hauſes Vortheil am Herzen liegt. Zumal da durch den von England gethanen Vorſchlag das Preußiſche Haus anſehnlichen Nutzen zu erwarten —"

Hier hielt der Diplomat lauernd inne, um zu hören, welchen Eindruck dieſe Stelle ſeiner wohlausſtudirten Rede, auf den guten König machen würde, dem der Flor ſeines Hauſes über Alles ging.

Friedrich Wilhelm ſchien auch wirklich nachzudenken und wandte den Kopf von dem Sprecher weg; allein keine Antwort erfolgte und ſo fuhr denn Seckendorf fort, den Monarchen zu beſtürmen. Er ſchilderte die ungemein ſchädlichen Folgen einer fortwährenden Animoſität zwiſchen Preußen und England mit den grellſten Farben, und fügte hinzu, daß dieſe Zuſtände ſich noch heftiger geſtalten müßten, wenn der König darauf beharrte, das höfliche Anerbieten Englands und des Kaiſers Vermittlung auszuſchlagen. Wenn nun gleich alle Präparatorien zu Vollziehung der Heirath des Kronprinzen mit der Prinzeſſin von Bevern ſchon auf Morgen vorgekehrt, ſo dürfte ſeines Bedünkens eine Abänderung inzwiſchen ſo weit gemacht werden, daß, ſtatt des Kronprinzen Vermählung, die des Prinzen Carl mit der Prinzeſſin Charlotte vor ſich ginge —

Weiter ließ ihn der König nicht ſprechen.

„Nie werde ich meiner Ehre und Parole einen ſolchen Schandfleck aufhängen!" ſchrie er. „Alles das, was man mir vorſchlägt, läuft wider mein Gewiſſen! Ich muß glauben, daß durch ſolche höchſt verwunderliche Propoſitionen Seine Kaiſerliche Majeſtät ſich durch England verleiten läßt, um unter allerlei Vorwand ſich von mir zu entfernen. England kann nichts Anderes als eine myſteriöſe Abſicht dabei haben, die auf meine Proſtitution abzielt."

Seckendorf ſuchte noch immer mit glatten Worten den aufgebrachten König zu beſchwichtigen, allein es wollte nichts fruchten.

„Hab' ich's doch gleich gedacht," rief dieſer in ſtets ſteigendem

Ingrimm, „daß Alles wieder eine Intrike von der Königin iſt! Das hilft man aber nichts! Morgen iſt die Hochzeit und gebt Euch deshalb weiter keine Mühe. Seiner Kaiſerlichen Majeſtät werde ich die kräftigſte Verſicherung meiner Ergebenheit zu ertheilen wiſſen, allein mit dem unvermutheten engliſchen Antrag kann es nun einmal nicht gehen. Jetzt verlaßt mich — da habt Ihr Euren Beſcheid!“ —

Seckendorf ſah zu wohl ein, daß für den Augenblick hier nichts mehr zu unternehmen ſei, und indem er ſich daher mit einer tiefen und ſtummen Verbeugung beurlaubte, hörte er noch, wie der König, ſich nach der Wand drehend, ausrief:

„Denkt doch! Wer hätte das ſollen glauben von Leuten, die mich kennen ſollten und die ich gewiß beſſer kenne, als ſie glauben. So nagen ſie aber an meinem Herzen, bis ich todt ſein werde! Doch ich will Dinge thun, daß ſie ſich verwundern ſollen.....“

Seckendorf hatte ſich nun entfernt.

Als er zu Hauſe ankam, fand er Grumbkow in höchſter Unruhe ihn erwartend. Den ſchlimmen Erfolg der Sendung hatte dieſer vorausgeſehen.

„Es iſt mir während Ihrer Abweſenheit klar geworden,“ ſagte der Preußiſche Miniſter, „daß das Ganze von Seiten Englands darauf abgeſehen iſt, Eure Excellenz um das Vertrauen meines Königs und Herrn zu bringen. Gottlob, daß ich mich zu der Commiſſion nicht gebrauchen ließ, ſonſt wäre der Verdacht auch auf mich geworfen, und Alles wäre irréparablement verloren. Nun iſt nichts übrig, als mich Morgen mit dem Früheſten zu Seiner Majeſtät zu begeben und ihr wieder den Argwohn, ſo gut es gehen will, zu benehmen.“

Beide Freunde trennten ſich für wenige Stunden: denn die Audienz bei dem Könige und ihre darauf folgende Unterhaltung hatte den größten Theil der Nacht gewährt und am andern Morgen bei ſo früher Zeit, als es angehen konnte, ſuchte Grumbkow ſchon den König zu ſprechen.

„Alles geht gut!“ rief er, indem er kurz vor dem Beginn der Trauungsceremonie, zu Seckendorf in das Zimmer trat. „Die Mine hat fehlgeſchlagen und wir Beide haben miraculeusement mehr an Credit gewonnen, als verloren. Eure Excellenz können aber überzeugt ſein, daß man ſo Etwas zum zweiten Male nicht wieder wagen darf. Der König ſah blaß und niedergeſchlagen aus, als ich zu ihm eintrat. Er dauerte mich und da er die Theilnahme aus meinem Geſichte leſen mochte, erzählte er mir Alles

umständlich und tractirte mich dabei als seinen getreuesten Diener. Ich habe es hierauf für meine Pflicht gehalten, ihm begreiflich zu machen, daß Eure Excellenz vollkommen unschuldig und seine Ungnade keineswegs verdienten. Was Sie gethan, sei aus Kaiserlicher Majestät Auftrag geschehen, aus dem keine andere Absicht hervorgehe, als in Allem zu seiner, des Königs, Vergrößerung und Vergnügen beizutragen, indem des Gesandten in Wien Anbringen geschienen, als gereichte es zu beider Königlichen Häuser bessern Aufnahme. Kaiserliche Majestät, als wahrer Freund, habe sich natürlich nicht entbrechen können, jenes Anbringen durch dero Gesandten, anher gelangen zu lassen, bei uns stünde es nun, zu thun was uns gefällig. Die Königin und der Kronprinz wüßten gewiß von der ganzen Sache keine Sylbe und wäre es Unrecht, hier an Intriken von ihrer Seite zu denken. Diese Darstellung nahm der König gnädig auf und beruhigte sich dabei. Ich habe nunmehr die beste Hoffnung, daß Eure Excellenz bald wieder mit dem Gnädigsten auf dem alten vertraulichen Fuß stehen werden, aber mit einer Abänderung der Heirath dürfen Sie wie natürlich für nun und nimmermehr dem Könige kommen."

Seckendorf beendigte ernst und kalt seine Toilette. Der letzte Orden wurde angesteckt und das große Band umgelegt, dann stieg er in seinen Wagen, um sich in das Schloß zu den Herrschaften zu begeben. Grumbkow folgte ihm in dem seinigen.

Als der östreichische Gesandte des Königs von Preußen ansichtig wurde, wollte er sich, mit betrübter Miene auf ein Knie vor ihm niederlassen; Friedrich Wilhelm reichte ihm aber die Hand. Seckendorf erkundigte sich nun mit großer Theilnahme nach des Monarchen Befinden.

„Da das Gemüth nunmehr beruhigt," erwiderte der gerade deutsche Fürst, „so ist der Leib auch wieder gesund."

Diese Aeußerung würde auf jeden Andern, als auf unsern verstockten Diplomaten, der allein die Deutung dieser Worte verstand, gewiß einen rührenden Eindruck gemacht haben, eben so rührend war es aber auch zu sehen, wie der Königliche Vater das Ceremoniell der Trauung beschleunigte, aus Besorgniß es könne noch irgend eine Gefahr oder Unruhe bringende Störung unversehens hereinbrechen.

12.

Kanonendonner verkündigte der Stadt und der ganzen Umgegend den feierlichen Akt; der gelehrte Abt Mosheim hatte die

Rede der Weihe geendet und man drängte ſich mit Glückwünſchen um die hohen Neuvermählten.

Friedrich hatte ſich geduldig in Alles gefügt. Er ſah durch den trüben Spiegel der Gegenwart in die lachendere Zukunft und war leichtſinnig genug, nicht daran zu denken, daß er dadurch vielleicht ein Herz brechen würde, das ſich in unerwiederter Liebe zu ihm verzehrte. In den kurzen Zuſammenkünften, die er mit ſeiner Braut gehabt hatte, glaubte er die vorgefaßte Meinung von ihr vollkommen beſtätigt gefunden zu haben. Sie ſchien ihm eines jener guten Geſchöpfe, die das Schickſal gleichſam aus Ironie auf einen Standpunkt hingetragen, für den ſie nicht paſſen. Es war feſt bei ihm beſchloſſen, dieſes Band, das die Politik geſchlungen, nicht zu achten und das Opfer, welches er der Convenienz gebracht, nicht weiter zu treiben.

Die junge Kronprinzeſſin hatte wohl Geiſt genug, den Eindruck, den ſie auf ihren Gemahl machte, richtig zu beurtheilen, allein eine ihr angeborene Herzensgüte und die Gewohnheit, dem Willen ihrer Eltern zu folgen, verhinderte ſie, einen offenen Widerſtand zu wagen. Sie war dabei ſo jung, daß ſie von dem ihr bevorſtehenden Looſe ſich keinen deutlichen Begriff zu entwerfen im Stande war. Es fehlte ihr nicht an körperlichem Reiz und einer Sanftheit, die ſie im vertrauten Umgange liebenswürdig erſcheinen ließ; hierauf bauten nun diejenigen, die es gut mit ihr meinten, die Hoffnung, daß es ihr endlich wohl gelingen würde, das Herz ihres Gatten ſich zu gewinnen. Dieſe Ueberzeugung theilte auch die edle Frau von Wreech, die in dieſer Verbindung, welche Friedrich mit dem Vater vollkommen verſöhnte und den Frieden in der Familie befeſtigte, nur Heil und Segen für das große Ganze entkeimen ſah.

Allein die Erziehung, welche die Kronprinzeſſin genoſſen und die Anſchauungen, die ſie am Hofe von Braunſchweig unter den Augen der bis zur Lächerlichkeit ſtolzen Tante, der regierenden Herzogin, erhalten, waren größtentheils die Urſache, daß dieſes von den Diplomaten geknüpfte, und von den beſten Wünſchen geſegnete Band, die Erwartungen, die man davon hegte, nicht erfüllte.

Nachdem das feierliche Bankett, welches auf die Trauung unmittelbar folgte, beendigt war, entfernte ſich Friedrich aus der Verſammlung und eilte in ſein Kabinet. Hier war er mit ſich allein, und konnte ſeinen Empfindungen Worte geben. Das längere Schweigen drohete ihn zu erſticken. Er riß die Uniform auf,

die ſteife Halsbinde herunter und warf ſich mit thränenden Augen in die Polſter einer Ottomane.

„Allein — allein!“ ſeufzte er ſchmerzlich auf — „kein Freund, der meine Klagen hört — der mich verſteht. — So bin ich denn für ewig gekettet an den ungeliebteſten Gegenſtand — o mein Vater! ich fürchte du haſt zwei Unglückliche gemacht! Aber Unglück für Unglück! Er ſoll ſie hören die Klagen, die wir Beide unaufhörlich ausſtoßen werden; er ſoll die Vorwürfe hören, die ihn, den Vollſtrecker unſres traurigen Schickſals allein treffen müſſen. Iſt es denn als Chriſt gehandelt, zwei Weſen, die ſich gleichgiltig geblieben wären, in die Nothwendigkeit zu verſetzen, ſich haſſen zu müſſen? ſie aneinander zu feſſeln durch geheiligte Bande, damit ſie ſie zerreißen und aller Sünden theilhaftig werden, die aus einer ſchlechten Ehe entſpringen können? Ich bin zu Allem entſchloſſen! Was auch daraus erwachſen möge, jeder Fluch trifft nur ſie, die mich zwangen und die dieſen Schritt zur Bedingung meiner Freiheit, meines Lebens machten.“

Er ſchauderte in ſich zuſammen und blickte dann mit trockenen Augen ſtarr vor ſich hin.

„Ich bin ſtets unglücklich geweſen,“ ſagte er nach einer Pauſe, „und ich glaube, daß es mit mir auch ſo bleiben wird.“

Er gelangte nach und nach zu einer ruhigeren Faſſung; der erſte Ausbruch des lange unterdrückten Gefühls war vorüber.

„Geduld wird mich tröſten,“ ſprach er dann; „ich war entſchloſſen und ich bin's noch! Ich trotze meinem Verhängniſſe nicht. Vielleicht würde ein Glück, das den Unglücksfällen, die ſeit der Geburt auf mir laſten, plötzlich gefolgt wäre, mich um das Gefühl gebracht haben, das mich nun erhebt. Ich darf mir ſagen: ich bin nicht wie die Andern! Möge nun das Unvermeidliche ſich erfüllen! Ich habe den einzigen Fehltritt meiner Jugend, der dem treuen Freunde das Leben raubte, genug gebüßt. Und am Ende beſitze ich auch noch Mittel, allem Elende, wenn es mich übermältigen ſollte, die Spitze zu bieten! Eine kleine Piſtole kann mich befreien. Gott wird mir verzeihen! Für dieſes gräßliche Daſein muß mir jenſeits der Lohn werden. Wer wie ich es ſo ſehr haßt, offener Gewalt ſich mit Gewalt zu widerſetzen, wird am Ende wohl zu ſolchem Aeußerſten, an ſich ſelbſt verübt, getrieben.“

Dies waren die Gedanken und Empfindungen, welche den unglücklichen Prinzen an ſeinem Hochzeitstage beſchäftigten. Es war ihm nicht möglich, ſich in eine andere Stimmung zu verſetzen, und alle Ausſichten, die er ſich früher ſo ſchön ausgemalt, waren plötz-

lich getrübt und vernichtet. Er konnte das was in ihm vorging, auch in ſeinem Aeußern nicht verbergen und Jedermann bemerkte es, als er nach einigen Stunden wieder in den Verſammlungsſälen erſchien, um ſich dem letzten, dem empfindlichſten Theile der Ceremonie, zu unterwerfen.

Was den ärmſten Gatten beglückt, was ihn über die Sorge der Zukunft erhebt, der ſehnlich von allen Liebenden herbeigewünſchte Augenblick erſchien für Friedrich wie der Moment des Fluches. In der übelſten Laune ſchalt er ſeine ganze Umgebung, tobte mit den Bedienten um Kleinigkeiten und ohne ſeiner jungen Gattin die leiſeſte Aufmerkſamkeit zu bezeigen, ließ er ſich gleichgiltig von dem großen Cortège bis zu den Schlafgemächern geleiten.

Hier nahm ihn der Vater herzlich bei der Hand und ſagte mit dem Tone der zärtlichſten Rührung:

„Fritze, dies iſt der glücklichſte Tag, den ich bis jetzt erlebt habe.“

Dann drückte er den Sohn an die Bruſt, küßte die junge Frau auf die Stirne und entfernte ſich am Arme des Herzogs von Bevern ſchnell aus dem Kreiſe der Uebrigen, um dem Hofſtaate nicht das Schauſpiel eines weinenden Königs zu zeigen. —

Auf einem prächtigen Bette, das mit Stickereien in Gold und Perlen überſäet war, lag die neuvermählte Kronprinzeſſin von Preußen. Ihre Damen hatten ſie entkleidet und die ſtolze Herzogin von Braunſchweig, als ihre nächſte Verwandte, überreichte ihr das Brauthemde aus dem feinſten Battiſt mit Brüſſeler Kanten verbrämt. Dann, den großen Staat des Feſtes, Schlepp, Mantel und Krone mit ſich nehmend, entfernten ſie ſich Alle, und Stille und der Schein einiger Wachskerzen, die hinter einem halbdurchſichtigen Schirme hervorleuchteten, blieben nun allein in dem Schlafzimmer mit der jungen Frau, deren Bruſt ſich in ſeltſamer Beklemmung dem nächſten Augenblicke entgegenhob. Sie hatte die Augen geſchloßen, um nicht zu ſehen, was mit ihr vorging. Das Weſen ihres Gatten hatte ſie eingeſchüchtert und ſie fürchtete ſich vor ſeiner erſten Umarmung. Nicht lange aber befand ſie ſich in dieſem Zuſtande. Die Ermüdung des Tages, das üppige Lager, der Duft im Gemache, Alles dies übte eine einſchläfernde Gewalt; die ſchon halbgeſchloſſenen Augen ſchloſſen ſich feſter und der traumähnliche Zuſtand ging in völligen Traum über.

Eine Stunde war bereits vergangen. Starke Athemzüge, die ſich aus der Bruſt der Schlafenden ſtahlen, verriethen ihren Zuſtand — ringsum herrſchte tiefe Stille — da ſchwebte über den

Teppich leiſe und unhörbar eine weiße Geſtalt herbei und blieb vor dem jungen Weibe ſtehen, das ſo ruhig über ſein Schickſal hier eines beglückenden Schlafes genießen konnte. Die Geſtalt betrachtete die Schläferin lange, dann berührte ſie unmerklich eine ihrer herabhängenden Hände. Sie war ſchön, weiß und weich, dieſe Hand. Eine ſichtbare Rührung überzog das Antlitz des Betrachtenden; es war das ſiegreiche Ende eines Kampfes.

„Ich wollte Dich glücklich machen, wenn ich es könnte,“ waren die Worte, die ſich wie ein Hauch im hohen Raume verloren, „aber ich will Dich achten und ehren, du armes Weib, wie es das Unglück verdient, auch wenn es nicht auf dem Throne ſeine Tage verſeufzt.“

Dann entſchwebte die Geſtalt wieder dem Gemache, ſo leiſe wie ſie gekommen war, und der Reſt der Nacht entſchwand ruhig und ungeſtört.

Als am andern Morgen die junge Frau erwachte, blickte ſie heiterer als je zuvor in's Leben. Ein Traum hatte ihr die Zukunft gezeigt. Sie erblickte ſich darin als die Gefährtin eines glänzenden Schickſals; ihr waren lange Jahre vorbehalten, um ſich der herrlichſten Ereigniſſe erfreuen zu können. Der reiche, bunte Traum hatte ſie während des Schlafs nicht beunruhigt; ihre Brautnacht, die erſte Nacht ihres neuen Lebens, war vorübergegangen, ohne daß irgend eine ihrer unbeſtimmten Befürchtungen eingetroffen wäre.

Da kam ihr Gemahl mit vom Nachthau durchnäßten Haaren aus dem Park und ſie glaubte die erſte Freude der jungen Gattin zu koſten, als ſie ſich ihm mit theilnehmender Beſorgniß nähern durfte, um ihm die heiße Stirne zu trocknen. Eine Vorſtellung darüber, daß er ſeine Geſundheit nicht preisgeben möchte, wagte ſie nicht, obgleich ihr die Luſt dazu faſt das Herz abdrückte.

13.

Der Kronprinz war mit ſeinen Eltern voraus wieder nach Berlin geeilt, wo man Alles zum Empfange der Kronprinzeſſin auf's Feſtlichſte vorbereitet hatte. Endlich kam dieſer Freudentag für die Einwohner heran. Friedrich Wilhelm, der mit ſeinem ſchönen Militär bei ſolchen Gelegenheiten gern prunkte, hatte eine große Anzahl deſſelben vor dem Cöpenicker Thore verſammelt, um in Gegenwart ſeiner erlauchten Gäſte, denen der ganze Hof entgegen gezogen war, eine glänzende Revue zu halten.

Die Reiſewagen hielten und die Truppen marſchirten in Pa-

rade vorbei, dann ſetzte ſich ein Zug von mehr als ſechszig ſechsſpännigen Staatskutſchen unter fortwährendem Kanonendonner nach dem Leipziger Thore Berlins in Bewegung. Es war ein prächtiger Anblick und das zu beiden Seiten in den Fenſtern und auf den Dächern, wie auf dem ſogenannten Bürgerſteige verſammelte Volk ſchonte ſeine Lungen nicht und rief ſeine Vivats ununterbrochen mit dem Kanonenſchalle um die Wette.

Die Kronprinzeſſin ſaß neben der Königin und ihr zur Seite ritt der König im angelegentlichen Geſpräche mit ihr. Den Kronprinzen ſah man allein zur Linken ſeines Vaters reiten, wie es ſchien mehr auf die freudigen Aeußerungen des Volks als auf ſonſt etwas ſeine Aufmerkſamkeit richtend.

An dem prachtvollen Schlütter'ſchen Portale des alten Schloſſes, deſſen architektoniſcher Ernſt an dieſem Tage durch feſtliches Beiwerk von Blumenkränzen und Fahnen freundlich gemildert war, ſtiegen die Königlichen Herrſchaften aus und Alles begab ſich in die dazu beſtimmten und gehörig bereiteten Gemächer.

In dem Boudoir der Kronprinzeſſin harrte Friedrich's geliebte Schweſter, die ſeinem Schickſale ſtets ſo liebevolle Aufmerkſamkeit ſchenkte, ihrer Schwägerin. Es war ein herzlicher, natürlicher Empfang; alle Etikette ſollte abſichtlich entfernt bleiben. Friderike Wilhelmine wollte der Gattin ihres Bruders Freundin, Schweſter und nichts Anderes ſein. Sie wollte ihr dies ſagen und ſich dadurch das Recht erwerben, alle ihre kleinen Sorgen theilnehmend zu empfangen und ihr den Weg zu zeigen, denſelben abzuhelfen. Eben ſo wollte ſie aber auch an ihren Freuden Theil nehmen, und ſie zum allgemeinen Eigenthum der Familie machen. Sie hoffte nunmehr beſſere Tage im Hauſe zu ſehen und lächelte freudig der Zukunft entgegen, die ihr in der jungen, blonden und anziehenden Erſcheinung der Kronprinzeſſin entgegentrat.

Friedrich ergriff ſeine Schweſter bei der Hand und ſagte zu ſeiner Gattin:

„Hier ſehen Sie das Weſen, das ich auf Erden am liebſten habe; ich bete meine Schweſter an. Sie hat die Güte gehabt, mir zu verſprechen, daß ſie Sorge für Sie tragen und Ihnen mit gutem Rathe beiſtehen will. Ich wünſche, daß Sie ſich ihr ganz anvertrauen und nichts unternehmen möchten, ohne ſie vorerſt darum zu befragen.“

Die Kronprinzeſſin ſtand ängſtlich und ſchüchtern da und verneigte ſich.

Ihr Gatte ſchien mit dieſer Aeußerung der Zuſtimmung nicht

zufrieden, und nachdem er eine kleine Weile auf eine beredtere gewartet hatte, fragte er etwas unwillig:

„Haben Sie mich verſtanden?“

Da tönte ein leiſes Ja aus dem kleinen Munde der jungen Frau.

Die Prinzeſſin von Preußen umarmte ſie herzlich und küßte ſie. „Sie ſind ermüdet und erhitzt,“ ſprach ſie, „erlauben Sie mir, daß ich dieſes Band löſe und die Haare ein wenig in Ordnung bringe, die allen Puder verloren haben. Setzen Sie ſich, liebe Schweſter!“

Die Kronprinzeſſin that es ſtumm und gehorſam.

„Ihre Leute ſind noch nicht hier,“ rief lächelnd zu ihrem Bruder gewandt die Prinzeſſin von Preußen, „und die Haare ſind ja ganz zerzauſt —“

Während die lebhafte Schwägerin ſie nun mit wahrhafter Kunſtfertigkeit arrangirte, verzog der ſchöne weiße Kopf der Kronprinzeſſin keine Miene und ließ Alles mit ſich vornehmen.

Friedrich ging, ſich die Lippen beißend, mit heftigen Schritten auf und ab; dann nahm er ſeine Gattin bei der Hand.

„Es iſt gut ſo,“ ſagte er, „kommen Sie!“ und als ſie aufſtand, fügte er unwillig lächelnd hinzu: „Aber ſo danken Sie doch meiner Schweſter!“

Sie that es in zwei Silben und verbeugte ſich ſteif.

Obgleich ſich Alles bemühte, der Kronprinzeſſin die fremde Umgebung vertrauter zu machen, ſo ſchien doch der Eindruck, den ſie auf ſie hervorbrachte, ſo unheimlicher und einſchüchternder Art zu ſein, daß ſie ſich mit keiner Aeußerung, ja faſt mit keiner entſchiedenen Bewegung hervorwagte. Jetzt wußte ſie noch ihren Vater, den Herzog von Bevern, ſo wie den Herzog und die Herzogin von Braunſchweig in der Nähe, ſie ſah ſich von einer ſie liebenden Familie umgeben — denn die Abneigung ihres Gemahls ahnete ſie nicht — und doch vermochte ſie nicht, ſich eines drückenden Zwanges zu entledigen.

Man brachte ein paar Stunden im engern Kreiſe der nächſten Verwandten zu, dann erhob ſich der König ſelbſt, um ſeine geliebten Kinder in ihre neue Wohnung, das unweit vom Schloſſe, dem Zeughauſe gegenüberliegende, neu eingerichtete Palais, zu führen. Die Königin mußte auf ſeinen Befehl ihn begleiten.

Noch an demſelben Abende hatte der König bei ſeinen deutſchen Hofcomödianten ein Schauſpiel beſtellt. Der nachmals ſo berühmte Schuch befand ſich damals als junger Menſch in Berlin,

und gefiel in den Rollen des Hanswurſt allgemein. Der König liebte dieſe Vergnügung ſehr, obgleich der feinere Sinn der Damen ſich nur mit einigem Widerwillen dazu bequemte, den Vorſtellungen beizuwohnen.

Das Theater war in der ehemaligen Reitſchule aufgebaut, und um dahin zu gelangen, mußte man durch den Marſtall gehen, aus dem ſich ein langer, ſchmaler Gang nach den Logen zog, denen es nach dem Geſchmacke der damaligen Zeit an barocken Zierrathen eben nicht gebrach.

Am Ende des langen Ganges ſtand der König ſelbſt, der ſich immer früher in das Theater zu begeben pflegte, um die von ihm geladenen Gäſte perſönlich zu begrüßen und den Vornehmſten die anſtändigſten und beſten Plätze anzuweiſen.

Auch an dieſem Abende war dies der Fall.

Die Verſammlung war faſt vollzählig und bereits ſah man Glanz und Reichthum, Macht und Schönheit die Gallerien füllen; jetzt erſchallten Trompeten und Pauken aus den ſogenannten Trompeterlogen, von dem lärmenden Vivatrufe Aller begleitet, und die Königin trat im vollſten Staate, von ihrer Schwiegertochter und ihren ſämmtlichen Verwandten begleitet, in den Saal.

Es machte einen angenehmen Eindruck, neben der ſtolzen, reifen Frau, die im Glanze der Diamanten ſtrahlte, die einfachgekleidete, junge Kronprinzeſſin zu bemerken, die, ob abſichtlich oder nicht, das zierliche Reifencoſtüm, das von jener Pracht ſo ſehr abſtach, noch beibehalten hatte. Es beſtand in einem Unterkleide von roſafarbenem Atlas und einem enganſchließenden Ueberrocke von apfelgrünem Seidenpiqué, mit ſchwarzem Sammtbeſatze, den Perlenſchnüre auf der Bruſt zuſammenhielten. Auf die weißgepuderten Locken war ein ſchwarzer Sammthut gedrückt, der ungefähr die Form unſerer jetzigen Männerhüte hatte und den gleichfalls eine dicke Perlenſchnur umgab. Die Reife, die Erhitzung und die innere Bewegung, ließen die weiße Geſichtsfarbe der jungen Frau noch bleicher erſcheinen, und die blauen großen Augen, die beim Scheine der Lichter an Feuer gewannen, verliehen ihr einen noch erhöheten Reiz. Den Anweſenden gefiel dieſes Alles und man ging ſo weit, der Bläſſe des Geſichts eine Deutung geben zu wollen, die in dieſem Falle gewiß zu kühn war. —

Man hatte bereits Platz genommen, und der König, der noch einige Befehle zu geben ſchienen, wollte ſo eben ſeinen inne gehabten Poſten an der Thüre verlaſſen, um ſich in ſeine Loge zu verfügen, als ein fürchterliches Gekraſſel ſich vernehmen ließ, welches auf das Dach des Theaters fiel.

„Das iſt Hagel! ein Ungewitter!“ rief Alles durch einander. Plötzlich entlud ſich ein gräßlicher Wetterſchlag; man ſprang entſetzt in die Höhe und in demſelben Augenblicke erſcholl ein durchdringendes Geſchrei aus dem an das Theater gränzenden Pferdeſtall. Der Blitz hatte eingeſchlagen, jedoch zum Glücke nicht gezündet. Die Verwirrung wurde nun allgemein, und gekrönte Häupter und fürſtliche Perſonen, Miniſter und Hofbediente, Stutzer und zarte Damengeſtalten drängten ſich in ängſtlicher Haſt durch die ſtampfenden und ſchlagenden Roſſe, die trotz aller Mühe nicht beruhigt werden konnten. Da gab es trotz der unbeſchreiblichſten Bangniß und Sorge manche lachenerregende Scene; der Putz wurde von dem unbarmherzigen Regen durchweicht und umhing ſchlaff die Jammergeſtalten der armen Zuſchauer; eine ſtolze Herzogin hing ſich an den Arm des geſchminkten Hanswurſten; ein Prinz brach ſich mit Fauſtſchlägen Bahn durch das Gedränge; das vom Himmel herabſtrömende Waſſer hatte eine förmliche Sündfluth erzeugt, durch die man zu waten ſich entſchließen mußte; bei den Wagen entſtand ein förmlicher Kampf; Niemand ſah nach Warren und Livree, ſondern Jeder warf ſich über Hals und Kopf in das Fuhrwerk, das er eben erreichen konnte, und ſo fanden die ſeltſamſten Verwechslungen ſtatt: die komiſchſten Combinationen entſtanden; Perſonen, die ſich nicht leiden konnten und ſich aus dem Wege gingen, wo ſie ſich trafen, ſahen ſich bei dem Leuchten eines Blitzes in dem engen Raume einer Carroſſe einander gegenüber; Andere, die einen falſchen Kutſcher hatten, wurden in eine fremde Wohnung gebracht und brauchten eine Stunde, um dann wieder die ihrige zu erreichen.

Ueberall verkündete ſich jedoch eine trübe, ja ängſtliche Stimmung durch dieſen Vorfall. Man murmelte viel von einem böſen Omen. Die ganze Nacht hörte das Unwetter nicht auf und zerſtörte alle feſtlichen Anſtalten zur Beleuchtung der Stadt. In den Straßen Berlins hörte das Rollen der verſpäteten und falſch benützten Equipagen nicht auf und die Einwohner waren auf allen Punkten beſorgt auf den Beinen. Von den Höhen der Thürme lugten die Feuerwächter weit hinaus in die Nacht. Dazwiſchen tönte ſchaurig ihr Kuhhorn als Zeichen der Wachſamkeit.

Dies aber war die erſte Nacht, die Friedrich, der Kronprinz von Preußen, mit ſeiner jungen Gemahlin in Berlins Mauern durchwachte.

II.

14.

Es war ein reizender Herbſtabend.

Das Waſſer des See's ruhte als klarer Spiegel, der die ihn umgebenden Gegenſtände wiederſtrahlte: der Wald lag ſchweigend; kein Wipfel rührte ſich. Im Durchblick nach dem freien Felde, an deſſen äußerſtem Ende, wie eingerahmt von dem goldumſäumten Gewölk, der ſpitze Kirchthurm des Städtchens ſichtbar wurde, ſpielte ein letzter Sonnenſtrahl in grellen Tinten. Die Luft war noch mild und eine trauliche Schwermuth lag nicht laſtend, ſondern erhebend auf dem Bilde. Nichts verſetzte hier den Athem; es ließ ſich frei Luft ſchöpfen bei dieſem Abſchiede, den die Natur nach gewohnter Weiſe ſo ſchonend von der ſchönen Jahreszeit nahm.

Oben auf der Plattform des Schloſſes, die, von hohen Orangen und Agaven umgeben, ſich durch eine mächtige Glasporte den Damengemächern anſchließt, ſitzt ein ſchöner Kreis mit allerlei Arbeiten beſchäftigt, wie ſie Laune und Geſchick an die Hand geben.

In der Mitte des Ganzen zieht eine ſtattliche Frau, die an einer Tapiſſerie wirkt, zuerſt unſere Blicke auf ſich. Ihre feinen Züge ſcheinen von einem angenehmen Gedanken beſeelt, der ihr durch die Erinnerung fliegt; ſie iſt nicht bei der Arbeit und ſticht mechaniſch in den Stramin, die Lücken zwiſchen der Zeichnung mit einfarbiger Seide ausfüllend.

Neben ihr ſitzen, mit Büchern in der Hand, zwei jüngere Damen, die, obgleich von ziemlich vertieftem Ausſehen, dennoch dem, was ſie eben leſen, nicht hingegeben zu ſein ſcheinen.

Am äußerſten Ende der Plattform, dort, wo die Ecken des

Steingeländers den Winkel bilden, erblicken wir noch vier oder fünf Andere, die zierliche Stockbänder nesteln, oder klöppeln, zeichnen und sogar spinnen. Eine jetzt unter den Damen ganz aus der Mode gekommene Beschäftigung. Es ist zu beklagen. Das zierliche Instrument, der Rocken aus Elfenbein und Ebenholz, das im Tacte auf und nieder schwebende Füßchen, das spinnende Händchen, gaben wohl sonst zusammen ein Bild, gar anmuthig und des Wohlgefallens werth. Und wie hatte die Spinnerin Alles in ihrer Macht, um die Conversation, die sie umgab, zu beherrschen, und ohne ein Wort zu sagen, Wohlgefallen oder Widerwillen daran auszudrücken. War sie ungehalten, überdrüssig, so drehte sich das Rädchen schneller, so schnurrte es stärker und übertönte das Gespräch; war das Thema interessant, das verhandelt wurde, so war die Schwingung leiser, langsamer, oder stand am Ende wohl ganz still. Zorn oder Ungeduld sprach sich durch das heftigere Auftreten aus, und was heutzutage die Sitte als durchaus unzulässlich verbannt hat, war damals möglich: die Spinnerin durfte sogar mit dem Füßchen stampfen, denn sie konnte diese offene Aufwallung des Zorns dem spröden Flachse zuschieben, der den Faden so oft reißen ließ.

Unsere Spinnerin auf der Plattform des Schlosses schien jedoch an jenem milden Herbstabende mit diesem selbst im Innersten vollkommen übereinzustimmen und von jeder heftigen Gemüthsbewegung sehr weit entfernt zu sein.

Es war eine große, schlanke Gestalt von noch überaus jugendlichem Ansehen; die Reize des reifern Weibes erscheinen hier nur erst angedeutet; die Fülle des Busens fehlt, und der lange Hals senkt sich daher lässig zur Brust, nicht gehemmt von den herrlichsten Trägern einer schönen Haltung. Die Haut war weiß und zart und die in flüchtigen Locken herabwallenden, ungepuderten Haare, zeigten jene feine, seltene Mischung, welche von den Franzosen ziemlich ungenau cendré genannt wurde, und die wir unmöglich aschgrau zu nennen uns entschließen können. Es ist die Farbe der hellern, an's Isabell streifenden Haselnüsse, wenn diese, noch frisch, mit einem leichten Silberhauche überflogen sind. Hand und Fuß waren von auffallender Schönheit und das große, blaßblaue Auge, dem nur die Schwärmerei gebrach, um es unwiderstehlich zu machen, blickte unbestimmt hinaus auf das Feld, wo der letzte spielende Sonnenstrahl, wie ein hin und her suchender Landschaftsmaler Tinten und Lasuren prüft und sie dann schnell wieder verwirft, mit neuen Farben sie überfahrend.

Ohne daß dieſe ſtumme Geſellſchaft es gewahrte, war mit einer unbegreiflichen Behendigkeit ein ſylphenhaftes Weſen aus dem Salon getreten und überflog nun, mit keck über einander geſchlagenen Armen und einem Ausdrucke von boshafter Laune die Verſammlung. Es war eine junge Frau von kleiner Geſtalt, mit markirten, doch ſehr angenehmen Zügen. Sie ſchüttelte, nachdem ſie eine Weile dageſtanden, bedenklich das Köpfchen, ſchleicht dann ſo loſe, leiſe wie ſie gekommen war, hinter die Leſenden und ſängt nun plötzlich ſo laut zu lachen an, daß Alles erſchreckt in die Höhe fährt.

Die Stickerei war den Händen der Dame, die in der Mitte der Gruppe ſaß, entſunken, aber die Lacherin war ſchnell hinzugeſprungen, um ſie aufzuheben, und ſie ihr darreichend mit geläufiger Zunge zu ſagen: „Belieben Excellenz nur hier rechts auf Fräulein von Schach zu blicken — und mein Lachen wird gerechtfertigt ſein.“

Die ſo angeredete Oberhofmeiſterin von Katſch hatte das Auge kaum nach dem ſtattlichen Oſtpreußiſchen Fräulein, aus dem Geſchlechte der Schach von Wittenau, geworfen, als ſie eine ausbrechende Heiterkeit gleichfalls nicht zu unterdrücken im Stande war.

„Sie ſind aus —?“ fragte hierauf ſchnell die das Aufſehen veranlaſſende Schäkerin das in große Verlegenheit gerathene Fräulein, dem die Gutmüthigkeit aus dem vollen Antlitz leuchtete.

„Aus Rieſenburg in Oſtpreußen —“ ſtammelte die Gefragte in einiger Verlegenheit.

„Da muß man ganz eigene Dinge lernen können — urtheilen Sie doch ſelbſt, meine Damen!“ rief nun die muthwillige kleine Frau, indem ſie mit beiden Händen den Andern zuwinkte, ſich zu ihr hinter den Stuhl des Fräuleins zu begeben, das noch immer unbeweglich in der frühern Stellung verharrte.

„Eh bien, Tourbillon!“ ſagte jetzt die Spinnerin, indem ſie etwas unwillig ſich der Verhandlung zuwandte, „was iſt es denn eigentlich?“

„Eure Königliche Hoheit werden mir Recht geben,“ ſprach lachend die Neckende, „Fräulein von Schach muß in Rieſenburg gewiß ſehr geſchickte Lehrmeiſter gehabt haben. Hier finde ich ſie in der intereſſanteſten Lectüre vertieft, ſie iſt ſo ergriffen, daß ſie nicht hört und ſieht, was um ſie vorgeht, denn ich ſtehe ſchon eine paſſable Weile hinter ihrem Taburet, und — ſie lieſt — ſollte man es glauben? Nein, ich mag es nicht ausſprechen — herbei, meine Damen! überzeugen Sie ſich ſelbſt!“

Während Alles jetzt aufſprang, ſah die arme Dame von Schach auf das Buch, daß ſie in der Hand hielt, und die natürliche Farbe der Geſundheit in ihrem Geſichte nahm einen bedenklichen Charakter an, denn ſie ſpielte plötzlich in's Zinnoberrothe, zugleich aber ergriff der hübſche, ſie vereinigende Kobolt ihren Arm und hielt ihn ſo feſt, daß ſie ihn nicht zu bewegen wagte. Alle, bis auf die Spinnerin, welche die Kronprinzeſſin war, ſahen jetzt in das Buch, und das Lachen wirkte anſteckend.

„Werde ich's nun auch erfahren, was meine Damen ſo allgemein ergreift?“ fragte die Kronprinzeſſin, indem ſie ihr Rädchen wieder gemächlich in Bewegung ſetzte und aus dem ſilbernen Becher, der an dem Rocken hing, die weißen, feinen Finger netzte.

„Fräulein von Schach lieſt in einem Buche, das ſie verkehrt in der Hand hält,“ erwiederte Frau von Katſch lächelnd, „und da dies eigentlich nicht möglich, ſo iſt anzunehmen, daß ſie, von dem Buche angeregt, ihre Gedanken auf irgend einen Gegenſtand beſonderer Neigung lenkte — und es im Selbſtvergeſſen umgekehrt hat.“

„Wenn ich's aufrichtig bekennen ſoll, nahm hier die ſchöne, ſchlanke Wallmoden, der Kronprinzeſſin zweites Hoffräulein das Wort, „ſo ging's uns Allen wohl, wie meiner lieben Freundin mit dem Buche. Wir waren nicht bei der Sache mit unſern Gedanken. Excellenz wollen mir verzeihen,“ ſagte ſie mit anmuthigem Lächeln, von ihrem Sitze zur Oberhofmeiſterin gewendet, „auch Sie haben da ein dunkles Lila ihrem Räuchen in die Flügel gewebt, was mir wahrhaftig nicht an der Stelle zu ſein ſcheint. Ich ſelbſt hatte die höchſt erbaulichen Bekenntniſſe der frommen de la Motte Guyon in der Hand, die mich ſonſt immer vollkommen von allem Aeußern abziehen, allein ich muß geſtehen, daß die Lectüre mich dießmal meine Umgebungen nicht vergeſſen ließ und daß ich — ſelbſt von einer unerklärlichen Präoccupation befangen — meine Augen oft nach den Damen richtete und mich davon überzeugte, daß ein Etwas außer dieſem Kreiſe ſie mächtig beſchäftige.“ —

„Und um nun eben in der himmliſchen Aufrichtigkeit fortzufahren,“ fiel hier ſchnell Frau von Morien ein, die ihres muthwilligen Weſens wegen den Beinamen le tourbillon erhalten hatte, „ſo iſt's kein Mirakel, daß wir uns in dieſer Verfaſſung befanden. Das ſchöne Rheinsberg mit ſeinen Bewohnern trägt bereits einen Spottnamen in der Welt, der uns nicht gleichgiltig ſein kann.“ —

„Einen Spottnamen?“ riefen einige verwundert aus.

„Wie ich Ihnen ſage,“ fuhr die Sprecherin fort, „man nennt Rheinsberg überall nur das Kloſter von der ſtrengen Regel.“

Ein allgemeines Lachen begleitete diese Naivität; einige von den Damen erröthteten, andere blickten in den Schooß. Frau von Morien schien dadurch nicht in Verlegenheit zu gerathen.

„Und ist es denn nicht so?“ fuhr sie fort. „Scheiden sich nicht die Herren von den Damen auf die sonderbarste Weise? Welche geheimnißvolle Stimmung erfüllt sie uns gegenüber? Welche Trennung außer den wenigen Stunden, die uns an der Tafel oder im Concerte vereinigen! Ist so etwas erhört? Entspricht das den Anforderungen der Galanterie? Viel schlechter lebten wir nicht in den unwirthbaren Felsen der grande chartreuse bei Grenoble oder unter den Einsiedlern des Montserrat. Man könnte sich nicht ausgeschlossener fühlen —“

„Doch“ — warf die anmuthig lächelnde Wallmoden ein — „unsere Cavaliere sind mir lieber als Trappisten und Eremiten, die sich selbst bei der Tafel von uns zurückziehen müßten und uns mit Concerten gewiß nicht regalirten.“

„Ich gebe meiner lieben Freundin recht“ — sagte hier eine etwas bleiche, feine Schönheit, die, während sie zugehört hatte, manchen schwärmerischen Blick von tiefer Bedeutung unter den befranzten Wimpern hervorgesandt — „mag ihrer räthselhaften Heimlichkeiten hat dieß Beisammensein in dem reizenden Rheinsberg viel Anziehendes —“

Frau von Morien sah mit zweifelhaftem Blicke auf die Dame, welche so eben gesprochen hatte und lächelte dann. Es war die Frau von Brandt, die ihre Mädchenjahre bei Verwandten in Paris zugebracht, und nun von ihren Eltern, ohne daß ihre Neigung dabei zu Rathe gezogen worden wäre, an einen wackern pommerschen Edelmann, dabei Königlich Preußischen Offizier, vermählt wurde. Man sprach von diesem ehelichen Verhältnisse nicht eben viel Gutes. Die Derbheit des Herrn Gemahls und die übertriebene Empfindsamkeit der gnädigen Frau bildeten hier nicht jene glückliche Mischung, die bei den Glocken guten Klang hervorbringen soll. Frau von Brandt war bei ihrer Rückkehr aus Paris eine Zeit lang in Berlin die Dame nach der Mode gewesen, das was man Heutzutage Lionne nennen würde. Es konnte nicht fehlen, daß sie die Aufmerksamkeit des Kronprinzen alsbald erregte, da ihn Alles, was französische Bildung vertrieth, mächtiger anzog, um so mehr, wenn es sich ihm in der Gestalt eines schönen Weibes präsentirte. Die junge Frau fand sich durch solche Auszeichnung geschmeichelt, und als der kleine, geistreiche Hof zu Rheinsberg gebildet wurde, bestrebte sie sich, zur Gesellschaft der Kronprinzessin

gezogen zu werden. Hier ſtand ſie nun aber ziemlich vereinſamt. Ihr Hang zu Seltſamkeiten, ihre Ueberſpanntheit, die an's Abenteuerliche gränzte, das übertrieben Fremdartige in der Kleidung, kurz die vollſtändige Affectation, die ſich in ihrer ganzen Perſönlichkeit darſtellte, verſcheuchte ſie aus der Vertraulichkeit der übrigen Damen und nur die ſtürmiſche, in allen ihren Beziehungen etwas leichtfertige Morien, ſtand ihr näher.

„Lächelſt Du, Marguerite — meine Perle?“ fragte gedehnt Frau von Brandt — „Ach, was iſt's denn, was uns amüſirt, wenn's nicht die kleinen Agacerien ſind? Die Entfernung verleiht der ſpäteren Annäherung größeres Vergnügen, wie der Sieg dem Kampfe, doch auch eben ſo, die Verſöhnung, die ja auch eine Art von Sieg iſt — nicht wahr?“

Dies war die Art und Weiſe, wie dieſe ſchöne Frau ſich auszudrücken pflegte. Sie gehörte zu jener Schule in der höhern Geſellſchaft, die ſich von Zeit zu Zeit in Paris immer neu bildete und die man mit dem Spottnamen der Precieuſen belegt hatte. Ohne auf ſie zu hören, ſpann ſich das Geſpräch in der begonnenen Weiſe fort, das heißt es drehte ſich um die Abſonderung der Herren aus dem Damenkreiſe. Frau von Brandt ſaß ſcheinbar theilnahmlos dabei, allein man hätte dennoch bemerken können, daß bei den meiſten Aeußerungen ein ſpöttiſcher Zug ihren ſchönen Mund umzog, und bei der Nennung eines gewiſſen Wortes, das matte Feuer ihrer ſtets geſenkten Blicke, ſich etwas zu beleben ſchien.

Dieſes Wort war der Kronprinz.

„Was iſt's nun zum Beiſpiel,“ ſagte die natürliche Wallmoden, „was ſie eben jetzt drüben im andern Flügel verſammelt hält, bei verſchloſſenen Thüren und verhangenen Fenſtern, und was außer dem Herrn Leibkammerdiener Freterstorf jeden Bedienten aus dem nächſten Umkreis verweiſt?“

„Was es iſt, meine Damen?“ rief ſchnell Frau von Morien, „was es iſt? das kann ich Ihnen ſagen. Ich habe gelauſcht.“

„Gelauſcht! Sie weiß es!“ ſo tönte es durcheinander und Alles drängte ſich um ſie her, um die wichtigſten Enthüllungen zu empfangen, nur die Kronprinzeſſin blieb, anſcheinend gleichgiltig, an ihrem Rocken ſitzen.

„Sie treiben Maurerei!“ ſprach Frau von Morien mit ſehr ernſter Miene weiter. „Maurerei, das iſt gewiß!“

„Was iſt Maurerei?“ fragten Einige.

„O das weiß ich wohl,“ ſagte die Schach von Wittenau, mit

einigem Stolze. „Wie ich noch ſehr jung mit meinem Vater in Königsberg war, da hab' ich Alles geſehen.“ —

„So erzähle doch!“ — riefen Alle.

„Es war gerade am Johannimarkte. Wir reisten alljährlich hin,“ ſprach das Fräulein. „In der Vorſtadt waren die Buden aufgeſchlagen, wo viele, viele Juden, mit langen ſchwarzen Bärten“ —

„Nur weiter — weiter“ — rief's.

„Nun ja — in der Vorſtadt, da wohnten wir im Palmbaum.“ —

„Aber die Freimaurer! Du ſpannſt Deine Zuhörer ja auf die Folter!“ ſagte ungeduldig Frau von Morien.

„Die Loge war auf dem Tragheim, und hatte einen ſchönen Garten am Schloßteiche,“ — fuhr das Fräulein mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit fort.

„Es iſt nicht zum Aushalten!“ rief die Morin dazwiſchen.

„Ihr unterbrecht ſie aber auch immer,“ bemerkte die Oberhofmeiſterin ſanft verweiſend. „Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Liebchen, und ſagen Sie uns Alles, was Sie wiſſen.“

Durch dieſe Worte muthig gemacht, ergoß ſich die Rede des Fräuleins geläufiger.

„Ich war mit meinem Vater allein nach Königsberg gekommen, und wir hatten im Palmbaum in der Vorſtadt unſer Quartier genommen. Es war ein heißes, ſchönes Wetter und wie ich im Kalender nachſehe, ſo iſt es gerade Johannistag. Ich freute mich auf eine Spazierfahrt. Aber es ſollte mir nicht ſo gut werden. „„Du wirſt dieſen Nachmittag zu dem Fräulein Rentzel gehen,““ ſprach der Vater, „„ich kann nicht mit dir ſein; Johann wird dich Abends von dort abholen.““

„Das Fräulein Rentzel?“ murmelten Mehre. „Schöne Geheimniſſe der Maurerei!“ riefen Andere.

„So ſchweigt doch! Unterbrecht ſie nicht! Nun wird's kommen! Der Vater thut geheimnißvoll!“ So riefen Alle durcheinander.

Das Fräulein fuhr aber fort.

„Die Rentzel war eine alte, verwachſene Perſon, die im Stifte auf dem reformirten Kirchhofe wohnte und junge Fräuleins in feinen weiblichen Arbeiten unterrichtete. Auch ich, da ich als Kind, bei Tante Hülſen im Hauſe war, wurde zu ihr in die Stunde geſchickt. Ach Gott, das war eine böſe, garſtige Perſon, die Rentzel nehmlich, die uns Fräuleins ſchlecht tractirte. Sie hatte einen abſcheulichen Höcker, ein gelbes, ganz verrunzeltes, oder wie wir damals zu ſagen pflegten — verrenzeltes Geſicht, damit grinzte ſie beſtändig, mit breit auseinandergezogenem Munde, ſo daß um

ihre Augen viele tauſend krumme Linien ſich reiheten und jedes Wort, das ſie ſprach, begleitete ſie ſtets mit einem heiſern, wimmernden Gelächter, hi, hi, hi! Dies war ihr ſo zur Gewohnheit geworden, daß ſie ohne hi, hi, hi! gar nicht zu ſprechen vermochte.«

Wunderbar war es, wie die noch vor Kurzem ſo ungeduldigen Geiſter, wie die unſtäten Blicke, nun ſo ſchnell ihren Anhaltspunkt gefunden hatten. Sie hatten die Mauterei ſchon gänzlich vergeſſen und erfreuten ſich an der Erzählung des Fräuleins, die es in unbewußter Naivität ſo ſatt und vollſtändig zu färben wußte.

Es war eine gewöhnliche Art von Erzählertalent, das dem Oſtpreußen vor vielen Andern angeboren iſt und das auch hier vollſtändig ſeine Macht übte.

»Mir war es nun gar nicht recht,« fuhr das Fräulein von Schach in ſeiner breiten Relation fort, »daß ich meinen ſchönen Johannistag bei dem alten Stiftsfräulein zubringen ſollte. Ich wußte was mich dort erwartete. Ich ſah in Gedanken das hohe, gelbe Haus auf dem einſamen Kirchhofe, mit dem kleinen Blumengärtchen, das dem Schloßteiche abgetrotzt war und bei hohem Waſſer faſt immer beſchädigt wurde; dann fand ich mich ſchon auf den weichen Federpolſtern des Divans, die beim Daraufſetzen das ganze Zimmer mit einem feinen Federſtaub erfüllten, ich roch den unerträglichen Blumenduft, der mir ſtets Kopfſchmerzen verurſachte, ich hörte das heiſere Bellen des dicken Mopſes und dazwiſchen das hi, hi, hi! des alten Fräuleins. Mein Unmuth darüber wuchs mit jeder Minute. Wo mag Vater denn wohl hingehen, daß er mich nicht mitnehmen kann, fragte ich mich in einem fort. Da ſah ich eine ſchöne, lederne Taſche auf dem Tiſche liegen. Ich war allein im Zimmer. Eine innere Stimme ſchien mich antreiben zu wollen, meine Neugier zu ſtillen; hier würde ich Aufſchluß erhalten, ſprach es in mir.« — —

»Nun kommt's doch endlich!« rief Frau von Morien, die Ungeduldige.

»Unterbrecht ſie nicht!« rief's von der andern Seite wieder.

Das Fräulein fuhr fort.

»Ich lauſchte an der Thür; Niemand kam; ich lief zum Tiſche, öffnete die lederne Taſche und ſah verſchiedene Gegenſtände darin« —

»Verſchiedene Gegenſtände? Welche? Welche?« riefen hier alle Zuhörerinnen, wie aus einem Tone.

»Zuerſt,« ſprach das Fräulein, »zog ich eine kleine Schürze von weißem Atlas heraus, die war mit blauen Bändern eingefaßt

und daran zwei in einandergehende Dreiecke gestickt, in deren Mitte sich ein G befand — —“

In diesem Momente, wo die Enthüllung des großen Geheimnisses bevorstand und der ganze Kreis mit weitaufgerissenen Augen, den Mund halb geöffnet, die Erzählerin umgab, war kein Athemzug hörbar; nur das leise Schnarren des Rädchens, welches die Kronprinzessin, jedoch nur in sehr langsamen Schwingungen umhertrieb, bildete eine mysteriöse Begleitung zu dem spannenden Vortrage.

„In deren Mitte sich ein G befand“ — wiederholte das Fräulein von Schack, ganz unbewußt alle Kunstgriffe anwendend, die der geübteste Erzähler zu erwählen pflegt, um die Spannung der Zuhörer zu steigern — da fiel in der nächsten Umgebung des Schlosses ein krachender Schuß und mit einem lauten Schrei sprang der Kreis der Damen auseinander. Zu gleicher Zeit trat ein ernster Mann rasch aus dem Saal.

„Ach, wie sind wir erschreckt worden!“ rief ihm die Morien entgegen, „geschwinde, geschwinde! sagen Sie uns, was der Schuß bedeuten soll?“

„Irgend ein Jäger wird im Walde geschossen haben,“ entgegnete ernst und kalt der Befragte, indem er zuerst der Kronprinzessin eine tiefe Verbeugung machte und sich dann vor allen Damen im Kreise neigte.

„Oder die Maurer da drüben haben etwas laborirt!“ — sprach die Oberhofmeisterin.

„Die Maurer da drüben?“ wiederholte der Eingetretene, „welche Maurer?“

„Warum sind denn Sie nicht dabei, Herr von Knobelsdorf?“ fragte die Kronprinzessin.

„Mit dem Kloster ist's denn doch nichts,“ bemerkte die Oberhofmeisterin, „denn hier ist ein Mönch, der die Gesellschaft der Damen nicht scheut, oder ist's ein ausgestoßener Bruder etwa?“

„Dürfte ich um eine Erklärung des gnädigen Scherzes bitten?“ fragte Knobelsdorf der Architekt, den der Ernst durchaus nicht verlassen wollte.

„Vor allen Dingen, wo kommen Sie her?“ fragte schnell Frau von Morien.

„So eben von meinem Zimmer, wo ich mit Pesne über die Ausführung des neuen Plafonds im Gartensaale mich unterhielt,“ war die Antwort.

„Also auch Pesne nicht dabei!“ seufzte die Fragerin, „jetzt

ſcheitern alle meine Vermuthungen, und ich ſehe mich auf ein weites, graues Meer hinausgeſchleudert, wo mir nicht ein Hoffnungsſtern leuchtet."

„Sehr ſchön geſagt, meine gnädigſte Frau," ſprach Knobelsdorf, „obgleich für mich immer noch unverſtändlich. Aufrichtig bin ich hieher gekommen, um mich einmal wieder nach dem Befinden der Damen zu erkundigen, da meine Beſchäftigungen auf den Bau- und Malergerüſten mich leider für ſo lange Zeit dieſem ſchönen Kreiſe entzogen hatten" —

„Ungewöhnlich galant!" ſagte lächelnd die Morien.

„Und — fuhr Knobelsdorf fort, ohne ſich dadurch ſtören zu laſſen, — um zu erfahren, auf welche Stunde das Concert angeſetzt iſt, und welche Piece Seine Königliche Hoheit der Kronprinz darin vortragen wird, da ich vorausſetzen durfte, daß man hier davon unterrichtet ſein würde."

„Mein armer, von den Gerüſten herabgeſtiegener Knobelsdorf," ſprach die Morien, für Alle das Wort nehmend, „Sie wenden ſich ganz an die Unrechten, und täuſchen ſich vollkommen in Ihren Erwartungen. Wir wiſſen eben ſo wenig wie Sie, und ſchweben noch immer auf hohen, ſchwindelnden Gerüſten. Man hat Geheimniſſe vor uns, aber was mich in der That befremdet, auch Geheimniſſe für Sie. Kloſter hin, Kloſter her, Mönche oder nicht; etwas Verborgenes wird hier gebrütet, das läßt ſich nicht wegläugnen. Ich war drüben im andern Flügel; nicht aus Neugier, ſie werden mir das nicht zutrauen; ich ging durch die Vorzimmer; am Ende der Gallerie ſah ich die Thüre des Saales, in welchem die Herren beiſammen waren. Da kam mir der Gedanke: du könnteſt doch einmal im Fluge einen Blick durch das Schlüſſelloch werfen — wahrhaftig es war nicht ſchnöde Neugier! allein das Gerede iſt nun einmal ſo ärgerlich, daß uns Alles daran liegen muß, der Sache auf den Grund zu kommen. Aber am Ende der Gallerie tritt aus der Seitenthüre der Kammerportier Florence auf mich zu und ſpricht: **On ne passe pas, Madame!** — Was war zu thun? ich mußte umkehren. Aber feſt ſtand es bei mir: ſie treiben Maurerei! und feſt ſteht es noch. Was könnten ſie ſo verheimlichen? warum türiten ſie ſich einſchließen, ſtundenlang — und dann die ernſten Geſichter, die Wichtigkeit! Es iſt nicht zum Aushalten! Es ſtreitet gegen die Ggards, die ſie uns allen hier ſchuldig ſind. Auch Sie, Herr von Knobelsdorf, ſind beleidigt und müſſen gemeinſchaftliche Sache mit uns machen. Verſchwören wir uns! Stiften wir einen Bund! Knobelsdorf, organiſiren Sie uns ſo etwas! Ent-

werfen Sie die Statuten! Wie wollen wir heißen? Soeurs de la haine et de la vengeance. Ah! da iſt Pöllnitz! Herbei, Herr Chambellan, oder vielmehr fort von hier! Sagen Sie Ihren Freimaurern, daß auch wir hier einen geheimen Orden geſtiftet haben!“

Mit dieſen Worten war ſie Herrn von Pöllnitz entgegengeſprungen, der ſo eben eine Flinte in die Ecke des Saals ſtellte, aus dem er auf den Altan trat, und mit neugieriger Verwunderung auf die Damen ſah, die ihn im weiten Kreiſe umſtanden. Nur die Kronprinzeſſin hatte ſich auf die Balluſtrade gelehnt und nahm keinen Antheil an der Verhandlung der Uebrigen. Auf einen leiſen Wink von ihr war die Oberhofmeiſterin zu ihr getreten.“

„Sie überraſchen mich, Frau von Morien, was ſoll ich ſagen? warum ſoll ich fort?“ ſprach Pöllnitz, „ich bitte, laſſen Sie mich in Ihrem reizenden Kreiſe ausruhen, denn ich bin müde wie ein forcirter Hirſch.“

Dies geſagt, warf er ſich auf einen Steinſitz, der am Rande der Gallerie angebracht war und fächelte ſich mit ſeinem breiten Scheibenhute Luft zu.

„Wo kommen Sie her? das müſſen wir vor allen Dingen wiſſen, bevor wir Ihnen Erlaubniß ertheilen, bei uns zu bleiben,“ rief Frau von Morien.

„Ja, woher kommen Sie?“ ſtimmten die Andern ein.

„Ach Gott, zu meinem Leidweſen aus dem Walde!“ ſagte gar kläglich der dicke Hofmann.

„Aus dem Walde? Alſo waren Sie es, der uns vorhin ſo ſehr durch den Schuß erſchreckte?“ ſeufzte Frau von Brandt, „alle meine Nerven ſind noch im fürchterlichſten Aufruhr!“

„Und der uns um die ſchöne Geſchichte von der Maurerei brachte!“ ſetzte Fräulein von Wallmoden, nicht ohne ſpöttiſche Beziehung auf die Schach, hinzu.

„Ja wohl war ich jener arme, gerlagte Schütze,“ ſprach Pöllnitz, ſich entſchuldigend. „Ich konnte ja das geladene Gewehr nicht mitbringen, und da ſchoß ich's dort am Waldrande ab, Sie müſſen den Rauch geſehen haben.“

„Alſo iſt Pöllnitz auch von den Unſern, gleich Knobelsdorf,“ ſagte die Morien leiſe, als ob der Kronprinzeſſin der Scherz entzogen werden ſollte — „gut, ſo bleiben Sie, werther Chambellan und werden Sie der Paladin gekränkter Damen. Sie ſind ein weitgereiſter Mann, ein Mann, der Vieles, der Alles kennt, o wie ſüß er lächelt, der Göttliche! Nun entwerfen Sie uns geſchwind die Statuten zu einem geheimen Orden, Sie haben von

dergleichen Dingen gewiß irgendwo gehört, in Paris etwa oder in Italien, in Spanien, gleichviel wo. Wir werden ordentliche Mitglieder, Schwestern des Bundes und Sie und Knobelsdorf" — Sie ſtockte.

„Je nun und wir?" fragte Knobelsdorf, den der Schwank zu ergötzen anfing.

„Wir werden dienende Brüder — wie es ſich von ſelbſt verſteht" — bemerkte Pöllnitz galant.

„Wie kommt es aber," fragte die Wallmoden, „daß Sie, meine Herren, nicht auch von der Partie ſind?"

„Von der Partie?" entgegnete Knobelsdorf, „von welcher Partie?"

„Je nun, da drüben — die geheime Sitzung — die uns ſo ſehr beſchäftigt —" riefen mehre Damen zu gleicher Zeit.

„Ach das, meine Schönſten, iſt ſo eine eigene Sache!" ſagte der dicke Pöllnitz, mit ſpaßhafter Traurigkeit. „Es iſt eine Verſammlung junger und alter Kriegsgötter, und da paſſen wir friedliche Gottheiten, Knobelsdorf und ich, nicht hin. Wir bauen beide an unſerm zeitlichen Glücke, leben den ſchönen Künſten und den ſchönen Menſchen, führen ein offenes, freies Leben, einen offenen Helm und ein offenes Geſicht, und denken nicht an's Zerſtören. Die drüben aber, die ſtählen ſich für die Gefahren des Krieges und der Schlachten —"

„Wie myſteriös das Alles klingt! Was machen ſie denn aber eigentlich?" fiel ihm die Wallmoden in die Rede.

„Ja, das iſt's eben, was Sie uns ſagen ſollen," ſetzte Frau von Morien ſchnell hinzu.

„Wer wüßte das zu ſagen!" erwiderte Pöllnitz. „So eben komme ich aus dem Walde, um meine Flinte zu probiren, da ich ja doch morgen zum Könige muß, um in Muſterhauſen dem ſogenannten edeln Waidwerk obzuliegen. Ja, meine Schönſten und Gnädigſten, wenn das charmante Hofleben nicht dieſe Schattenſeite hätte, was gäbe es wohl Glücklicheres auf der Welt, als ein Kammerherr zu ſein. So aber iſt's oft eine fatale Commiſſion, zumal bei einem ſolchen Nimrod als unſer Allergnädigſter. Glauben Sie wohl, daß alle körperlichen Leiden, welche den König plagen, blos von ſeiner übertriebenen Jagdluſt herzuleiten ſind? Da trotzt er immer auf ſeine ſtarke Natur, und kommt er dann nach Hauſe ſo läuft alles Uebel nach. Mein Gott! im ſpäten Herbſt oder gar im Winter, Morgens fünf Uhr, ſich aus dem Bette zu reißen und nun in der offenen Jagdkaleſche bei Wind und Wetter einige Meilen

zu fahren. So geht's dann fort im Freien, bis es wieder Abend wird. Gegessen wird nichts. Ich nenne das nicht essen, unter freiem Himmel, kalte Küche, oft sogar gefrorene Küche, die zusammenschlagenden Zähne sind nicht im Stande, das Zeugs zu beißen. Um sich zu erwärmen, muß man Rum und Schnaps trinken; kein Wein, und wäre es der stärkste, vermag das erstarrte Blut durch die Herzkammern zu jagen. Diese entsetzliche Sucht bringt noch den König, uns Alle, mich aber ganz besonders, ums Leben! Sehen Sie, das sind meine Sorgen! man wird nachgerade alt! ich liebe die bonne chère — allein ich wollte mich anheischig machen, mein Leben keine Wildbretrastete mehr zu essen, wenn ich dadurch von der Jagd dispensirt werden könnte —"

„Pauvre Pöllnitz!" hauchte die Brandt, und reichte ihm das Händchen, das er küßte.

Er setzte sich nunmehr zu der Schönen, die ihm so bereitwillig den Zoll ihres Mitleids dargebracht hatte.

„Das ist wahrlich sehr kläglich und beweglich," sagte die Morien, „indessen sind wir trotz dieser Schilderung nicht um ein Haar weiter in unsern Forschungen gelangt, Monsieur de Pöllnitz!"

„Ich bin sehr unglücklich, daß ich weder die Damen in ihren Bestrebungen secundiren, noch ihre Theilnahme für das traurige Loos eines Waidmanns wider willen zu erregen im Stande bin," sagte Pöllnitz leicht hingeworfen. „Doch vielleicht interessirt es die Damen, zu erfahren, daß heute Benda seine neueste Sonate produciren wird, ich sprach ihn so eben im Garten. Uebrigens wird es Zeit sein, an die Toilette zu denken —"

Er sah nach der Uhr.

„Ich sehe, daß uns nichts zu Hilfe kommen will," sprach die kleine Morien, sich in die Mitte des Kreises stellend und sich auf den Fußspitzen erhebend — „dieses nebelhafte Dunkel, diesen dunkeln Nebel zu lichten, der das geheimnißvolle Treiben der Männer umhüllt. Gute Naturen, offenbar die Besten, die weichen Gemüther, die offenen Herzen, die schönen Seelen, haben sie aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen. Hier steht der Herr von Knobelsdorf, dort der Baron von Pöllnitz, der sanfte Benda geht im Garten spazieren, in jenem Fenster erblicke ich den holden Quanz, die grünseidene Federmütze über beide Ohren gezogen. Alles Friedliche, Kunstsinnige, Feine, Frohe ist ausgeschlossen, und drinnen sitzen blos die rohen, rauhen, starren, eisenfesten, blutdürstigen Krieger und sinnen und forschen und berathen, still, geheim, ernst, verschlossen, über verwegene, tollkühne, gewitterschwangere, böse Vor-

ſätze, um ſie zu Exploſionen, zu Eruptionen, zu Thaten heranreifen zu laſſen. Sehen Sie, meine Schweſtern, das geſchieht unter unſern Augen, wenn es ſich gleich unſern Blicken entzieht, aber — dürfen wir zugeben, daß die Welt ſo ernſtlich bedroht werde? daß ſich dieſer freundlich ſchöne Aufenthalt in die Höhle des Polyphem verwandle? Nein, uns iſt Macht gegeben, zu vereiteln, und wir wollen vereiteln. Umſtehen Sie mich im Kreiſe, nähern Sie ſich, meine theuerſten Schweſtern, und berühren Sie mit der Spitze Ihrer Waffen dieſe heilige Scheere, die ich Ihnen hiemit entgegenſtrecke; ſchwören Sie mir, jedem dieſer geheimen Bundesgenoſſen fürder kein freundliches Geſicht zu machen, keinen Ihrer graziöſen Behandlung werth zu halten, ſie allein ihrem Schickſale zu überlaſſen, ohne Schonung und Mitleid, bis daß ſie zurückgekommen ſein werden von ihrem Wahne, und entweder uns Alles haarklein geſtanden, was ſie drüben im Finſtern treiben und ſchaffen, oder uns zu Mitgliederinnen des Bundes förmlich aufgenommen haben werden."

Alle Damen thaten mit feierlichem Anſtande, was die Sprecherin verlangte, nur Frau von Brandt hatte ſich ſeitwärts in einen Seſſel geworfen und ſprach:

„Du machſt mir Angſt, Marquerite, mit Deiner Feierlichkeit! Ich kann mich kaum aufrecht halten, der Schuß tönt mir noch immer in den Ohren. Ach, ein Duell oder gar eine Schlacht — das muß doch ſehr fürchterlich ſein!"

„Du taugſt nicht zu großen Unternehmungen!" warf lachend die Morien hin, „wir aber, meine Schweſtern, wollen hier dieſe uns verbündeten Freunde, welche die Geſtalt und Form unſerer Feinde an ſich tragen, umgeben, um ein dreifaches Wehe über ſie auszuſprechen, wenn ſie das, was ſie hier gehört und geſehen, jemals verrathen würden."

Dreimal erklang der dumpfe Weheruf aus den lieblichen Lippen der ſchönſten Frauen und Mädchen, die ſich dabei mit gar reizendem Lächeln vor den beiden nicht unempfindlichen Männern öffneten. Pöllnitz ſah blinzelnd auf die hübſchen Geſichter, während Knobelsdorf ein ſchönes Auge in ſein Souvenir ſkizzirte.

„Mich ergreift dieſe erhabene Scene ſo ſehr, daß ich nach einer Stütze ſuchen muß, um mich aufrecht zu erhalten," ſagte Pöllnitz, die feinen Finger der blonden Wallmoren und das runde Händchen der hübſchen Morien ergreifend und zärtlich drückend, „aber es liegt die Unausführbarkeit in dem großen Plane, den ſo eben hier die edelſten Frauenherzen ſo feierlich beſchworen haben.

Sie ſprechen davon, daß ſie als Mitgliederinnen aufgenommen ſein wollen in den Verein der kriegeriſchen Männer, welche die Ruhe der Welt bedrohen, aber Sie haben nicht daran gedacht, welchen Gefahren Sie die Aufnahme bloßſtellen würde? Da gibt es gekreuzte Schwerter —“

Die Damen lächelten verächtlich —

„Piſtolen, die man losſchießen muß —“

„Nichts weiter?“ rief die Morien und lief zur Ecke, um die abgeſchoſſene Flinte zu ergreifen und ſie loszudrücken. Die Brantt kreiſchte.

„Ich ziehe den Muth der gnädigen Frau nicht in Zweifel, ſelbſt wenn's nicht knallt,“ fuhr Pöllnitz fort. „Dann gibt's Leichen — Leichen, die man umarmen muß —“

„Woher wiſſen Sie das?“ fragte die Morien. „Sie glauben uns forren zu können! Sie, ſelbſt feige, wollen uns verhöhnen! Sie ſeien von nun an für immer ausgeſchloſſen von unſern Verſammlungen. Herr von Knobelsdorf allein bleibe fortan unſer Schirmvogt! Herr von Pöllnitz, entfernen Sie ſich!“

„Nach Befehl, meine Damen!“ entgegnete er ſchnell, „und wenn Sie den guten Rath des ſich entfernenden Verbannten anhören wollen, ſo heben Sie die geheime Sitzung nur gleich auf und begeben Sie ſich zur Toilette. Die Zeit der ſtillen Sitzungen iſt verronnen und die der lauten beginnt. **A revoir au Concert!**“

Er büpfte ab, ſo gut es ſeine Corpulenz zuließ. —

Während dieſes ganzen Scherzes ſtand Frau von Katſch, die Oberhofmeiſterin, neben der Kronprinzeſſin am Steingeländer des Altans, und Beide ſchauten in die Gegend hinaus. Sie ſprachen leiſe und heimlich. Es war eine wahrhaft ſtille und geſchloſſene, eine ernſte Heimlichkeit, die zu der ſich daneben ſich verbreitenden lauten und ſcherzhaften den vollſtändigſten Gegenſatz bot.

„Warum entzieht ſich mein Gemahl ſo oft meiner Nähe?“ war die leiſe, heimliche Frage, die ſich aus der beſcheidenen Bruſt der Kronprinzeſſin zu ihrer vertrauteſten Freundin emporſtahl.

Dieſe überzeugte ſie durch wiederholte Aeußerungen und thatſächliche Beweiſe, daß dies Zufall, Laune, aber gewiß nicht Mangel an zärtlicher Zuneigung von Seiten ihres Gatten war.

Die Kronprinzeſſin ſtand dann lange ſtumm und ſtarrte in's Weite. Die Stelle ſchien ſie magiſch feſtzuhalten. Der ſchöne, feſte Altan war noch vor Kurzem verfallen geweſen; eine von Grün überwucherte Steinbank hatte hier geſtanden; jetzt war nun freilich Alles ſchöner und geordnet, aber das wilde Heidenröslein war

dennoch nicht ausgerottet worden und blühete noch aus dem Geſtein an der alten Stelle hervor. Der Mond, der jetzt eben am Walde blutroth in die Höhe ſchwebte, hatte einſt eine Scene hier beleuchtet, die von Friedrichs gefühlvollem Herzen Kunde und Zeugniß ablegen konnte.

Die Oberhofmeiſterin glaubte die Kronprinzeſſin aber durch ihre Worte davon überzeugt zu haben. Die Damen fröſtelten in der Herbſtluft. Auf dem alten Thurm ſchlug es fünf Uhr. Allgemeine Stille war eingetreten.

„Mein Gott! Wir haben nur noch eine Stunde zur Toilette,“ rief Frau von Morien plötzlich aufgeſchreckt, „wir müſſen uns jetzt vom Ernſte und von den Geſchäften losreißen; die Welt möge ihre Rechte an uns geltend machen. Meine Schweſtern! zeigen Sie den Verräthern die freundlichſten Geſichter — nichts ſage ihnen, was wir gegen ſie im Schilde führen!“

Die Kronprinzeſſin, auf den Arm der Frau von Katſch geſtützt, ging hier an ihr vorüber, die Andern folgten; le Tourbillon gab Knobelsdorf den Arm.

„Nehmen Sie dies Alles nicht ganz ſo ernſthaft, als die Form es Ihnen zeigen mag,“ ſprach ſie plötzlich leiſe und zu auffallendem Ernſte gewendet, „es gibt hier etwas in Wahrheit zu erforſchen, was nicht bloße Neugier erforſchen heißt. Sahen Sie den Blick der Kronprinzeſſin? Sie ſind ein edler Mann und deuten ihn richtig.“

Sie waren die Letzten, welche den Altan verließen, den der volle Mondſchein ganz erfüllte. Das Heidenröslein zitterte im Abendwinde.

15.

Drüben im Quartier der Männer ſitzen edle Ritter um eine Tafelrunde geſchaart; es ſind die Bayardritter „Ohne Furcht und ohne Tadel.“

Der Kronprinz hatte aus der Geſellſchaft, die er in ſeinem Rheinsberg um ſich verſammelt ſah, eine Auswahl getroffen, um dieſen Orden zu ſtiften.

Damals beherrſchte der Hang zum Geheimnißvollen die Jugend, wie ſpäter ſo manches Andere. Die Freimaurerei, die ſich eben über Deutſchland zu verbreiten angefangen hatte, nährte dieſen Hang, und daran ſchloſſen ſich die räthſelhaften Erſcheinungen der Goldmacher und Geiſterbeſchwörer, die großen Einfluß bei

mächtigen Personen übten und sich regen Antheil bei jugendlichen Gemüthern zu verschaffen wußten. Alles träumte von geheimen Naturkräften und überließ sich gern und willig den tappenden Versuchen, die nicht selten in groben Betrügereien ihr Ende fanden. Fürchterliche Strafen, wie sie die frühern Gesetzbücher einer rohern Zeit vorschrieben, und wie sie der fromme Wahn eifriger Richter noch schärfte, wurden den unglücklichen Abenteuerern zu Theil, bei deren Unternehmungen, die von Beil, Strick oder Scheiterhaufen plötzlich gehemmt wurden, es dem spätern, sinnigen und gemüthvollen Beobachter, der den neuesten Resultaten der magischen Naturseite sich zugewandt hält, nicht ergründbar ist: ob sie von wahrem Forschungseifer oder schnöder Gewinnsucht eingegeben wurden; ob der Mensch, der mit verborgenen Kräften spielte oder zu spielen vorgab, ein Betrüger, ein Wissender oder Bethörter war.

Hier, in Rheinsberg, war es nicht das Geheime selbst, nicht das Unerforschliche, nicht das Eindringenwollen in die verhüllte Wirksamkeit der großen Naturkraft, was die Idee zu einem geheimen Orden eingab; sondern es war die Thatenlust reich begabter junger Männer, die sich in Ermangelung eines erregten Handelns nach Außen, eine innere Thätigkeit schaffen wollten, und in Symbolen eine Genugthuung für den verzehrenden Drang sich schufen, die das Leben ihnen bis jetzt noch versagte.

Der Saal, in dem die Bayardsritter Sitzung hielten, war — obgleich draußen der freundliche Schein der Herbstsonne wob — durch hohe Wachskerzen erhellt; die Fenster verhüllten dichte Vorhänge, um den äußern Tag an jeder Beeinträchtigung und Störung des künstlichen zu verhindern. Am obern Ende, dort wo sich der erhöhete Sitz des Großmeisters zeigte, strahlte das Sinnbild des Ordens: ein Degen, auf einem Lorbeerzweige ruhend, und ringsumher die französischen Worte, welche einst des erlauchten Vorbildes aller Rittertugend Wahlspruch waren: **Sans peur et sans reproche.** Die Männer mit den ausdrucksvollen Köpfen, deren Züge bald höheres Alter und reifere Erfahrung, bald muthige Jugend und den frohen Blick in's unbekannte Leben verrathen, reihen sich zu beiden Seiten dieser Inschrift und Alle tragen sie das Ordenszeichen, einen Ring an der rechten Hand, aus einem krummgebogenen Schwerte geformt, auf dem die Worte eingegraben stehen: **Vivent les sans quartier!**

Alle, die wir hier gewahren, haben das Gelübde zu jeder schönen That abgelegt; Alle fühlen sich von Heldenmuth und Vaterlandsliebe, im ächten Sinne, beseelt: die Vervollkommnung der

Kriegsgeſchichte und Heeresführung iſt ihr nächſter Zweck, dazu wurden ſie geweiht durch den Schwertſchlag des Großmeiſters, allein auch jedem Fortſchritte im Reiche des Gedankens ſoll ihr edles Streben gewidmet ſein.

So wie der Nimbus der Kerzen, das Sinnbildliche, die geheimen Erkennungszeichen und Bundesworte dieſen Vereinen beſonders angehören, ſo ſind es auch die veränderten Eigennamen, welche die Ritter in den Verſammlungen führen, die durch die ganze innere Einrichtung unbedingt gefordert werden.

Auf dem Sitze des Großmeiſters ſehen wir einen ſchönen Mann, der ſelbſt den Namen „der Keuſche“ ſich erwählt hat. Es iſt der Kapitän de la Motte Fouqué, ein Niederländer von Geburt, allein ſeit früheſter Jugend am militäriſchen Hofe des Fürſten von Deſſau zuerſt als Page erzogen, dann die Heere auf ſeinen Kriegsfahrten gegen Karl den Zwölften begleitend. Er ſteht jetzt in der Kraft des reifen Mannes, als ein Bild ritterlichen Sinnes und ſeiner Lebensbildung, wie ſie ſeine Abkunft ihm als frühes Erbtheil zu Theil werden ließ. Er erſcheint ſeinen jüngern Freunden, mit ſeinem beſtimmt ausgeprägten militäriſchen Charakter, als ein muſterhaftes Vorbild, das Hochachtung und freundſchaftliche Ergebenheit im vollſten Maaße gebieteriſch für ſich in Anſpruch nehmen darf.

Ihm zur Seite ſitzt Friedrich, der Kronprinz, mit dem Bundesnamen „der Beſtändige“ genannt; daneben die gedrängte Figur eines jungen Mannes von ungefähr dreißig Jahren, gelb, mit breiten, nicht ebenmäßigen Zügen, aber mit kleinen, geiſtesblitzenden Augen. Es iſt der Lieutenant Dietrich von Keyſerling aus Kurland, der ſich Friedrich, während der Gefangenſchaft in Cüſtrin, ſchon hilfreich bewährt hatte, und nun von ihm des innigſten Vertrauens gewürdigt wird.

Außer dieſem ſind noch fünf von den zwölf Rittern bei der Sitzung anweſend; vier von ihnen wohnen nicht in Rheinsberg; es ſind die Brüder des Kronprinzen, Heinrich und Wilhelm, und die Herzoge Ferdinand von Braunſchweig und Wilhelm von Bevern.

Indem wir hier dieſen flüchtigen Blick auf die Verſammlung der Bayardsritter werfen, zeigt es ſich ſogleich, daß ein ungewöhnlicher Gegenſtand vom größten Intereſſe Alle gefeſſelt hat. Die Tagesordnung, wie es in modernen Sitzungen heißt, war unterbrochen, der Großmeiſter ſchweigt und der jüngſte Ritter hat das Wort, das er mit großer Lebhaftigkeit führt: es iſt der Kronprinz.

Was Friedrich bisher auch geſchaffen und um ſich verſammelt

hatte, es genügte ihm nicht. Treue Freunde, kräftige Naturen, helle Geister, er schätzte und würdigte sie, sie galten ihm alle in ihrer Art, allein sein in Wissenschaft und Kunst reichgenährter Geist suchte ein immer höheres Ideal und sandte seinen Blick in stets weitere Räume. Er überschaute den Kreis seiner vertrautesten Freunde; Alle fühlten sie gleich mit ihm, er liebte sie und er hatte sie sich für's Leben erwählt, auch Alles mit ihm zu tragen. Doch sah er es jetzt schon ein, daß er sie überragte; er, der sich in dem, was er erstrebte und errang, nie selbst genug gethan, fühlte zu bald, daß ihm hier jener Wetteifer nicht begegne, der den jugendlichen Geist stets zu neuen, kühnern Entwürfen befügelt. Er blickte auf seine ritterlichen Genossen des edlen Bayardsordens, sie schienen ihm Gediegenheit genug zu besitzen, auch über die Symbolenwelt hinaus, im Ernste des Lebens kräftig und treulich zu wirken, allein ihn drängte es, das, was jetzt Allen noch in weiter Ferne als Lehrer und Vorbild glänzte, zu seines Gleichen zu machen.

Mit diesen kühnen Gedanken erhebt er sich zur bewundernswerthesten Höhe des Gesichtskreises, wo man damals einen Stern erster Größe mit stolzem Lichte prangen sah.

Weit weg von dem stillen, nur innerlich durch seine zarten und heiteren, wie ernsten und tieferen Beziehungen linde bewegten Schauplatze, bei dem wir hier verweilen, wohnte ein Mann, dessen Ruf zwar die Welt erfüllte, allein ihn auch zugleich den wüthendsten Verfolgungen in ihr preisgab.

Ein schwächlicher Körper, den der inwohnende, unruhvolle Geist gänzlich zu zerstören drohte, verhinderte nicht, daß er sich den anhaltendsten Studien überließ und ein ungebändigter Drang nach Thaten trieb den Jüngling schon im achtzehnten Jahre mit einem Werke hervorzutreten, in dem seine Nation die Erneuerung der glänzendsten Culturepoche des Vaterlandes glorreich aufdämmern sah. Dies war Voltaire und sein Ödip. — Ein feueriger Zug nach Wahrheit und Licht, eine tiefwurzelnde Liebe für Menschenwohl, der mächtige Trieb zur Verherrlichung des Vaterlandes, Alles dies beseelte den jugendlichen Geist, und in diesem Sinne wurden auch alle Bestrebungen von ihm angetreten und zu Ende geführt. Allein eine verneinende Beimischung, die in sich den Keim der trostlosesten Zerstörung barg, verrückte stets das Ziel, das er sich gesetzt hatte, und so ward Alles, was er zur Ehre seines Landes unternahm, zur Dornenkrone für ihn und zog ihm nur Ungunst und Verfolgungen zu.

So war Voltaire, der schon längst des jugendlichen Friedrichs

ganze Verehrung, ſeine volle Liebe genoſſen hatte. Sein Bild ſchmückte des Kronprinzen Studirzimmer; es hing über dem Schranke, in dem die Werke des franzöſiſchen Dichters aufgeſtellt waren, die Friedrichs Lieblingslectüre bildeten. Er blickte beim Erwachen nach dieſer Memnonsſäule und das Bild ſchien ihm, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, zu ertönen in himmliſcher Muſik, ſobald das erſte Licht des Tages darauf fiel. Dieſe leidenſchaftliche Verehrung grämte an Schwärmerei und es war einer der vorherrſchendſten Züge in dieſem großen, ſo viel umfaſſenden Jünglingsherzen.

Zu jener Zeit ſtand Voltaire in dem Alter des reifen Mannes. Er hatte bereits viele ſeiner berühmten Werke geſchaffen, allein jedes von ihnen hatte ihn ſtets neuen Verfolgungen ausgeſetzt. Endlich, ihrer müde, zog er ſich auf das Schloß einer geiſtreichen Freundin, der Marquiſe du Chatelet, in der Champagne, zurück, und lebte hier fern von dem großen lärmenden Treiben der Welt in der ruhigen Heiterkeit eines Weiſen.

Schon ſeit lange hatte Friedrich mit Voltaire Briefe gewechſelt. Sein ſehnlichſter Wunſch war es, ihn für die anmuthige Colonie von Rheinsberg zu gewinnen; allein ſtets wurde die Einladung abgelehnt, wenn gleich der Eingeladene in meiſterlich geſetzten Worten und Phraſen das hohe Glück zu preiſen verſtand, das ihm die wunderbare Verbindung mit dem erhabenen Prinzen, der einſt der Salomo des Nordens zu werden verſprach, beſchieden hatte. Bald wurde die Jahreszeit vorgeſchützt, bald eine ſchwankende Geſundheit, bald die wohl nicht ernſt gemeinte Beſorgniß, durch ſeine perſönliche Erſcheinung den Zauber zu zerſtören, den des Prinzen reiche Phantaſie um den Namen mit Freundeshand ſo verſchwenderiſch gewoben hatte.

Durch dieſe beſtändigen Ausweichungen war aber Friedrichs Sehnſucht, den ſo innig Verehrten zu empfangen, endlich auf's Höchſte geſtiegen; alle ſeine Freunde theilten mit ihm daſſelbe Gefühl, und der theuerſten Gefährten einer ſollte förmlich als Argonaute nach Cirey in der Champagne wallen, um das erſehnte goldene Vließ zu erobern.

Keyſerling, der geniale, tapfere, gelehrte Kurländer, war zu dieſer Ehrenſendung erkoren worden.

Dies aber war eben jene Verhandlung, welche die Bayardsritter beſchäftigte, als wir uns vorhin erlaubten die profanen Blicke in ihr Heiligthum zu werfen und dieſerhalb hatte der Kronprinz in ſo eifriger Weiſe das Wort ergriffen.

„Sage ihm, Cäſarion,“ ſo pflegte Friedrich ſeinen Freund im

vertrauenvollen Tone zu nennen, „daß seine Ideen meinem Geiste zur Nahrung dienen und daß ich darnach einzig und allein strebe, von großen Naturen seiner Art geachtet zu werden. Stelle ihm mein ganzes Wesen vor, du kennst mich! Schildre es ihm recht klar und deutlich, wie gern ich dem Hauptgegenstande menschlicher Habsucht und Ehrbegierde entsagte, wenn ich nicht fühlte, wie wenig ich sein würde, wäre ich kein Prinz. Er, der Herrliche, wird seiner bloßen Verdienste wegen hochgeachtet, beneidet und bewundert: doch ein armer Sterblicher meiner Gattung braucht ja Titel, Rang und Reichthum, um nur etwas in der Achtung der Welt zu bedeuten. Stelle ihm recht klar vor Augen, daß uns hier in Rheinsberg nur Er fehlt, um vollkommen glücklich zu sein. Male ihm mein kleines Tusculum. Sage ihm, daß schon sein gemaltes Bild meinen Geist beim jedesmaligen Anschauen mit reichen Schätzen belebte. Es gibt nur Einen Gott und Einen Voltaire! dies überbringe ihm als mein innerstes Bekenntniß. Gott hat eines Voltaire bedurft, um dies Jahrhundert zu civilisiren!“

Nachdem diese begeisterte Rede geschlossen war, wurden dem Gesandten in einer verzierten Schatulle die Geschenke übergeben, welche diese schmeichelhafte Sendung begleiten sollten. Sie bestanden aus einem goldenen Stockknopf, in der Gestalt eines Sokrateskopfes, aus einem reichen Schreibzeug, dem Bildnisse Friedrichs, von Knobelsdorf kunstfertig gemalt, aus der Composition einer Voltaire'schen Elegie von Friedrich selbst verfaßt, und aus einem zarten Gedichte an die „göttliche Emilie,“ eben jener Freundin, deren Schloß der so hoch Gefeierte bewohnte. Dem Gedichte war noch zierlicher Bernsteinschmuck, als die eigenthümlichste Hervorbringung Preußens hinzugefügt worden.

Dieser ganze Act wurde mit großer Feierlichkeit vollzogen: der Kronprinz selbst befand sich in einem Zustande starker Rührung; aber desto auffallender war die Art und Weise, wie der mit so ehrenhafter Sendung Beauftragte sich dabei benahm.

Er sprang wie besessen umher, revorirte Griechisch und Latein durcheinander; schrie, daß er wohl im Stande sein würde, sich am Hofe des großen Philosophen zu benehmen; recitirte dann mit überlauter Stimme Verse aus der Henriade und zeigte deutlich nach seiner Weise, daß auch er sich im Zustande höchster Exaltation befinde.

Die Sitzung wurde jetzt aufgehoben, und der Großmeister, dem das excentrische Wesen Keyserling's schon bekannt war, gab diesem keineswegs den Befehl, bis zur völligen Abkühlung noch

einſam zu verweilen, denn er wußte wohl, daß ihn der Kreis der Damen, die helle Beleuchtung und die Muſik ſogleich mit dem Eiſe der Beſonnenheit übergießen würden. Nur unter Gleichgeſinnten und Vertrauten, wo er nicht beſorgen durfte mißverſtanden zu werden, ließ er ſeiner genialen Laune den Zügel ſchießen; im lauten Kreiſe, fremden Perſönlichkeiten gegenüber, war er dagegen nur deſto einſylbiger und verſchloſſener und blos bei unerwarteter Berührung ſchoß dann ein ſarkaſtiſcher Funke aus der unſcheinbaren Hülle empor.

Man begab ſich in den Concertſaal.

16.

Die Damen und Kavaliere waren ſchon verſammelt, als der Kronprinz im geſchmackvollen ſeladongrünen Kleide, ſeine ſehr einfach gekleidete Gemahlin bei der Hand führend, eintrat. Er unterhielt ein angelegentliches Geſpräch mit ihr, dem ſie mit Wohlgefallen zuzuhören ſchien. Die Gruppen ſtanden getrennt. Die Oberhofmeiſterin, die Hoffräulein, kurz der geſetztere Theil der Damenwelt blickte heiter umher und hörte mit offenen Mienen dem Geſpräche der Herren zu; die flüchtigern Bewohnerinnen des Schloſſes aber, die Morien an der Spitze, ſtellten ſich zerſtreut, oder ſchmollten ſichtlich. Man bemerkte deutlich bei ihnen einigen Zwang und etwas Spannung und Benda's Spiel, ſo meiſterhaft es war, vermochte nicht dieſe Mißſtimmung auszugleichen.

Der geſchickte Meiſter hatte ſo eben geendet, als ein großer, reichgekleideter Mann aufſtand, um eine Flöte von Ebenholz aus dem Futteral zu nehmen und ſie dem Kronprinzen, mit einer ſtummen Verbeugung zu überreichen. Dies war Quanz.

„Ich blaſe heute nicht, lieber Freund," ſagte mit heiterm Lächeln der Kronprinz, „ich muß meine Lunge ſchonen, da ich noch tanzen will. Ich machte nehmlich Ihrer Liebden den Vorſchlag, das neue mythologiſche Ballet im großen Saale zu probiren und mein Vorſchlag hat huldreiches Gehör gefunden" — er blickte bei dieſen Worten auf die Kronprinzeſſin, die in ihrer beſcheidenen Liebenswürdigkeit lächelnd die Augen niederſchlug. „Fredersdorf hat bereits Befehl erhalten," fuhr Friedrich fort, „die Lichter anzuzünden. Wir bedürfen einer regern Erheiterung: die Muſik allein ſcheint nicht für die Stimmung zu paſſen, die ich hier ziemlich allgemein bemerke."

Frau von Morien und ihre Partei wollte hier größeres Ge-

wicht auf ihre einmal angenommene Miene legen, allein es gelang ihnen nicht, die hübſchen Züge konnten die Freude nicht verbergen, die in ihnen die Balletprobe in der That erregte. Friedrichs ſcharfes Auge blickte heiter im Kreiſe umher. Die ſo eben beendigte Verhandlung, im Kreiſe ſeiner Bundesgenoſſen, hatte ihn zu freudig erfüllt, und er liebte es in ſolcher Laune, wie ſie ihn eben beherrſchte, ſeinem Hofe zu zeigen, daß alle Gerüchte, die über ſein Verhältniß zu ſeiner Gemahlin ausgeſtreut wurden, eben nur Gerüchte ſeien. Er hatte es ſich gelobt, in ihr das Weſen zu ehren, das vom Schickſal auserſehen worden war, an ſeiner Seite den glänzenden Rang vor der Welt zu behaupten, den der Gegenſtand ſeiner Neigung, einzunehmen nie hoffen durfte. Dafür erhielt er dieſem aber den heiligſten Platz im Herzen, rein und unentweiht. — Aber eine Dame im weiten Kreiſe ſaß in Gedanken vertieft, die über die nächſten Augenblicke, über die Balletprobe und die ganze Umgebung hinwegſchwebten. Sie hing an den leuchtenden Blicken, die der Kronprinz umherſandte, und wähnte ſie ſich beſonders deuten zu können. Es war die Brandt. Ihre Aufreizung, die nirgend einen Punkt fand, an dem ſie haftend hängen bleiben konnte, hatte ſich ſo ganz im Stillen eine Art von Sehnſuchtsroman ausgebildet, der ſie für Augenblicke ganz unbeſchreiblich erfüllte. Sie liebte den Kronprinzen, und ſie glaubte, ſie müſſe ihn lieben, weil er ſich in ſeiner Ehe unglücklich fühle und ein ihm verwandtes Gemüth ſuche. Dieſem Verhältniſſe, das mit jeder ihrer leichten Gemüthswallungen auf- und abwogend, bald ſtärker, bald bis zum gänzlichen Verſchwinden ſchwächer wurde, hatte ſie bis dahin noch keinen Ausdruck irgend einer Art verliehen. Der Kronprinz hatte keine Ahndung davon, allein ſie überredete ſich vom Gegentheile, und fand bald in dieſer, bald in jener Zufälligkeit, Alles was ſie brauchte, um in ihrem ſtillen Romane von Glück fort zu träumen. Der heutige Abend ſchien dies zu krönen. Ihre von dem Schuß noch immer heftig aufgeregten Nerven, unterſtützten ſie in ihrem Wahne auf wunderbare Weiſe; ſie wiegte ſich in einem Meere wonniger Träume. Ihre natürliche Bläſſe ſchwand und ein trügeriſches, hektiſches Roth bedeckte ihre Züge. Sie bewegte ſich convulſiviſch in ihrem Seſſel. Die Morien, die ihr zunächſt ſaß, bemerkte dieſen Zuſtand.

„Du fühlſt dich unwohl!“ ſagte ſie leiſe zu ihr.

„O nicht doch, holde Perle!“ — flüſterte ihr dafür die Brandt zu — „ich komme, eine Gottheit — zur Probe — wenn wir nur bald aufbrächen!“ —

Es gab indeß noch Manches zu beſprechen. Das hohe Paar vergnügte ſich noch zu bleiben, und ſo hatte die ungeduldige arme Frau mit den übermäßig reizbaren Nerven Zeit, allerlei Pläne durch den Kopf zu jagen. Ihr Roth flammte immer höher, ſie ſchien mit etwas im Reinen zu ſein, das ſie mächtig erfüllte; als nun endlich die Sterne, die hier gebieteriſch leuchteten, ſich zum Wandern bequemten, und die ganze Geſellſchaft ihnen folgte, um ſich in das erforderliche Coſtüm zu werfen, das die Balletprobe erheiſchte. Auch Frau von Brandt ſchwebte jetzt, wie aus ſchwerem Bann befreit, ſchwankend von dannen. Graun, der Kapellmeiſter Bach, Benda und die andern Muſiker nahmen ihre Noten und Inſtrumente, um ſich ſogleich an ihren neuen Beſtimmungsort zu verfügen, nur Quanz entfernte ſich ſtillſchweigend nach der entgegengeſetzten Seite. Er hatte das Vorrecht, ſeiner ſich etwas ſtark äußernden Künſtlerlaune ganz überlaſſen bleiben zu dürfen, und benützte dies auch am heutigen Abende. Er war hier blos erſchienen, um ſeinem erlauchten Schüler, wie gewöhnlich, die Flöte zu überreichen, das Blatt umzuwenden, vor allen Dingen aber ſein Meiſterſpiel anzuhören und ihm das officielle Bravo nach dem erſten Solo laut und kräftig zuzurufen. Da er für heute davon entbunden war, entfernte er ſich ohne Entſchuldigung, um den Abend in grämlicher Zurückgezogenheit auf ſeinem einſamen Zimmer zuzubringen, da er, ſeiner trüberen Gewohnheit ganz entgegen, jeder lauten Geſellſchaft, die etwas Anderes als Muſik trieb, vollkommen abhold geworden war.

Es war noch keine Stunde verfloſſen, als Alles ſchon wieder in dem großen Saale des Schloſſes, in höchſt veränderter Geſtalt, ſich auf's Neue verſammelt ſah. Die Kerzen brannten und das Balletperſonal bewegte ſich bunt und geräuſchvoll durcheinander. An der einen Seite ſtand Graun mit ſeinen Muſikern hinter den Pulten, des Winks zum Anfange gewärtig. Der Maler Vesne und Knobelsdorf waren fleißig bemüht, mit Hilfe der Dienerſchaft einige Schirme, auf denen zierliche Blumen und hohe Stauden gemalt waren, in deren Blättern ſchwebende Amoretten zartfarbige Schleier entfalteten, hier und dort im Saale zu vertheilen, um die Scene daraus zu bilden. Dazwiſchen ſtellte man gemalte Felſen zu Sitzen umgeſchaffen, an denen große Vaſen lehnten, aus deren Oeffnung lange Stücke Silberzindel flatterten, Waſſer vorſtellend.

Das Ballet war »die Reizungen des Olymps« betitelt und faſt alle Anweſenden hatten, mit Ausnahme der Muſiker und des dienenden Perſonals, in Götter und Halbgötter ſich umgewandelt.

Knobelsdorf hatte das Programm entworfen, die Costüme angegeben und mit Pesne die Decorationen gemalt. Das Ganze schien ein Fest ohne Gleichen werden zu sollen, und die mit Liebe und Pünktlichkeit veranstalteten Proben, die schon mehre Wochen hindurch sich wiederholten, gewährten der Gesellschaft großes Vergnügen.

Die Eifrigsten probirten bereits den Tanzschritt, den sie aufzuführen hatten: Andere sah man sehr ernsthaft als Fluß- oder Waldgötter an den ihnen bezeichneten Plätzen ihre richtige Stelle einnehmen; noch Andere schweiften aber beobachtend durch die Gruppen und ließen sich in scherzhafte Gespräche mit den schönen Nymphen und Hamadryaden ein.

Zu diesen Beobachtern gehörten zwei Leute von sehr verschiedenem Aeußern, die mit einer Kennermiene, die man ihnen gleich auf den ersten Blick ansah, alles Vorhandene durchmusterten und sich mit ziemlich ungebundener Freiheit darüber vernehmen ließen.

Der Eine von ihnen war ein großer, sehr fetter Herr, dessen vornehm nachlässige Haltung den des großen Hoflebens vollkommen Gewöhnten verrieth, und der hier nicht sowohl selbst als Gottheit, sondern als Lenker der Gottheiten angestellt zu sein schien. Es war unser wohlbekannter Jäger von vorhin, der durch seine Reisen hochberühmte Baron von Pöllnitz, der ein Amt bei der Probe zu bekleiden hatte, das dem eines Regisseurs unserer Tage gleichkommen mochte. Er hatte so viel gesehen und bei ähnlichen, gar prächtigen Veranstaltungen an großen Höfen Hilfe geleistet, daß ihm diese Verrichtung mit vollem Rechte zukam.

Der jüngere Mann an seinem Arme zeigt trotz der Freiheit in seiner Haltung und des feinen Aussehens, durch eine zu weit getriebene Höflichkeit, die sich bei jeder Begegnung auf eine sehr bemerkbare Weise wiederholt, daß ihm das Element des Hofes noch nicht so vertraut ist, als seinem Gefährten. Es ist Bielefeld, der Sohn eines Hamburger Kaufmanns, der durch die Anmuth seiner Sitten und die Reichhaltigkeit seiner Kenntnisse des Kronprinzen Wohlwollen in so hohem Grade zu erringen gewußt hatte, daß ihn dieser in seinen vertrautesten Kreis nach Rheinsberg zog. Man sieht es Bielefeld an, daß er mehr als Pöllnitz die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen wünscht; was jener scheinbar absichtslos thut, wird von Bielefeld berechnet vorgebracht. Der junge Mann will hier Boden erobern; der Zufall, der ihm den Weg zu diesem Hofe bahnte, soll jetzt, von der Berechnung unterstützt, ihm eine Laufbahn verschaffen.

„Hieher, theuerster Pöllnitz!“ flüsterte es aus einer von glitzern-

den Felſen gebildeten Höhle, „hieher blicke zu deiner liebenden Aganippe, der Tochter der Gewäſſer, die am Fuße des Helikon ſanft dahin ſtrömt. Meine Welle begeiſtert die Dichter; ſo komm', und ſetze dich an meine Seite!“

Während Bielefeld die Hand der lieblichen Aganippe mit zärtlicher Emphaſe küßte, ſtand Pöllnitz mit prüfendem Blicke vor der Schönen. Es war die blonde Wallmoden, die als perſonificirte Muſenquelle Alles gethan hatte, um ſich ihres wäſſerigen Charakters würdig zu zeigen. Um nun ganz natürlich wie ein Bächlein auszuſehen, lagen zu ihren Füßen eine Menge nachgemachter Schilfkränze, in ihrer niedlichen Schürze von Silberſtoff hielt ſie den Vorübergehenden etwas Moos und kleine Kieſel entgegen, und die Haare hingen loſe auf die Schultern hernieder und waren mit Waſſerlilien durchflochten. Es ſchien nicht möglich, durch das Coſtüm eine frappantere Täuſchung hervorzuzaubern; ſie war eine Quelle — nicht zum Verkennen!

Pöllnitz hatte kaum Zeit, dieſe kritiſche Ueberzeugung dem ſchönen Fräulein gegenüber auszurücken, als aus dem grünen Dunkel der zuſammengerückten Schirme eine ſtärkere Stimme ihm zurief:

„Ich bin die Hamadryade der Wälder! Ruhet aus im Schatten meiner Eiche! o ihr Wanderer!“

Beide blickten dorthin, von wo die Worte ertönten; da ſtand die ſchlanke, doch kräftig gebaute Schach von Wittenau, in braunen Gewanden, mit langen grünen Handſchuhen, in den Haaren Kränze von Eicheln und mit einem Gürtel, deſſen graue Schillerfarbe die junge Baumrinde verſinnlichen ſollte. Alles an dem Anzuge war übrigens nach der Mode jener Tage, reich mit breiten Spitzen verbrämt, ſo daß Niemand auch hier in Zweifel ſein konnte, wirklich die Eiche, oder vielmehr die Hamadryade, welche ſie bewohnte, vor ſich zu ſehen.

Bielefeld ließ ſich auf ein Knie nieder und recitirte einen franzöſiſchen Vers, dann küßte er den braunen Schuh des Fräuleins. Pöllnitz wandte ſich ſchnell zu bedeutendern Größen.

Auf einem Blumenthrone ſaß die Kronprinzeſſin, in dem wahrhaft bezauberndſten Coſtüm der Diana. Sie hielt in der einen Hand die Lanze, in der andern einen Lindenzweig, da es in Rheinsberg zur Zeit noch an einem Oelzweig fehlte und die Schnelligkeit der Ausführung Knobelsdorf noch verhindert hatte, einen künſtlichen verfertigen zu laſſen.

Sonſt hatte die Kronprinzeſſin noch über einen langen Rock

von ſchwerem Silberſtück ein Gewand von grünem Flor geworfen, das mit unzähligen Blumen aus Edelſteinen an mehren Stellen in die Höhe gezogen war, um ſo recht das Anſehen der leichtgeſchürzten, flüchtigen Göttin der Jagd zu verſinnlichen. In den ſtark geſuderten Haaren, die ziemlich hoch ſich aufthürmten, ſtrahlte der Halbmond von Brillanten.

Um die keuſche Göttin ſchwebten Frau von Brandt, als Muſe der Muſik, in nachläſſiger Stellung mit der Lyra in der Rechten, Frau von Morien in der wirkſamen Kleidung der Zwietracht, Schlangen von grünſchillerndem Taffet in der Friſur und die Oberhofmeiſterin von Katſch als Amphytrite, den Dreizack von vergoldetem Holze wie ein Gewehr auf der Schulter balancirend, im meergrünfarbigen Reifrock.

Bielefeld erſchöpfte ſich in Lobeserhebungen über die Richtigkeit der Wahl dieſer Coſtüme, über den Geſchmack in ihrer Ausführung und über die Schnelligkeit der Metamorphoſe; da die Damen ja noch vor Kurzem in gewöhnlicher Toilette dem Concerte beigewohnt hatten. Plötzlich unterbrach er den Strom ſeiner zierlichen Rede, pirouettirte mit ungezwungener Leichtigkeit um den dicken Pöllnitz und zog ihn mit ſich auf die Seite. Durch dieſe raſche Bewegung ſtäubte eine Puderwolke um ſie her und nöthigte Diana und ihr Gefolge zu einem einſtimmigen Nieſen. Vor dem Blumenthrone der Göttin aber bildete ſich ſogleich ein weiter, freier Raum. Alles, was im Saale umherging, zog ſich ſchnell in Ehrfurcht zurück; ſämmtliche Mitſpielende befanden ſich an ihren Plätzen und die frühere Scene leichtfertiger Unterhaltung erhob ſich zur Feierlichkeit, als nun unter dem Rauſchen eines impoſanten Muſikſatzes Apollo ſelbſt einherſchwebte.

Der Gott trug zu weiß ſeidenen Strümpfen und Schnallenſchuhen einen kurzen Reifrock von Goldbrocat, einen leichten Bruſtharniſch von demſelben Stoffe und einen hohen Helm, auf dem eine herrliche Sonne prangte, unter dem ſich das Haar frei und ungezwungen, in reichen, aber wohlgeruderten Locken auf dem Rücken verbreitete.

Apollo war der Kronprinz.

Bei ſeinem Nahen erhob ſich Diana verſchämt von ihrem Sitze und mit zögerndem Schritte ſtieg ſie die Stufen hinab; hier reichte ihr Apoll mit unendlicher Grazie die Hand und beide tanzten nun eine der kunſtvollſten Menuette, die man ſehen konnte. Wenn ſie ſich von einander wandten und hierauf wieder, wie in heiterer Verklärung zuſammenſchwebten, dann blickte Apollo mit

ſchwärmeriſchen Augen auf ſeine Schweſter und dieſe ſtrahlte in dem Glanze eines überaus reizenden Lächelns, das ihre Lippen umfloß. Alle Anweſenden waren entzückt über die Geſchicklichkeit der Tanzenden, und viele unter ihnen glaubten darin ſymboliſch das holde Einverſtändniß der jungen Gatten zu erblicken, und freueten ſich darüber.

Das Ballet hatte ſeinen Fortgang, der nur hin und wieder durch einen einlenkenden Ruf des Anordners unterbrochen wurde. Gegen das Ende verließen Nymphen und Hamadryaden ihre Grotten und Bäume, die Muſen ihren Hain und nebſt den oberſten Göttern des Olymps erſchienen auch ein paar neckiſche Faunen und Alles gruppirte ſich um die leuchtenden Geſchwiſter und brachte ihnen in ſchwebenden Tänzen oder barocken Sprüngen eine lebhafte Huldigung dar.

Knobelsdorf ſtand mit offener Halsbinde auf der Höhe eines Felſens, um mit Fredersdorf und einigen anderen Hausofficieren die große Sonne an Schnüren emporzuziehen, die den Schluß des Balletes krönen ſollte; Pöllnitz war ſeitwärts in eine Grotte getreten, von wo er das Ganze überblicken konnte und athmete eine durch und durch geſättigte Zufriedenheit in allen Zügen, als plötzlich ein unangenehmer Vorfall die meiſterhaften Gruppen löſte und eine vollkommene Störung des wundervollen Ganzen hervorbrachte.

Die Muſe der Tonkunſt hatte wahrſcheinlich einen nicht gut berechneten Sprung gewagt und war mit ihrer Lyra zu den Füßen Apolls niedergeſtürzt, der ſogleich mit aller einem ſo mächtigen Gotte zu Gebote ſtehenden Gewandtheit die gefallene Muſe aufhob und zu einem nahen Sitze leitete.

Es war jene arme Frau von Brandt, eine der lieblichſten, aber auch kühnſten Tänzerinnen, da ſie ihre Kunſt auf der hohen Schule von Paris geübt hatte.

Alle Damen umſtanden ſie im nächſten Augenblicke und die gemiſchteſten Wohlgerüche brachten eine belebende Wirkung um ſie hervor. Der Kronprinz hatte ſich aber ſogleich aus dem Kreiſe zurückgezogen, um unbelauſcht ein Etwas näher zu betrachten, was die Muſe, wie durch ein Ungefähr in ſeiner Hand zurückgelaſſen hatte. Die allgemeine Theilnahme, die ſich nur auf den Unfall bezog, machte es ihm möglich, unbemerkt ſeinen Wunſch zu befriedigen. Der erſte Blick zeigte es ihm als ein roſenrothes, zierlich zuſammen gefaltetes Billetdoux, welches in ſeiner Damenhand

die Aufſchrift in franzöſiſcher Sprache trug: »dem ſtrahlenden Gotte!«

Der Kronprinz ſah noch einmal flüchtig die Aufſchrift an, dann verweilte ſein Blick etwas länger dabei und er glaubte ſich nicht zu täuſchen: es ſchienen ihm Schriftzüge, die er ſchon lange nicht mehr geſehen hatte — es war die Handſchrift der Frau von Wreech. Mit gehobenem Athem eilte er in ein Nebenzimmer, und nachdem er ſich verſichert hatte, daß ihm Niemand gefolgt war, öffnete er mit zitternder Hand das Billet. Es enthielt die Aufforderung, noch an dieſem Abend, an eine genau bezeichnete Stelle des Parks zu kommen. Der Styl, in dem dieſe Aufforderung abgefaßt war, näherte ſich zwar vollkommen dem precieuſen, galanten Tone der Pariſer Stutzer- und Courtiſanenwelt, allein der von einer ſeligen Erwartung ergriffene Friedrich überſah dies entweder, oder mochte an einen Scherz der geliebten glauben: war es ja doch ihre Handſchrift! Er ging in den Saal zurück und trat mit einem Balſam-Büchschen auf Frau von Brandt hin, die noch immer anſcheinend in einiger Erſchöpfung da ſaß. Er dankte ihr mit den Augen und ſie erwiderte den Blick auf gar holdſelige Weiſe.

Man führte nun die Muſe der Tonkunſt, umgeben von aller nur möglichen Sorgfalt, auf ihr Zimmer, und Götter und Göttinnen verließen den Olymp, um ſich, entkleidet von der überirdiſchen Glorie und Majeſtät, in ihre Schlafſtellen zu begeben. Die Lichter im Saale wurden ausgelöſcht und Stille herrſchte bald in und um Rheinsberg.

Nur in dem Zimmer der Frau von Brandt herrſchte ein regeres Treiben. Die Franzöſin, die mehr ihre Vertraute, als ihre Dienerin war, hatte den dunkeln Entredeux bereit gehalten, den ein duftiger Schwanenflaum von innen bedeckte und die Herrin ſorgfältig hineinhüllend, ſchob ſie ſie durch die Tapetenthür einem verborgenen Wendeltreppchen zu, auf dem ſie ganz heimlich und ungeſehen in den Park gelangen konnte.

»Folge mir nicht!« lispelte die Muſe der Muſik, denn als ſolche gekleidet war ſie noch unter dem Entredeux geblieben, um deſto reizender auszuſehen.

»Aber« — ſagte die Bonne.

»Laſſe mich allein mit meinem Glücke — es wird mich geleiten.« —

»Es iſt aber ſo finſter.« —

»Seine Sterne werden mir leuchten.« —

»Je crois, Madame, qu' une lanterne!« —
»Monstre!«

Und ſie war fort — entſchwebt wie auf Zauberflügeln — verſchwunden in der Nacht, die dunkle, kleine Geſtalt.

Die Bonne ſtand noch eine Weile da, den Loup, die unerläßliche ſchwarze Sammtmaske, in der Hand; denn ſelbſt dieſe hatte das ſelig hoffende Weib im Stiche gelaſſen — dann ging das Mädchen in's Zimmer zurück um ſchlafend der Rückkehr ihrer Gebieterin zu harren.

Wir wollen Frau von Brandt nicht vorſchnell verdammen. Was ſie in Paris ſo oft geſehen, erfahren und ſelbſt geübt, was der dort herrſchende, leichte Ton entſchuldigte, hier in den ſandigen Gefilden der Mark mußte es freilich anders angeſehen werden. Allein was hier ſo ſchwer genommen wurde, verdiente es in der That nicht; es war oftmals nur ein Scherz, oftmals die Aeußerung einer krampfhaften Reizbarkeit, die als einzige Folge eine Erkältung nach ſich zog. Immer war es aber nur die Galanterie, die herrſchende Geſetzgeberin im Reiche der feinen Welt von damals, die in dieſen Abenteuern, an denen das Herz und die tiefinnerſte Leidenſchaft keinen Theil hatte, ihren Tribut erhielt. Ein galanter Herr, eine galante Dame, ein galanter Scherz, ein galantes Abenteuer, das waren die Loſungsworte, die Alles verſammelten, der Zauberſpruch der Modeleute, die Titel, die man ſuchte, das was man ſich wünſchte.

Wir ſehen jetzt den Kronprinzen, eben ſo heimlich in einen Mantel von dunkler Farbe gehüllt, die Gänge durcheilen, die breite Rampe zum Park hinabſchreiten und einen Seitenweg durch die Gebüſche einſchlagen.

Seine Ueberraſchung, ſo unvermuthet von der Geliebten ein Schreiben zu erhalten und die kurze Zeit bis zum Rendezvous, hatten ihn gar nicht darüber nachdenken laſſen, wie Frau von Brandt dazu gekommen ſein mochte, als Iris dabei zu dienen, da es dem Kronprinzen nicht bekannt war, daß zwiſchen beiden Damen jemals eine vertrautere Gemeinſchaft ſtatt gefunden hatte. Allein welche Zweifel hätte dieſe Betrachtung ſelbſt in ihm wohl zu erregen vermocht? War er nicht im Beſitz der freundlichen Zeilen, die ihn einluden zu kommen? Sagte es ihm nicht das Klopfen ſeines liebenden Herzens, wem er entgegeneilte? Der nächſte Augenblick ſollte ihm jedes Räthſel löſen. —

Alle andern Gedanken wichen dem Einen an ſie; er ſah ihre herrliche Geſtalt, er hörte ihre tönende Stimme, er fühlte ihren

beſeligenden Hauch — aber „was führt ſie zu mir?“ fragte er ſich dann auf einmal. Und es überlief ihn kalt, wenn er ſich dachte, daß ſie wohl auf einer großen Reiſe begriffen ſein könnte, von der ſie ihm immer geſprochen hatte und daß ſie gekommen, den letzten Abſchied von ihm zu nehmen.

Er war bald am Ziele. —

Am Ende eines langen Buchenganges ſtand eine dichte Laube; ſie war als der Ort des Zuſammentreffens bezeichnet. Friedrich war im Zuſtande der höchſten Ueberſpannung als er ihr nahe genug war, um zu entdecken, daß ſich etwas, wie in Erwartung, ihm entgegen bewegte. Er breitete glühend die Arme aus, allein in demſelben Augenblicke trat er betroffen zurück, als er an der Heftigkeit, mit der ſich die Harrende an ſeine Bruſt warf, ſogleich entdeckte, daß dieſes Tie nicht war, welche er hier zu finden hoffte.

Welche Enttäuſchung! Statt die geliebteſte Freundin zu finden, ſah er ſich der preciöſen Frau von Brandt gegenüber, die ſich gehörig vorbereitet hatte, ihm in verſchrobenen und geſpreizten Ausdrücken ihre unbezwingbare Herzensneigung zu malen.

Des Kronprinzen Lage war etwas ſchwierig; er faßte ſich aber ſchnell. Mit gewandter Beredſamkeit verwies er der Armen ihr unbeſonnenes Beginnen und ſuchte ihr zu beweiſen, daß es weniger ſträflich als närriſch genannt zu werden verdiene. Er ſtellte ihr vor, daß das, was ſich in Paris und am Hofe Ludwigs XV. ſchicke, durchaus nicht auf ſeinen kleinen Hofhalt angewendet werden dürfe. Er wiſſe nur zu gut, daß hier von keiner verzehrenden, Alles überwältigenden Leidenſchaft die Rede ſein könne, indem ſeine Perſönlichkeit und ſein ganzes Weſen ihm nicht die Eitelkeit zu hegen geſtatte, ſie irgend einem Weſen auf der Welt einflößen zu können: es ſei daher lediglich die Sucht, die franzöſiſche Mode mitzumachen, die ſich in Liebesintriken und nächtlichen, geheimnißvollen Abenteuern wohlgefalle, die poetiſche Epiſteln, Geſpräche unter vier Augen, Alles in jenem überladenen Style des Tages liebe, der an jene Precieuſen erinnere, die einſt Molière mit ſo ſcharfer Geißel verſpottet habe. Dies ſchicke ſich jedoch nicht für ſeine Verhältniſſe. Er fände es für ſeine Perſon übermäßig langweilig und die ſchöne Frau würde daher ſehr klug handeln, entweder dieſen Modelaunen zu entſagen, oder wieder nach Paris zurückzugehen.

Man kann ſich wohl kaum vorſtellen, welchen Eindruck dieſe ohne alle Unterbrechung vorgebrachten Worte des Kronprinzen auf die Zerknirſchte hervorbrachten. Friedrichs heller Geiſt hatte aus

den persönlichen Verhältnissen der Frau von Brandt, aus ihrer Pariser Erziehung und dem, was dort von der Mode dictirt wurde, sogleich das Wahre herausgefunden, die auf ihn gerichtete, ihm höchst unwillkommene Liebesattake wirksam zurückzuschlagen. Nur der lebhafte Wunsch, dieser Pariser Mode an seinem Hofe den Eingang zu verwehren, hätte ihn vermocht, — so behauptete er nun — der Einladung augenblicklich Folge zu leisten und der Dame, deren Absichten er längst gekannt, die lange Strafpredigt zu halten, die sie ihm hiemit verzeihen möge.

Frau von Brandt erwiderte nichts. Nur ein leises Seufzen, wie es schien, von Weinen unterbrochen, wurde in den Pausen vernehmbar. In ihrem Innern mochte sie wohl über den ungeschlachten Gebieter der Cassuben und Wenden schmählen, der trotz seiner überall zur Schau getragenen Liebe zur feinen Sitte und zur Kunst, ihr dennoch hier nicht gebildeter erschien, als irgend ein Rustre seiner Steppen, da er im Stande war, ein tête-à-tête mit einer schönen jungen Dame nicht besser zu benützen, die sich in ein Meer von Ambra und Moschus getaucht hatte, und sogar noch als Muse der Tonkunst gekleidet geblieben war, seinetwegen aber den fürchterlichsten Schnupfen riskirte.

In dem Kronprinzen waren unterdeß Erinnerungen wach geworden, die ihm die Nähe der Aufdringlichen nur immer widerwärtiger erscheinen ließen. Er wünschte nichts sehnlicher als das erzwungene Stelldichein abzukürzen. Er ermannte sich und mit einer feinen Wendung, die ihm seine wiedererwachende Ritterlichkeit eingab, beklagte er es, nicht einen mildern Erdstrich zu bewohnen, der zu solchen Scherzen Nachts und im Freien bessere Gelegenheit böte und freiere Sitte begünstigte, dann reichte er seinen Arm der kleinen Frau hin, die zitternd und zögernd den ihrigen hineinlegte. So machten sie ein paar Schritte gegen den Ausgang der Laube: aber, o Himmel! es hatte zu regnen begonnen, und eben jetzt schoß das Wasser so übermäßig vom Himmel, daß es nicht möglich schien, ohne die heftigste Erkältung davon zu tragen, den langen Weg durch den Park zum Schlosse zurückzulegen.

Was war zu thun? Die Nacht ruhig in der Laube ausharren, bis daß der Regen aufgehört haben würde? welch ein Wagniß wäre das gewesen und zu welchem Gerede hätte dies im Schloß Veranlassung gegeben. Die Dame zitterte und bebte heftig; ihre schönen Zähne klapperten hörbar aneinander; vergebens hüllte sie sich in den mit Schwanenflaum weichgefütterten Entre-deux. Wer einen Blick auf die Arme geworfen hätte, würde schwerlich

an eine ſo grauſame Behandlung, als ihr widerfahren war, geglaubt haben können. Sie war wirklich ſehr ſchön und in ihrer jammervollen Lage doppelt reizend.

Nur der Kronprinz ſchien in dieſem Momente keinen Sinn dafür zu haben; ihm lag jetzt Alles daran, den verführeriſchen Engel nur von ſeiner Seite und ſich im wärmenden Bett zu wiſſen. Er ſchlüpfte von ihr fort und ſtellte ſich unter den Eingangsbogen der Laube, um in die Ferne zu ſpähen, ob ſich nicht vielleicht Hilfe zeige. Da gewahrte er unweit einen lichten Punkt, der ſich bewegte. Es war eine Laterne, die den Weg zum Schloſſe ging.

„Wer es auch ſein mag, einer meiner Diener, oder ein Anderer,“ ſprach Friedrich, „ich rufe ihn an. Er muß einen Regenſchirm herbeiſchaffen und die Laterne uns überlaſſen —“

„Ach, mein Gott! ich bin verloren!“ ſchrie jetzt entſetzt die Dame, die nun erſt die Sprache wieder bekommen zu haben ſchien.

„Es iſt nichts Anders zu machen,“ verſetzte der Prinz. „Der Mann muß voraus in's Schloß; mich möge er kennen. Sie verhüllen ſich; und wenn wir in die Nähe der Gebäude angelangt ſind, löſchen wir die Laterne aus.“

Ueber dieſes Hin- und Herreden war der Laternenträger näher gekommen und ſang vernehmlich folgendes Liedchen, das damals allgemein beliebt war.

Je vis hier le beau Lucas
Assis près de Glycère;
Il lui parlait tout près, tout bas,
D'un air bien sincère,
Il lui vantait son vieux charmant! — —

Hier unterbrach der Kronprinz den Geſang, indem er einen gellenden Pfiff ertönen ließ.

„Ich kenne dieſe Stimme!“ rief er zugleich freudig aus.

„Ho! Ho!“ antwortete der nächtliche Wanderer, und ſteuerte auf die Laube zu.

„Cäſarion!“ rief Friedrich.

„Glück zu! ein Rendezvous!“ ſchallte es von drüben her und die Worte trällernd

Adieu, princesse',
Adieu, plaisir!
L'ordre me presse,
Il faut partir!

kam es dem Eingange der Laube ganz nahe. Es war Keyserling, der mit einer kleinen Weinlaune nach Hause kehrte und eine Laterne, nebst einem großmächtigen Regenschirm in Händen trug.

Der Kronprinz trat ihm entgegen, nachdem er Frau von Brandt gebeten hatte, sich in's Innere des Gebüsches zurückzuziehen.

„Höre zu, theuerer Freund, was ich Dir sagen werde," sprach er hierauf zu seinem Getreuen, „hier in der Laube befindet sich Etwas, was Du nicht kennen sollst. Du mußt nun aber Deinem Herrn und Meister für dieses Etwas Deinen guten Schirm leihen, damit es nicht durchnäßt werde, mit Deiner Laterne aber sollst Du voraus traben, damit wir in keine Pfütze gerathen!"

„Ich habe Alles wohl verstanden und begriffen, mein theurer Herr und Meister!" sagte Keyserling-Cäsarion mit der bescheidensten Miene von der Welt, indem er den Schirm den Händen des Kronprinzen überlieferte, sich in seinen Rokelor hüllte und zum Vorangehen anschickte. „Auch ich komme eben von einem der zärtlichsten Abschiede, die jemals, so lange die Welt steht, genommen wurden, da ich morgen nämlich nach Cirey verreisen muß."

„Aber noch Eines!" rief Friedrich scherzhaft, „du mußt mir Dein Wort geben, Cäsarion, nicht rückwärts zu schauen, es möge sich begeben, was da wolle!"

„Foi de gentilhomme!" rief der Cavalier zurück und hob den Rokelor in die Höhe. „Es möge hinter mir verführerisch singen und locken, oder erbärmlich kreischen, vor Gefahr warnen oder den sichern Untergang drohen, ich blicke vorwärts, was hinten geschieht, geht Eure Königliche Hoheit nur allein an."

Unter diesen Worten war er mit stark seitwärts gebogenem Kopfe voran geschritten, mit zurückgestrecktem Arm die Laterne den Nachschreitenden entgegenhaltend. Es war ein Bild, das von einem guten Meister wiedergegeben zu werden wohl verdient hätte. In einiger Entfernung hinter dem Leuchtenden folgte der Kronprinz, das längliche Dämchen an der Hand wie zum Tanze führend, das auf den Zehenspitzen schwebend, sich vergebens nach einem trockenen Punkte umsah, seine Füße hinzusetzen. Das Ganze ward pikant genug von dem flackerlichte der Laterne beleuchtet.

So hatte man den Weg durch den Park zurückgelegt und betrat nunmehr den gutgepflasterten innern Hofraum des Schlosses.

„Laterne weg!" commandirte hier der Kronprinz, und sogleich erlosch das Licht und der Träger stob in der Dunkelheit davon. Friedrich aber geleitete seine Dame bis zu den seitwärts gelegenen

Arkaden, von wo sie auf ihrer verborgenen Wendeltreppe wieder unbemerkt in ihre Zimmer gelangen konnte.

„Sehen Sie, meine Beste,“ sagte er noch beim Abschied, „das sind die Folgen, die solche Unüberlegtheiten hier bei uns nach sich ziehen. Sie thäten wahrlich besser daran, sich für diese Liebhabereien das geeignetere Terrain wieder aufzusuchen. Ich werde Sie selbst bei der Kronprinzessin entschuldigen.“

Damit entließ er sie und eilte nach der andern Seite des Hofes dem Hauptportale zu.

Als er in seinem Schlafzimmer angelangt war, befand er sich in einem Zustande heftiger Bewegung. Er mußte lachen über den Zufall, der ihm den wackern Keyserling in den Weg geführt hatte, der am andern Tag seine Reise nach Cirey zu Voltaire antreten wollte und wahrscheinlich noch zum Abschiede einige Stunden der Nacht bei dem geliebten Mädchen zugebracht hatte. „Wie glücklich ist er!“ dachte Friedrich. „Mir schlägt Alles fehl in der Liebe! Ein Rendezvous lächelt mir, ich wähne die zu finden, die ich liebe, der ich zu ewigem Danke verpflichtet bin, und mich erwartet ein neckender Kobold, der mich äfft!“

Er setzte sich zum Schreiben.

Der Kammerdiener war eingetreten und erinnerte, daß des Prinzen Kleider durchnäßt waren. Friedrich schien es nicht bemerkt zu haben. Er ließ sich ruhig entkleiden, dann — nachdem der dampfende Mocca gebracht war — mußte sich der Diener entfernen. Es war seit einiger Zeit eingeführt, den Kaffee, als Mittel den Schlaf zu vertreiben, anzuwenden. Friedrich wollte zu jener Zeit seine Nachtruhe auf die kleinste Zeit beschränken, um so länger zu leben und zu wirken als ein anderer Sterblicher.

Er hatte einen Brief an Lenore von Wreech begonnen. Er wollte ihr die Ereignisse des vergangenen Abends mittheilen; er mußte sich mit ihr unterhalten.

Zuerst meldete er ihr die in der Sitzung der Bayardritter beschlossene Gesandtschaft an Voltaire; vor der geliebtesten Herzensfreundin gab es keine Heimlichkeiten; sie war ja sein besseres, edleres Selbst. Dann kam die Balletprobe an die Reihe. Er schrieb von der Menuett, die er mit seiner Gemahlin versucht hatte. Er lobte ihren Tanz; er malte diesen Theil seiner Schilderung mit großer Vorliebe aus. Welche Seltsamkeiten, die sich in dem Herzen und Korfe desselben Menschen begegnen! Täuschte er sich selbst? Wollte er die Empfängerin seines Briefes täuschen? Nein — er

mußte wirklich den Vorzügen, welche die Kronprinzessin schmückten, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

„Wie sie das freuen wird, wenn sie es liest!“ dachte er im Schreiben und schrieb immer feuriger, schrieb als Dichter.

Ach! die Dichter schwärmen sich in ihre Gefühle hinein und am Ende sind's doch nur Täuschungen.

Jetzt kam die Scene mit dem unseligen Billetdour. Er wollte muthig fortschreiben und gedachte auf Kosten der armen Thörin scherzen zu können. Da dröhnte es durch sein Inneres:

„Aber was mich aus der Handschrift anhauchte, war Dein eigenes, liebes Bild! Dich glaubte ich zu finden im fröstelnden Herbstwinde unter den Buchen! Nur Dir zog ich nach — Du, mein Stern! — Nur nach Dir sehne ich mich wund — nur Dein begehr' ich —“

Er warf die Feder weit von sich weg. Er fühlte, daß die reine Seele, an die der Brief gerichtet war, durch solche Geständnisse bitter verletzt wurde, aber dennoch lebten sie fort und fort in ihm und er war nur um desto unglücklicher, da er sie nicht zu bekämpfen, aber eben so wenig die Verhältnisse umzugestalten vermochte.

Nach einer Pause war er etwas ruhiger geworden: er nahm die Feder wieder zur Hand. Von dem was er nur gedacht, war nichts auf dem Papier vorhanden.

„Weil ich Dich, Du Theuere, mir stets gern nahe glaube,“ so fuhr er jetzt zu schreiben fort, „war ich schwach genug zu wähnen, Du säßest draußen in der dunkeln Laube und begehrtest mich zu sprechen. Ich weiß jetzt eigentlich selbst nicht wie es kam, daß ich die Züge für Deine Handschrift zu erkennen meinte, Madame Elisabeth de Prusse möge mir's gnädigst verzeihen!“

Er ließ die Feder abermals sinken. Diese Wendung brachte ihn mit einem Male wieder aus dem rechten Tone, in dem er das Abenteuer und dessen komisches Ende hatte malen wollen. Seine Aufregung, durch den Kaffee erhöht, hatte ihn um allen Schlaf gebracht. Er legte sich ins offene Fenster, horchte den fallenden Tropfen, sah die Ablösung kommen und endlich den grauen Herbstmorgen heraufdämmern. Sein Sinn umdüsterte sich: Katte's letzter, blutiger Morgen schwamm ihm vor der Seele. — —

Im Schloßhofe wurde es lebendig. Zwei Reisewagen wurden gepackt. Friedrich rief, um sich zu zerstreuen, einem vorübergehenden Bedienten zu:

„Für wen wird dort oben der Wagen gepackt?“

„Für den Baron von Keyſerling!“ war die Antwort.

„Und der rechts?“

Der Bediente wußte es nicht und mußte hinlaufen.

„Es iſt der Wagen der gnädigen Frau von Brandt,“ war die Antwort, als er zurückkam.

„Die Närrin thut recht daran!“ murmelte Friedrich vor ſich hin.

Er ſetzte ſich dann wieder zum Schreibtiſch und fing einigemale ſtets von Neuem an, aber der Brief blieb unvollendet und er wurde auch nie abgeſandt.

Als es ſchon hoch tagte, regte ſich lautes Leben in Rheinsberg. Keyſerling fuhr raſſelnd vom Schloßhof; Frau von Brandt folgte ihm bald. Sie hatte nur von der Morien Abſchied genommen. Endlich war ein Kurier aus Berlin angelangt, der den Beſuch des Königs anſagte. Es war der erſte, den der Vater dem Sohne auf Rheinsberg abſtattete.

Der Kammerdiener trat ein und übergab dem Kronprinzen ein roſafarbenes, von Moſchus durchduftetes Billet. Es war die Hand vom vorigen Abend. Friedrich betrachtete die Züge.

„O mein guter Schreibmeiſter, mein wackerer Hilmar Curas!“ rief er aus, „wie Recht hatteſt du, deinen Unterricht zu preiſen, der eine ſo feſte, markige Schrift verheißt. Wie verfloſſen, verwiſcht iſt hier Alles! dieſe Frauenzimmer machen ihre Buchſtaben wie Nadelſtiche, und Eine ſchreibt wie Alle! Wenn ich mich wieder einmal im Leben verliebe, ſoll meine Geliebte vor Allem nach Hilmar Curas'ſchen Vorſchriften ſchreiben lernen, damit ein ſolches Quiproquo ſich nicht mehr ereignen kann.“

Er hatte das Papier auf den Tiſch geworfen, ohne es zu leſen, denn er dachte ſich, was es enthalten würde. Er verſprach ihr, ſie bei der Kronprinzeſſin zu entſchuldigen, und die Närrin nahm ihn nun beim Wort, ſo meinte er. Welchen Vorwand ſollte er aber wählen? Weshalb die ſchnelle Entfernung? Wie kam er in das Vertrauen dieſer Dame? Die Bagatelle, anſcheinend ſo leicht, ſchien doch ihre Schwierigkeiten zu haben. Vielleicht gab ſie ihm ſelbſt ein Mittel an die Hand.

Er überwand die Abneigung und öffnete das Billet; da fiel's wie Schuppen von ſeinen Augen.

„Sie ſelbſt habe der Kronprinzeſſin offenbart, daß ein unſeliges Verhängniß ſie von hinnen treibe, und ihre Freundin Morien werde dieſes Abſchiedſchreiben übergeben,“ dies enthielt das Billet, „den Prinzen aber flehe ſie um Verſchwiegenheit“ —

Er las nicht weiter, ging zum Schreibtiſch, und das, was er

während der Nacht geschrieben, flog zugleich mit der rosafarbenen, moschusduftenden Sendung in die Flamme des Kamins.

An diesem Morgen und noch viele Morgen später zog aber der kleinen Morien, genannt le tourbillon, das Wort durch den Sinn:

„Oh! qu'il est pédant!“ und dann setzte sie in Gedanken hinzu: „was mag sie wohl gerade beim Abschiede damit haben sagen wollen?“

Die plötzliche Abreise der Frau von Brandt ward nur wenig bemerkt, noch weniger besprochen, und gab zu gar keinem Gerede Anlaß. Es hieß, ihr Gatte habe sie in die Garnison zurückberufen. Ein Loos, das sich Officiersfrauen gefallen lassen müssen, wie alle Welt weiß.

17.

Der Blick, der sich uns — wenn gleich nur oberflächlich — in das Leben am Hofe zu Rheinsberg hier eröffnete, zeigte uns nur zum Theil die Elemente, die es zusammensetzten.

Es sollte hier der Vorhang nur so weit gelichtet werden, um einige Gruppen des reichen Gemäldes zu überschauen und die hervorragendsten Figuren ins Auge zu fassen. Was sich im engern und weitern Kreise um diese bewegte, die ernsten Forschungen im Reiche der Wissenschaft, die versuchten Lösungen der wichtigsten Fragen im Gebiete der Philosophie, so wie die angestrengte Beschäftigung zur Ergründung und Ausbildung der praktischen Seite des Lebens die sich ersichtlich in dem verbesserten Zustand der lieblichen Besitzung kundgab, Alles dies darf in diesem Rahmen nur angedeutet werden.

Der eben begonnene Herbsttag führte für den fürstlichen Bewohner von Rheinsberg einen wichtigen Lebensmoment herbei. Die vergangene Nacht, um deren stille Ruhe das tragikomische Mißverständniß den Kronprinzen gebracht hatte, war mit ihren sichtbaren Spuren noch nicht von seiner Stirne verschwunden, und er ging im unbehaglichsten Gefühle in seinem Kabinete umher, diese und jene Lectüre beginnend, dies und das zur Hand nehmend. Selbst das Anschauen der Züge Voltaire's, die hoch über seinem Schreibtisch auf ihn herabsahen und den Gedanken an die fröhliche Sendung belebten, die Keyserling nun schon angetreten hatte, war nicht im Stande, die frostige Stimmung Friedrichs gänzlich zu bewältigen.

Ein lautes Bellen und ein hereinsprengendes Pferd zogen plötzlich seine Aufmerksamkeit an das Fenster, um in den Hof zu blicken. Eversmann, der Kammerdiener des Königs, war's, der vorausgeritten kam, um seinen Herrn anzumelden, der ihm auf dem Fuße folgte. Jetzt erst fiel dem Kronprinzen die Nothwendigkeit schwer auf's Herz, daß er sich in die gehörige Verfassung zu setzen habe, um seinen Vater zu empfangen.

Kaum war er mit der eiligen Toilette zu Ende, so mußte er sich auch schon zur großen Rampe hinab verfügen, wo der König und die Königin so eben vorfuhren.

Friedrich Wilhelm blieb, während der Kronprinz seine Mutter ins Schloß führte, noch eine Weile unter dem Portale stehen und blickte, das lange spanische Rohr in die Seite gestemmt, wohlgefällig auf Gebäude und Gärten, die ringumher zerstreut lagen und in ihrer Ordnung und Reinlichkeit ein stummes Lob dem Besitzer darbrachten. Er nickte verschiedentlich mit dem Kopfe und sagte dann zu Grumbkow, der ihn begleitete: „Das Alles sieht recht schön aus: der Fritze scheint was von der Wirthschaft zu verstehen: hätte mir's nicht vorgestellt."

Des Königs gute Laune wirkte mächtig auf seine Umgebung; sie ist bei jedem Großen dieser Erde der belebende Sonnenstrahl, der zauberhaft wirkt, um wie viel mehr bei einem Fürsten, dessen rasches und oft finsteres Wesen stets zu den peinlichsten Besorgnissen Veranlassung gab.

Friedrich hatte schon mehrmals Manches von den Erzeugnissen seiner gut bestellten Gewächshäuser nach Berlin gesandt, und die hier gezogenen kleinen afrikanischen Negermelonen, so wie frühreife Pfirsiche und Trauben waren an der Königlichen Tafel mit großem Wohlgefallen aufgenommen worden: der Vater pflegte dann vor seinen Gästen mit einigem Behagen zu bemerken, daß ihm diese Delicatesse von seinem lieben Sohne gesendet worden wäre. Eben so prangten nicht selten in Berlin und Potsdam bei festlichen Gelegenheiten große Karpfen und Aale, von ausgezeichnetem Geschmack, die der See und der Rhyn bei Rheinsberg geliefert hatten. Auch besonders fette Schinken, Würste, Hammelrippen von seltener Zärte und feinem Geschmack, die Folge der trefflichen ökonomischen Verbesserungen, die der Kronprinz auf seinem Gute vornahm, wurden in die Küche des Königs gesandt und erlangten dann niemals die höchste Aufmerksamkeit zu erlangen. Jetzt wollte der gute Vater einmal Alles dies an der Quelle selbst in Augenschein nehmen und

ſich an der weiſen Einrichtung des jungen Haushalts erlaben und erfreuen.

Friedrich war darauf vorbereitet, und die ihm dadurch bereitete Zerſtreuung erſchien ihm willkommen.

Wir ſehen ihn heute die liebgewordene Gewohnheit meiden und ſich in die Region des gemeinen Lebens hinabbegeben, die er ſonſt nicht zu betreten pflegte. Die Bibliothek, Voltaire's Bild, die Flöte, die Lieblingserholungen früher Morgenſtunden, werden gemieden, und dafür Stall und Wieſe und Glashaus aufgeſucht und die Gegenſtände darin gezeigt und erklärt. Aber es geſchieht an der Seite eines hochverehrten Vaters, und die Rede fließt ſchnell von den Lippen, und die Zufriedenheit, die ſie in dem Hörer erzeugt, theilt ſich auf wunderbare Weiſe dem Gemüthe des Sprechenden mit und erfüllt ihn mit einer wunderbaren Begeiſterung.

Nachdem das, was der König hier ſah und hörte, ſeine gute Laune zum Höchſten geſteigert hatte, kehrte er an der Seite ſeines Sohnes ins Schloß zurück, wo die Damen ſie bereits erwarteten. Friedrich Wilhelm umarmte die junge Schwiegertochter, als ſie ſchüchtern ſeine Hand ergreifen wollte, um ſie an die Lippen zu drücken. Er ſah ihr dann lang und zutraulich in die hellen, ſchönen Augen, und als ſie ſie nicht niederſchlug, ſondern ſeinen Blick lächelnd erwiderte, ſo nahm er ſie bei der Hand, lächelte mit der ſeinigen ganz vertraulich darauf und ſprach die Worte, mit leiſer, gerührter Stimme: „Ich bin auch hier zufrieden.“

Man ſetzte ſich zum Frühſtück, außer der Familie war Niemand zugegen, der Hofſtaat war entfernt gehalten.

„Ich will nun aber auch deine Geſellſchaft kennen lernen, Fritzchen,“ fing der König an, „ich weiß ja, daß du hier nicht nur ganz allein mit deiner Frau die Tage zubringſt. Alles, was ich hier ſehe, erfreut mich in ſo hohem Grade, daß ich mir einbilde, deine Umgebung trage dazu nicht wenig bei, und deßhalb hege ich den Wunſch, ſie mir vorſtellen zu laſſen.“

„Ich wartete nur auf die Erlaubniß hiezu, mein gnädigſter Vater,“ erwiderte der Kronprinz. „Es ſind diejenigen Perſonen, welche Eure Majeſtät zu unſerm Hofſtaate deſignirt haben und noch einige wenige Herren und Damen, welche durch ihre Neigung und ihre Anhänglichkeit an meine Perſon, ſo wie an die meiner Gattin, dieſen ſtillen Aufenthalt mit uns theilen wollten. Leute von keiner großen Bedeutung in den Augen Eurer Majeſtät, allein von guter Geſinnung und von mannichfachen Vorzügen und Talenten. Ich würde es nicht gewagt haben, ihrer in meines gnädigſten Vaters

Gegenwart zu erwähnen, da Alles, was hier ist und was sich um uns zuträgt, zu sehr den Stempel des Einfachen trägt, als daß es im Stande wäre, außerhalb dieses Bereiches für sich einzunehmen. „Mein Haus ist kein Ort, wo man sich mit Geräusch vergnügen könnte; aber ich denke, daß Ruhe, ländliche Stille und innere Sammlung dem Forschen nach Wahrheit förderlicher sind, als rauschende und leichtfertige Vergnügungen der Wollust. Ich habe mich nie so glücklich gefühlt, als seitdem ich hier lebe."

Der König hörte auch diese Worte gern an und ließ es an kernigen Lobsprüchen von seiner Seite nicht fehlen, allein Friedrich betheuerte, daß Alles das, was in seiner kleinen Wirthschaft des Lobes werth sei, nur seinen Ursprung den großen Lehren verdanke, die er aus dem Administrationsgenie seines erlauchten Vaters gezogen. Er halte es für seine erste Pflicht, im Kleinen wie im Großen, der treuen Unverdrossenheit des weisen, ökonomischen und in seiner Consequenz wahrhaft großartigen Monarchen für immer nachzustreben.

Des Königs Zufriedenheit wuchs mit jeder Sylbe, die er vernahm. „Ich freue mich innigst," sagte er, „daß Gott mir einen so würdigen Sohn gegeben. Ich sehe es, mein Fritzchen, daß die Wissenschaften zu was gute sind, sie mildern unsere angeborenen heftigen Triebe und die Sitten nehmen von ihrem stillen Ernst einen äußerst lieblichen Charakter an, so mir wahrlich wohlgefällt. Ich sehe es kommen, daß Deine Zeit eine andere sein wird, als die meinige und Deine Pflicht wird es sein, ihr ein Genüge zu leisten. Ich will mich nicht mehr widersetzen dem, was Du vorhast, es geschieht im neuen Geiste, der nach mir sein wird."

Diese Milde überraschte den Sohn. So hatte sich Friedrich Wilhelm noch nie geäußert.

„Ich fühle die Gesinnungen der kindlichen Liebe sich in mir verdoppeln," rief Friedrich begeistert aus, indem er seines Vaters Hand an die Lippen drückte. „Diese schönen Ansichten waren mir bis jetzt verborgen geblieben! Ich bin so entzückt, daß ich meine Freude nicht länger zurückhalten kann!"

Unter solchen gegenseitigen Aeußerungen ging das Frühstück zu Ende. Friedrich hatte seinen Vater zu Ehren Rheinwein geben lassen, den er selbst niemals trank, und der König erhob den gefüllten Römer und trank herzhaft auf die Gesundheit seiner geliebten Kinder. So wohl war es ihm im Kreise seiner Familie noch nie geworden, und das Unerwartete einer solchen Scene, wirkte desto mächtiger auf ihn ein. Wohin er den Blick wandte, lachte

ihm Zufriedenheit und Geſundheit entgegen, kein Mißtrauen mehr, nirgends die kränkelnde Farbe des Mißbehagens, die etwas im Hinterhalte barg, um in dem nächſten Augenblicke ſich hinzuzudrängen und jeden ſchönen Eindruck der Gegenwart zu verwiſchen. Selbſt die Königin war von der Stimmung ihres Gatten ergriffen und verweilte mit Wohlgefallen in dieſer reizenden Behauſung eines ſchönen und edeln Waltens.

Der leiſe Kummer, der das Verhältniß der jungen Gatten zuweilen trübte, entwich vor der Sonne der Freude, die jetzt um ſie ſtrahlte; Friedrich fühlte, daß Eliſabeths Tugenden den aufrichtigen Zoll ſeiner Verehrung erheiſchten und ſie ſchien ja nicht mehr als dieſes von ihm zu verlangen. Ihre Blicke ſagten ſich dies vor dem Angeſichte der Eltern und dieſe laſen mehr darin zu ihrem Glücke.

Man verfügte ſich nach dem Empfangſaal, wo die Majeſtäten ihre Cour abhalten wollten. Grumbkow näherte ſich händereibend und mit den Augen fragend dem Könige.

„Das hat Er gut gemacht!“ ſprach der König leiſe zu ihm, „ich finde die jungen Leute gehörig ineinander vergafft und Alles, was ich hier ſehe, deutet auf Glück.“

Die hofſähigen Herren und Damen wurden vorgeſtellt. Einen vermißte der König.

„Wo iſt der Pöllnitz?“ fragte er. „Ich glaubte ihn in Deiner Geſellſchaft.“

Man berichtete, daß der alte Höfling nach Wuſterhauſen aufgebrochen ſei, um ſich, dem königlichen Befehle gemäß, dem Jagdzuge anzuſchließen.

„Ich wollte heute jagen, 's iſt wahr!“ rief der König lachend, „nun da kann der Pöllnitz warten bis ich zurückkomme. Hier gefällt mir's ſo wohl, daß ich gar nicht weg möchte.“

Nachdem die Cour beendigt war und die Majeſtäten ſehr gnädig ſich mit den anweſenden Damen und Kavalieren unterhalten hatten, verfügten ſie ſich zu den Sehenswürdigkeiten des Schloſſes und bewunderten die großen Malereien, mit denen Pesne, als Meiſter ſeiner Kunſt, die Räume geſchmückt hatte, ſo wie des Herrn von Knobelsdorff's trefflich geleitete Anordnung und Ausführung des Ganzen. Bei dieſer Gelegenheit wurden auch die übrigen Perſonen in die Nähe des Monarchen zugelaſſen, die, der Etikette nach, von der Cour ausgeſchloſſen worden waren, und Friedrich Wilhelm ließ es ſich gefallen, die ſonderbare Miſchung anzuſtaunen, die ſein geiſtreicher, von ihm noch nicht ganz be-

griffener Sohn hier als ſeine nächſte Umgebung um ſich verſammelt hatte.

Nächſt den Künſtlern der Kronprinzlichen Kapelle, die ihren beſtimmten Wirkungskreis auszufüllen hatten, erblickten wir jetzt noch ſo Manchen, den wir in ſeiner Function bei der Balletprobe überſahen und deſſen eigentliches Geſchäft nicht leicht zu ermitteln war. Hier ſehen wir einen ſchönen, hohen Jüngling, mit feingebogener Naſe, und großem feuerſprühenden Auge, das ſogleich den Ausländer verräth. Er weiß ſich im Deutſchen nicht auszudrücken und auch dem Franzöſiſchen, das er ſpricht, fehlt der landesübliche Accent. Es iſt Francesco Algarotti, der Sohn eines reichen Kaufherrn in Venedig, der mit den Schiffen ſeines Vaters nach fremden Küſten geſteuert war, und jetzt eben aus England zurückkehrte, wohin er Lord Baltimore begleitet hatte. Der Ruf des Kronprinzen von Preußen lockte den liebenswürdigen Abenteurer nach Rheinsberg und hier befeſtigte ſich das Band zwiſchen dieſen beiden jungen, ſtrebenden Geiſtern nicht nur für's Leben, ſondern noch darüber hinaus, wie das ſchöne Denkmal beweiſt, welches Friedrich als König, ſeinem in Piſa geſtorbenen Freunde im dortigen Camposanto ſetzen ließ. Hier in Rheinsberg war Algarotti der Beiname des Schwans von Padua zugelegt worden, unter welchem er aber wie natürlich jetzt nicht Seiner Königlichen Majeſtät von Preußen genannt werden konnte.

Neben Algarotti ſteht der bleiche junge Mann, den wir ſchon bei der geſtrigen Balletprobe bemerkten, der junge Bielefeld aus Hamburg, voller Geiſt und Kenntniſſe, der zum erſten Male das Glück hat, einem Könige gegenüber zu ſtehen und auf eine Frage aus ſeinem Munde zu antworten.

Der dort ſich faſt verbergend, ſo ſchüchtern im Hintergrunde weilt, ſcheint nicht ſo fremd dieſem Kreiſe zu ſein, denn kaum hat ihn der König wahrgenommen, ſo macht er ein Paar Schritte nach ihm hin und ruft mit heiterm Gruße:

„Ei, iſt Er auch da? das iſt ja ſchön! bringt Er der Kronprinzeß Neues von der Braunſchweiger Meſſe?“

Der ſich bis auf die Erde Verneigende war der junge Gotzkowski aus Berlin, deſſen Vater damals das eleganteſte Modegeſchäft beſaß und alle Lieferungen für den Hof beſorgte. Auch der Kronprinz ſah es gern, wenn er ſich bei der Heimreiſe von den Meſſen, in Rheinsberg einige Tage wohl ſein ließ, um theils ſeine mitgebrachten Neuigkeiten zu durchmuſtern und davon zu kaufen, theils mit dem jungen, verſtändigen und gewandten Kaufmanne über

allerlei Verbeſſerungen und Einrichtungen zu ſprechen, die für Preußens Handel erſprießlich werden könnten.

Obgleich von dem Ballet nicht die Rede ſein durfte, denn bis zu dieſer Höhe würde ſich Friedrich Wilhelms Nachgiebigkeit ſicher nicht verſtiegen haben, ſo waren doch Anſtalten zu einem Concerte gemacht in dem Friedrich eine Compoſition ſeines Lehrers Quanz in Gegenwart ſeiner Mutter vortrug. Um den König zufrieden zu ſtellen war in einem geräumigen, aber einfachen Zimmer des Erdgeſchoſſes für Bier und Pfeife geſorgt worden, und dort verſammelte ſich ein kleiner Kreis von älteren Herren um den beglückten Monarchen. Wir bemerken darunter den alten Ingenieurmajor Senning, der einſt des Kronprinzen Lehrer in den Kriegswiſſenſchaften geweſen war und ſeit dem ſtandriſchen Kriege, mit ſeinem Stelzfuße an der Krücke hinkte, den ächtdeutſchen biderben Major von Stille und den Hauptmann von Fouqué. Der glatte Grumbkow, dem Alles daran lag in Rheinsberg Fuß zu gewinnen, und der es ſchon dahin gebracht hatte, daß Friedrich ihn nicht anders, als ſeinen „lieben Caſſuben“ nannte, weil er von der Pommerſchen Küſte, dem Wohnſitze der Caſſuben, ſtammte, war beim Concerte anweſend, um ſeines gnädigen Herrn — des Kronprinzen — Flötenſpiel zu bewundern.

So ändern ſich Zeiten und Umſtände.

Nach einem froh verlebten Tag brach der König mit freudig gerührtem Herzen von Rheinsberg auf. Alles was er hier geſehen und erfahren, hatte ihn zur reinſten Milde geſtimmt.

Als die Herrſchaften unter das Portal, auf die Rampe, hinausgetreten waren, erglühete die Gegend in Feuer. Vom blauen Nachthimmel ſtrömten Mond und Sterne ihr wonniges Licht und rings im Hofe, ſo wie in der neu angepflanzten Allee, welche die Straße einfaßte, loderten, ſo weit das Auge reichte, Pechpfannen und Kränze. Die Piqueurs hielten zu Pferde vor den ungeduldigen Roſſen des königlichen Wagens, die in den Gebiſſen knirſchten und giſchten und aus den dunkelrothen Fackeln ſtieg dicker Qualm empor und die ganze Luft erfüllte ein ſtarkriechender Dampf.

Da nahm der königliche Vater den Hut ab und dankte entblößten Hauptes mit gerührten Worten ſeinen lieben Kindern für die freundliche Bewirthung, die er unter ihrem Dache gefunden.

Man hörte es dieſen Worten an, die aus dem innerſten Herzen kamen, daß der edle Mann einen Moment ſeines Lebens erreicht hatte, von wo er ſeine hoffnungsreichen Blicke weit ausſenden

konnte, in die fernste Zukunft, um sie befriedigt wieder nach sich zurückzulenken.

„Um auch Dir an den heutigen Tag ein Angedenken zu hinterlassen,“ sprach der König, ehe er in den Wagen stieg, „schenke ich Dir das Trakehner Gestüt, das Dir bei unserer letzten Reise in Litthauen so wohlgefiel. Ich weiß, daß es Dir Freude macht. Und nun Adjes, Fritzchen!“

Der Kronprinz vermochte kaum seinen Dank auszudrücken.

Die Piqueurs sprengten voraus und die königlichen Wagen rollten vom Hofe; Friedrich und seine Gemahlin blickten noch lange den sich fortbewegenden Flammen nach, bevor sie sich ins Schloß zurückbegaben; dann nahmen sie herzlichen Abschied von einander, ehe sie sich in ihre Gemächer zurückzogen.

Erst mit sich selbst allein erwog Friedrich die Wohlthat des väterlichen Geschenks. Trakehnen verdoppelte seine Einkünfte und überhob ihn plötzlich vielen Geldverlegenheiten, die ihn immer noch bedrängten. Die mannichfachen Erlebnisse und die schlaflos hingebrachte Nacht forderten jedoch bald ihr Recht und ein sanfter Schlummer senkte sich auf die Augen des Glücklichen, der alle Mißverhältnisse seines Jugendlebens vor der siegenden Gewalt seines Geistes sich ebnen sah.

18.

Aus den Genüssen des stillen, friedlichen Rheinsberg wird Friedrich jedoch bald zum stürmischen, lauten Leben berufen. Polens Krone war erledigt und die neue Wahl sollte erst durch die Waffen der europäischen Mächte ihre feste Bestimmung erhalten. Zwischen dem sächsischen Hause und dem polnischen Könige Stanislaus Leszinski, der nach seiner Abdankung bei seinem Schwiegersohne Ludwig XV. lebte und, jede neue Wahl bestreitend, seine alten Rechte geltend machen wollte, schwebte die Wage. Auf des alten Königs Seite war mit Frankreich auch Sardinien und Spanien, gegen ihn und seine Ansprüche standen Rußland, Oestreich und das deutsche Reich.

Wie dem Feuer eines jugendlichen Helden ergriff Friedrich diese Gelegenheit, den Krieg in der Nähe kennen zu lernen. Er riß sich aus seiner weichlichen Umgebung, sagte seinen freundlichen Gewohnheiten Lebewohl und zog, von ältern, bewährten Offizieren begleitet, die des Vaters Vorsorge ihm mitgab, in das Haupt-

quartier des berühmten Feldherrn, der die Reichsarmee commandirte, welche zum Entsatz vor Philippsburg lag.

Beim Abſchiede hatte der König ſeinem Sohne eingeſchärft: „Er hoffe, daß er ſich ſo aufführen werde, wie es einem Prinzen aus altem Brandenburg'ſchen Geblüte und einem ehrlichen, braven und rechtſchaffenen Soldaten gehöret und gebühret, dabei auch in allen Stücken ein gutes Comportement und gewiſſenhaft irreprochable Conduite bezeugen, ſo, daß ſolche andern jungen Leuten zum Muſter und Exempel dienen könne.“

Mit dieſem Segen zog der Kronprinz fort an der Spitze von zehntauſend Kriegern, die vor allen andern Truppen im vollſtändigſten Beſitze des Ruhmes waren. In eiligen Märſchen ging es nach dem Süden, dem Rheine zu. Ueberall wurde dem jugendlichen Führer wie ſeiner Mannſchaft die aufrichtigſte Bewunderung gezollt, wenn gleich die Letztere, nach damaligem ſoldatiſchem Gebrauche, ſich manche Unbill gegen die friedlichen Bewohner der Gauen, durch die der Marſch ging, zu Schulden kommen ließ. Trotz der tüchtigſten Mannszucht konnte dieſem Uebel nicht geſteuert werden. —

Unter ſeinem Zelte ſaß der greiſe, volksthümlich gewordene Held, „Prinz Eugenius,“ beim Frühſtücke, von ſeinen Generalen umgeben, und die Bande ſpielte ſo eben das bekannte Triumphlied, das ſeine Thaten verherrlichte und den Ruhm des edlen Ritters vom eiſernen Thor bis zu den Ufern des Rheins hintrug, als mehre Reiter in fremder glänzender Uniform in einiger Entfernung von ihren Thieren ſprangen und ſich mit ſchnellen Schritten den unter dem Zelte Sitzenden näherten.

Mit ehrfurchtsvollem Gruße nahete ſich der jüngſte der Fremden und ohne an irgend Jemand eine Frage zu richten, ging er raſch auf den Prinzen Eugen zu und ſprach mit einem bezaubernden Tone der Beſcheidenheit:

„Erlauben Sie mir, Hoheit, daß ich zuſehen darf, wie ein Held Lorbeeren ſammelt!“

Lächelnd erhob ſich der Prinz; in ſeinem gebräunten, von den Jahren und Mühen ſtark durchfurchten Antlitze leuchtete eine herzliche Gutmüthigkeit, und die kleinen Augen funkelten ſo recht italieniſch zu beiden Seiten der ſtark gebogenen Naſe. Er ſchüttelte ablehnend den Kopf, den eine große Perücke deckte, auf der ein kleiner Treſſenhut ſchwebte, und dieſen mit einer Hand lüftend, reichte er die andere dem jungen Offizier, der ſich ihm mit ſo einſchmeichelnder Rede genahet hatte, und räumte ihm den Platz an

seiner Seite ein. Das freie und doch so fein ausgebildete Benehmen des jugendlichen Kronprinzen von Preußen hatte sogleich die größte Aufmerksamkeit in der nächsten Umgebung des Feldherrn erregt; als er aber nun, das volle Champagnerglas in die Hand nehmend, auf das Wohl des Prinzen Eugen von Savoyen den ersten Trunk that, da erregte sein Benehmen Begeisterung und ein lautdonnerndes Hoch theilte sich den Lüften mit, die es von Zelt zu Zelt im weitesten Umkreise des Lagers zu wiederholen schienen.

Noch war es aber nicht verhallt, als ernstere, gewichtigere Töne gleichsam den Grundbaß zu dieser Freudenmelodie anstimmen. Es waren die Geschütze des Feindes, welche so eben zu spielen begannen. Wie glühete da Friedrichs Antlitz! Zum erstenmale in seinem Leben vernahm er den Donner feindlicher Geschütze; wie so anders erklang das in seinen Ohren, als jener Kanonenschall, der ihm bis jetzt nur bei freudigen Festen getönt hatte oder bei den Scheingefechten friedlicher Manöver.

Nur wenige Wochen währte dieser Feldzug. Friedrich hatte weder Gelegenheit, sich persönlich auszuzeichnen, noch seine kriegerischen Talente zu bewähren. Nur Eines konnte er zeigen: daß ihm ein Muth inwohne, der ihn über jede noch so augenscheinliche Gefahr hinwegzuheben vermag und der seine Verbündeten schon jetzt mit hoher Achtung erfüllte.

Beim Recognosciren, von den weißen östreichschen Offizieren begleitet, deren weithin leuchtende Uniform die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zog, verfolgte ihn ein heftiger Kugelregen. Vergebens macht die Begleitung Miene zum schnelleren Ritte; der Kronprinz von Preußen beharrt in seinem ruhigen Schritt, wie bei seiner gleichmäßigen Unterhaltung; kein Augenzucken wird an ihm sichtbar und nicht einmal der Faden seiner Rede unterbrochen, als links und rechts das Krachen zerschmetterter Bäume genugsam bemerklich macht, wie gut die Feinde zielen und wie nahe ihre Kugeln treffen. Diese Vermessenheit war gegen den Befehl des Königs, der jedes Bloßstellen der Person dem Kronprinzen streng untersagt und ihm deshalb geboten hatte, sich stets in der nächsten Umgebung des Prinzen Eugen aufzuhalten, wohl meinend, daß dieser alte und erfahrene Kriegsheld, der sich selbst darin gefiel, auf den verdienten Lorbeeren auszuruhen, sich nicht ohne Noth augenscheinlicher Gefahr aussetzen würde.

Allein in Friedrich war ein anderer Geist mächtig. Bald hatte er an der Unthätigkeit der Oestreicher die Unfähigkeit des Feldherrn erkannt, der, wie ein alter Schauspieler, im Wonnegefühl

früherer Siege, eine faſt lächerliche Rolle ſpielte, ſich an barockem militäriſchen Gepränge ergötzte und ſich auf kokette Weiſe den Hof machen ließ. Friedrich mochte ſich auf die Länge nicht dazu verſtehen und proteſtirte gegen dieſe Anmaßungen durch energiſche That, wo ſich ihm die Gelegenheit dazu bot.

Das oft aufgeſpielte und von den wachtthuenden Soldaten auch wohl geſungene Lied:

„Prinz Eugenius, der edle Ritter,“

war das einzige, was daran erinnerte, daß man eine weltbiſtoriſche Perſon im Lager hatte. Dieſe Sitte, den Helden Loblieder im populären Ton in ihrer Gegenwart vorzuſingen, die von den alten Landsknechten herſtammte, wie wir noch aus dem Leben Georgs von Frondsberg und anderer berühmter Führer erfahren, iſt jetzt ganz erloſchen. Kein Körner'ſches Lied iſt dies aber zu erſetzen im Stande und tönte es noch ſo ſchön; ein altes „Vorwärtslied“ wurde vergeblich zu hören geſucht im letzten Kriege, und doch hätte es dem alten Marſchall und ſeinen Getreuen noch beſſer behagt, als viele andere, die geſungen wurden. Unter Friedrichs ſpäteren Soldaten galt der Gebrauch allgemein, und noch lange nach dem ſiebenjährigen Kriege erſcholl das Lied:

„Glückſeliger Schwerin!“

unter feierlichem Trommelwirbel von den Bänken aller Wachthäuſer.

Die Muße oder beſſer geſagt die Langeweile des Lagers vertrieb der Kronprinz mit Schreiben an ſeine fernen Freunde. Auch empfing er häufig ihre Briefe. Keyſerling-Cäſarion war von Cirey, dem Orte von Voltaire's Zurückgezogenheit, im Lager vor Philippsburg eingetroffen, um ſeinem Freunde über die Aufnahme, die er genoſſen, perſönlich Bericht abzuſtatten.

Er wußte nicht genug die galante Art und Weiſe der Marquiſe du Chatelet zu preiſen, die ihn ganz ſo, wie es dem Abgeſandten eines mächtigen Fürſten geziemte, empfangen hatte. Auch Voltaire hatte ſich ſehr gerührt von der Aufmerkſamkeit gezeigt. Friedrich konnte ſich nicht ſatt an dieſen Schilderungen hören. Jede Kleinigkeit war ihm von Werth. Aber dennoch verſtimmte es ihn, daß Voltaire jede Einladung, nach Rheinsberg zu kommen, hartnäckig ablehnte. Er konnte es nicht unterlaſſen, ihm auf liebenswürdige Weiſe die ſchmeichelhafteſten Vorwürfe darüber zu machen.

Die Hoffnung, ihn zu sehen, mußte einer spätern Zeit vorbehalten bleiben. —

So verrannen Wochen im Lager, ohne daß es zu einer kriegerischen That gekommen wäre. Auch der König von Preußen erschien endlich; aber in leidender Gesundheit. Es mahnte ihn zum baldigen Aufbruche, um in seine Staaten zurückzukehren.

Zum Schlusse hatten die Deutschen den Verdruß, zu sehen, daß Philippsburg unter ihren Augen von den Franzosen genommen wurde, und Lothringen war nun für immer von Deutschland losgerissen.

Auf Friedrichs Gemüth machte diese Erfahrung den bittersten Eindruck, allein ein anderer wurzelte fester. Er war durch das Gefühl der eigenen Ueberlegenheit erzeugt worden neben dem schwachen, befreundeten Heerführer und seinen Soldaten, in denen Geist und Energie um des leeren Formenwesens willen untergegangen war.

„Wie, wenn wir einst nicht mit einander im Felde stünden, sondern uns gegenüber?“ mußte der Kronprinz von Preußen denken. „Wem fielen die Würfel dann?“

Und große, erfolgreiche Gedanken wogten herauf in dem jugendlichen Geiste.

Die Mannschaft begab sich auf dem kürzesten Wege nach Hause. Der König bewegte sich in langsamen Tagerouten, weil seine Leiden zu schmerzhaft waren. Friedrich eilte, von Keyserling begleitet, voran.

Man berichtet zwar, daß er in tiefem Incognito das französische Lager besucht haben soll, um seine stets rege Wißbegierde zu befriedigen, allein dieser Besuch fand erst Statt, als er schon den Thron bestiegen hatte. Da begab er sich unter dem Namen eines Grafen du Four nach Strasburg, mischte sich unter die Besucher eines renommirten Kaffeehauses, knüpfte mit mehren Offizieren geistreiche Unterhaltungen an und lud sie dann zum Souper ein. Erst am Tage darauf erkannte ihn ein Soldat auf der Parade, der früher in Preußischen Diensten gestanden hatte, und auf das ließ ihn der Marschall von Broglie zur Tafel bitten. Der Zug ist bekannt geworden, daß Friedrich, als ihn der Marschall wie in der Zerstreuung „Sire, Monsieur le Comte!“ anredete, gesagt haben soll: „Broglie ist ein Narr, entweder darf er in mir nur den Grafen du Four sehen, oder er muß mir die meinem Range gebührenden Ehren erzeigen!“ —

19.

Es war eine finstre Nacht, als in den tief ausgefahrenen Hohlwegen, die sich an der Gränze des obersächsischen und fränkischen Kreises durch die Waldgebirge schlängelten, eine leichte Reisekalesche, von vier Pferden bespannt, sich mühsam fortschleppen ließ. In einiger Entfernung folgte ein Packwagen, neben dem fluchend und die Pferde antreibend, verschiedene Leute gingen, die augenscheinlich in Diensten des Reisenden standen, der sich in der Kalesche befand.

Man wußte nicht mehr, wo man sich befand; kein Compaß war im Stande, in dieser nächtlichen Oede, bei dieser totalen Finsterniß, den lichten Stern zu entdecken, der den Ort bezeichnet hätte, nach dem man steuern sollte. Ein Chaos von Hügeln, Felsen und Bäumen; ein Labyrinth von gleichen, sich durchkreuzenden Wegen, die sich nur durch ein mattes Leuchten ihres Schmutzes und der stehenden Pfützen zu beiden Seiten zu erkennen gaben. Mißmuthig, in seinen Mantel gehüllt, saß der Reisende in die Ecke der Kalesche gedrückt, ohne ein Wort mit seinem Begleiter zu wechseln: nur das schwere Keuchen der Pferde und das Geschrei ihrer Treiber, das sich von Zeit zu Zeit wiederholte, störte die Stille.

Jetzt bemerkte man plötzlich, seitwärts auf einer Höhe, den Schimmer eines Lichts durch Gesträuch hervorbrechend. Die Hoffnung, daß man hier wenigstens bis zum Tagesanbruch würde verweilen können, begann die Reisenden zu beleben.

Daß man von der eigentlichen Straße abgekommen, war gewiß, und die Postillons bekannten es, indem sie äußerten, sie wüßten dieses Haufes auf der Höhe nicht entsinnen zu können.

„Das ist am Ende irgend ein Spuk," sagte vor sich hin der vom Packwagen herbeigekommene Kammerdiener, der jetzt zur Seite der Kalesche schritt, als diese einen hohen Berg, in der Richtung des Lichtschimmers, hinanzufahren begann.

„Und wenn es des Teufels Lustschloß wäre," sprach einer der Reisenden verdrießlich, „so soll es mir angenehmer sein, bei ihm zu übernachten, als mich hier länger in den Finsterniß herumstoßen zu lassen!"

„Brr!" brummte, wie zusammenschauernd, der Andere in der Kalesche. „Mir kommt's wahrhaftig gar nicht geheuer vor!"

Unterdessen trieben die Postillons vereint die Pferde des vor-

dern Reisewagens an und die Bedienten gingen zu beiden Seiten, um ihn vor dem Umwerfen zu bewahren, welches bei dem bedrohlichen Wege alle Augenblicke zu befürchten stand. So war man, hin und her zerrüttelt, wohl eine halbe Stunde immer aufwärts gezogen, als man sich am Rande eines tiefen Grabens sah, über den eine Brücke führte. Zu gleicher Zeit erblickte man aber einen stattlichen, hohen Bau vor sich, aus dessen unterem Stockwerke ein freundlicher Schein sich ergoß, der bis in weite Ferne den armen Pilgern als Leitstern gedient hatte, und der — wie es sich nun deutlich zeigte — von einem großen Flackerfeuer herrührte, das auf dem Heerde angezündet war.

„Gottlob!“ riefen Postillone und Bediente wie aus einem Munde.

„Da scheint's hoch herzugehen!“ rief fröhlich einer der Reisenden, „wir werden wenigstens nicht verhungern, wie mir scheint.“

„Wenn die Aussicht zur Ruhe eben so erfreulich ist, wie die zum Nachtessen,“ erwiderte der Andere mit einem Tone, der den freundlichen Eindruck, den das Ende des Abenteuers auf ihn machte, leicht verrieth, „so will ich zufrieden sein. Nun?“ rief er dann seinem Gefährten zu, „was meinst Du jetzt, Cäsarion? Kommt Dir's noch immer nicht geheuer vor und meinst Du, daß diese Felsenburg irgend ein Oger bewohne, dem's nach unserm Fleische gelüstet und der das Feuer angezündet hat, um aus unsern magern Körpern sich eine Suppe zu bereiten?“

Die Wagen polterten auf dem Gebälk der Brücke, und im innern Hofe des Baues wurden jetzt die Hunde vernehmlich. Bald sprengten sie auch von verschiedener Größe den Ankommenden entgegen. Zuerst ein ungeheuerer Hofhund von weißer Farbe, dann ein Paar schwarze Jagdhunde, zuletzt die Teckel und Spitze mit feinerem Geklaff; alle umsprangen neugierig und ohne alle feindselige Absicht Wagen, Pferde und Menschen, und man sah sogleich, das hier ein ächter Jägersmann hause, der nicht blos Hunde hielt nach Lust und Laune, sondern es auch verstand, ihnen manierliche Sitten einzuschärfen.

Durch ein hohes Thor rasselte man jetzt in den gepflasterten Hof. Ein alter Bedienter in grüner, ländlicher Jacke stand, mit erhobenem Arme eine Kerze haltend, und mit der andern Hand ihre Flamme vor dem Zugwinde schirmend, vor die Thür, dem ankommenden Abenteuer in die Augen zu leuchten. Als die Pferde standen, gab er das Licht einem kleinen Jungen zu halten und stieg langsam die hohe Steintreppe hinab, über welcher sich wohl im

Sommer ein ſchönes Laubdach wölben mochte, um nach dem Begehren der Reiſenden zu fragen.

„Konnt' mir's wohl denken!“ ſprach er dann, als ihm der Zufall geſchildert worden war, der die Karavane hieher verſchlagen hatte; „die Wege ſind ſchlecht und die Nacht iſt finſter; Sie ſind ſo ſehr umgefahren, daß Sie wohl erſt in einer Stunde die rechte Straße, die Sie zur Station bringt, wiederfinden. Dazu aber muß es Tag ſein, denn bei der Nacht könnte Ihnen wohl noch Unglück begegnen.“

Dies geſagt, öffnete er den Wagen, und reichte den Fremden die Hand.

„Die gnädige Herrſchaft iſt auf ſolchen Beſuch zwar nicht eben vorbereitet,“ ſprach er, „allein wir dürfen ihn dennoch nicht abweiſen. Belieben Sie nur ins Schloß zu treten.“

Die Reiſenden folgten der Einladung und befanden ſich bald in einem hohen, dunkeln Raume, den der alte Diener ihnen geöffnet hatte. Er entfernte ſich, um Licht zu holen.

„Du nennſt mich Gröben,“ ſagte raſch der Eine zum Andern. „Gehe eilig hinaus zu den Bedienten und theile ihnen dieſen meinen Befehl auf geheime Weiſe mit. Daß ſie ſich nicht unterſtehen zu ſagen, wer ich bin.“

Während nun der Andere hinausging, um dem Befehle Folge zu leiſten, trat der Bediente mit den Kerzen wieder in das Zimmer, und man konnte nun wahrnehmen, daß es auf eine von Luxus, wie von Aermlichkeit gleich entfernte Weiſe möblirt war. Alles war von Eichenholz; der große Tiſch in der Mitte, die hohen Lehnſeſſel und der alterthümliche Sopha, deren Polſter mit grünem Tuche überzogen waren, an dem Fenſter ſah man Vorhänge von rothgewürfelter Leinwand und der nur kleine Spiegel war ſelbſt mit einem Rahmen von Spiegelglas umgeben, in dem geſchickte Zeichnungen eingegraben waren. Man fühlte hier ſogleich jenen gaſtlichen Duft, der uns aus den traulich bequemen Wohnungen edler Familien auf dem Lande entgegenweht.

20.

Ein tüchtiges Feuer im Ofen hatte die Reiſenden bald in eine recht behagliche Verfaſſung geſetzt; ſie wurden aufgeräumt und freueten ſich auf den guten Nachtimbiß, der ihnen bevorſtand, mehr aber noch darauf, die Bekanntſchaft ihrer gaſtfreundlichen Wirthe zu machen.

Der Eine von Beiden, welcher der Jüngere und offenbar der Vornehmere war — er hatte für sich den Namen Gröben in Anspruch genommen — verspürte ganz besonders eine wohlthätige Aufregung in seinem ganzen Wesen sich verbreiten. Es war jenes Herausfordern eines unbekannten Etwas, das sich manchmal auf so überraschende Weise in uns kund gibt und uns in Worten und Handlungen plötzlich extravagant erscheinen läßt; eine Stimmung, die nur zu oft den Uebergang von grämlichem Mißmuth zur tödtlichsten Abspannung bildet. Man sollte sich ihr nur mit Vorsicht überlassen, allein sie ergreift uns gewöhnlich so wunderbar schnell, so überwältigend, daß der leiseste Widerstand unmöglich wird. Der falsche Gröben war in demselben Falle.

Sein munterer Gefährte, dem es weder an Geist, noch an Talent zur Unterhaltung gebrach, schien ihm einsylbig und trocken; was dieser anschlug, wollte nicht nachhallen; die Ideensprünge kreuzten sich, die Rede jagte hastig nach, und die beiden jungen Männer genügten sich immer weniger.

Der falsche Gröben sprang auf und verließ ungestüm das Zimmer; der Andere ergriff ein Buch und setzte sich, um — den Kopf in die Hand gestützt — darin zu blättern. Jener war in einen langen Gang gerathen, der, nur in der Mitte von einer etwas trüben Lampe beleuchtet, in einem räthselhaften Dunkel schwamm. Der junge Wanderer beschloß hier auf Entdeckungen auszugehen. Zu beiden Seiten waren kleine schwärzliche Thüren in den Wänden angebracht, die zu Kammern und Räumen führen mochten, in denen der Hausrath aufgehäuft zu werden pflegt, der nicht zum täglichen Bedarf bestimmt ist. Die Bewohner des Hauses waren in diesem Theile desselben nicht zu finden.

Der Fremde ging weiter. Unweit von der schwebenden Laterne, die ein starker Zugwind hin- und herbewegte und dadurch den Gegenständen zauberhaft grelle Lichter und Schatten verlieh, die alle Augenblicke wechselten — es war ungefähr in der Mitte des langen Ganges, der von hier aus, sich vor- und rückwärts in eine ungewisse Dämmerung verlor — befand sich eine Thüre, die ein großes Fenster in zwei Theile sonderte, durch das man in das Innere eines Zimmers blicken konnte.

Der junge Mann warf einen Blick durch dieses Fenster. In dem hohen, engen Raume, von kahlen, weißen Wänden eingeschlossen, saß im großen Sorgenstuhle ein alter Mann, im damastnen Schlafrocke, die eine knochendürre Hand auf dem Tisch ausgestreckt, und mit den Fingern deutlich und vernehmbar den Preu-

ßischen Zapfenstreich trommelnd; jenen, jedem Patrioten so schön klingenden Rhythmus, dem in der spätern, glorreichen Periode der Schlesischen Kriege, die Altpreußischen Straßenjungen die stolzerregenden Worte unterlegten:

Der Kaiser hat das Land verlor'n!
Wir Preußen haben's ihm genomm'n!

Worauf die Kinderfrauen ihren kleinen Pfleglingen beruhigend und ausgleichend, nach demselben Tacte vorsangen:

Zu Bett! zu Bett! wer Kinder hat,
Wer keine hat, muß auch zu Bett!

Diesen Zapfenstreich mit großem Ernste vor sich hintrommelnd saß nun der alte Mann da. Der junge Abenteuerer fühlte sich dadurch angezogen und schenkte der Scene einige Aufmerksamkeit. Noch ein anderer alter Mann, nicht so vornehm gekleidet wie der erste, war ebenfalls in dem Zimmer. Er saß in einem Winkel, stumm und in sich gekehrt und schnitzte Spähne. Es war viel Ruhe in dem Bilde, aber keine Heiterkeit. Das allerdings feierliche Aussehen der beiden Greise entbehrte des Zutraulichen, das der innere Friede sogleich nach Außen verbreitet. Es schien wie unheilvoller Wahnsinn über beiden Häuptern zu brüten.

„Mein Himmel! wie ist mir?“ flog es dem jungen Beschauer durch den Sinn: „sind sie's denn wirklich oder täusche ich mich? Aber vor allem Andern: wo und bei wem bin ich?“ — —

Er hatte die Hand schon an die Thürklinke gelegt, um zu den Greisen einzutreten, plötzlich aber zog er sie zurück und beschloß erst die andern Bewohner aufzusuchen, um seine Erkundigungen zu holen.

Mit heftigen Schritten eilte er dem entgegengesetzten Ende des langen Ganges zu.

„Es ist ein Zauberschloß,“ sprach es in ihm, „wo sich mir Phantasien vorspiegeln, die ich einst schon in meinem Leben gehabt! Wenn ich nur schon die Fee gefunden hätte, oder einen ihrer dienstbaren Geister, damit sich das Mährchen vollende!“

Am Ende des ersten Ganges knisterte feuchtes Holz und eine plötzliche Helle blendete das Auge, als sich der Wanderer um die Ecke bog und wieder in einen fast eben so langen Gang blickte, der sich auf der andern Seite des Gebäudes hinzog. Hier jedoch herrschte Leben, man sah Mägde hin- und hergehen, die mit häus-

lichen Verrichtungen beschäftigt waren, in dem nächsten Raume, wo das Feuer brannte, wurde laut gesprochen. Es war die Küche.

An dem großen Tisch saßen die Knechte um den dampfenden Mehlbrei und auf dem Heerde wurde das Abendbrod für die späten Gäste bereitet. Mitten unter den Leuten stand die Hausfrau, im einfachen Kleide, ein Häubchen auf dem Kopfe, und gab ihre Befehle.

Der Fremde war froh Menschen und keine Phantome zu finden, er trat in die Küche, um Entschuldigung bittend und nahete sich der Dame des Schlosses, in der er eine gute, wackere Landfrau zu begrüßen hoffte, um sich ihr auf eine treuherzige Weise, wie sie bei solchen Leuten am besten Anklang findet, vorzustellen.

Die Frau war in ihrem Gespräche mit der Köchin so vertieft, daß sie den Eintretenden noch nicht bemerkt hatte, als schon die Knechte voll von stummem Erstaunen, die Löffel nicht in den geöffneten Mund mehr zu bringen wagten und ein sprechendes Bild neugieriger Dummheit lieferten. Jetzt näherte sich der Fremde dem Heerde; die ersten Worte ertönten aus seinem Munde; die Frau wandte sich überrascht nach ihm um und mit einem Ausruf des Erstaunens standen beide sprachlos einander gegenüber.

„Euere Königliche Hoh! — —“ wollte den Lippen der Schloßfrau entschlüpfen, aber eine schnelle Bewegung des jungen Mannes erstickte das letztere Wort.

„Ich bin bei Ihnen?!“ sprach er, „hier unter Ihrem Dache soll ich diese Nacht zubringen?“

Die Dame hatte ihn freundlich bei der Hand genommen und ihn schnell in ein anstoßendes Zimmer geführt, wo ein großer gedeckter Tisch stand, mit blankem Zinn und reinlichem Linnen bestellt und mit hohen Messingleuchtern, in denen dünne Talglichter brannten.

„Die Küche ist denn doch kein passendes Empfangzimmer für Euere Königliche Hoheit, denn hier darf ich Sie ja wohl so nennen,“ sprach die Dame, die bald wieder zu ihrer geistigen Ruhe gelangt war. „Ich bin nicht minder überrascht, als erfreut, Sie hier zu sehen.“

„Leonore!“ rief der junge Mann, „ich bin keines andern Gedankens, keines andern Wortes mächtig, um Alles auszudrücken, was ich empfinde! Wer so wie ich, sehnend und harrend auf den beglückenden Augenblick hinlebte, und in allen Geschäften und Zerstreuungen doch nur immer auf das Eine, allein Seligmachende wieder zurückkam mit seinen innersten Gefühlen, der kann sich nicht

faſſen, wenn er dann urplötzlich dem Glücke gegenüberſteht. Und ſo faſſ' ich's denn auch nicht, was mich hiehergeführt; ich habe vergeſſen, was ſich die nächſtverflogene Minute mit mir zugetragen. Ja, wenn ich doch nur ein Zeichen hätte, daß ich lebe und wache, wenn irgend ein unwillkührlich herbeigerufener Schmerz mir dieſe Ueberzeugung verſinnlichte. Lenore, ſprechen Sie — geben Sie mir Gewißheit!"

„Ich bin kein Geſpenſt der Traumwelt — Sie ſehen mich wirklich vor ſich!" rief lächelnd die Dame. „Ich weiß auch ſchon durch Ihre Diener, die es meinen Leuten geſagt haben, daß ſie ſich in der finſtern Nacht von der Straße verirrten, und daß ich dieſem Zufall Ihre Einkehr auf unſerm Schloſſe verdanke. Wer Sie ſind, ſagten freilich die Leute nicht, doch dachte ich mir bei dem Namen Gröben, der mir gemeldet wurde, immer nur Gutes und Schönes von Ihnen zu erfahren und freute mich darauf ſie bei der Abendtafel zu ſehen. Nun, da Sie's ſelbſt ſind, iſt meine Freude, wie ſie leicht denken können, größer. Sie werden mir und meinem Manne von Ihren Thaten vor Philippsburg erzählen. Er war ſo zornig, daß ſein Podagra es ihm unmöglich machte, die Strapatzen des Lagers mit Ihnen zu theilen. Zum Glücke hat er es ſchon bewieſen, daß er auch vor dem Feinde Soldat iſt, und mithin kann kein Vorwurf auf ihm haften."

Der junge Mann, der ſich Gröben genannt wiſſen wollte und der niemand anders als der Kronprinz von Preußen war, ſank hier mit einem Male von ſeiner Höhe herab. Die Erwähnung des Mannes, das Lob ſeiner Tapferkeit, machte in dem Munde der Frau einen trüben Eindruck auf ihn.

„Jetzt ſollen Sie mich einmal in meiner Häuslichkeit ſehen, mein Prinz!" ſprach die Dame mit gar anmuthig ſchwebendem Lächeln weiter. „Ja, ja! hier auf dem von meinem Vater ererbten Gefilde bin ich ganz die ordnende und waltende Hausfrau, wie es der Erbin von Schöning zukommt, die in ihrer würdigen Mutter das Vorbild hoher Frauentugend zu verehren hat. Sie kannten mich eigentlich nur dort in der Garniſon meines Mannes, dann flüchtig in Berlin; da konnte man ja ſeine guten Eigenſchaften gar nicht geltend machen! Eigenſchaften, auf die ich aber ſtolz bin. Nur in der Beſchränkung des ſtillen Hausfriedens kann des Weibes Größe ſich entfalten. Lächeln Sie immerhin über die Kleinheit dieſer Größe, mein Prinz! aber gönnen Sie uns den Stolz, er ſteht ganz im Einklange mit ihr und vermißt ſich nicht höher zu greifen!"

Der Prinz hatte jetzt wieder Worte gefunden.

„Ich fühle den Hohn des Geschicks,“ sagte er mit einem Anfluge von Bitterkeit, „der mich diesem Momente in die Arme führte, blos um Zeuge dieser Frauengröße zu sein, für die ich — verzeihen Sie mir's — keinen Sinn habe, weil mir der Maßstab dafür fehlt. Solche Idyllen, vom Idealen entkleidet, sind meine Liebhaberei nie gewesen und ich gestehe es, daß ich auch bei Ihnen diesen Geschmack nicht anzutreffen hoffte.“

„Mein Prinz,“ erwiderte mit freundlichem Ernste die Schloßfrau, „ich habe mir nie damit geschmeichelt Ihre Sympathie für eine Sphäre erregen zu können, in der mein bescheidenes Glück sich bewegt. Es wäre aber Vermessenheit, wollte ich diese Sphäre verlassen und ich verdiente jedes Ungemach, das diesem Versuche unausbleiblich folgen müßte. Jetzt, da der Zufall Sie hierherführte, darf ich Ihnen mein Walten nicht verbergen; sein Sie gütig — huldreich — bequemen Sie sich dazu herniederzusteigen in den Familienkreis, dem mein Leben ausschließend gewidmet ist — hier — sein Sie ganz Zeuge meines Glücks — meiner Hoffnungen!“

Sie hatte rasch, doch leise eine Seitenthüre geöffnet und den Kronprinzen bei der Hand ergreifend, trat sie mit ihm auf die Schwelle eines Zimmers, in dem fünf noch junge Kinder, schön wie die Engel, halbnackt, schon bereit in die aufgemachten, längs der Wand gereiheten Bettchen zu steigen, um einen Tisch standen, und die letzten Löffel ihrer Abendsuppe verzehrten. Es war ein liebliches Bild.

„Sieh doch, lieber Wreech! welch einen Gast ich Dir bringe,“ rief die Schloßfrau einem schönen, hohen Manne entgegen, der dem Abendbrote der Kinder mit inniger Liebe in den Blicken zuschaute, und sich nun so plötzlich überrascht, mit einigen hervorgestotterten Entschuldigungen dem Prinzen näherte.

Friedrich war beschämt. Er befand sich hier in einem Heiligthume, das fühlte er, und alle Wünsche und Hoffnungen die noch vor Kurzem in ihm wogten, durften über diese Schwelle nicht mitgenommen werden.

„Mein Podagra, das mich fürchterlich peinigte,“ sagte der Oberst von Wreech, „hat mich leider gezwungen Urlaub zu nehmen und mich hieher auf das alte Familienschloß zurückzuziehen. Die reine, frische Luft und eine mäßige Bewegung, ohne Arbeit und Sorge, haben Wunder gewirkt: meine Schmerzen sind vorüber und ich fühle vollkommen das Glück, gesund an Geist und Körper mit den Meinigen mich des Lebens zu freuen. In solcher Abge-

schiedenheit wird uns dieses Glück erst recht klar; im Geräusche der Welt jagen wir vergebens darnach und glauben wir ein Stückchen Glück erhascht zu haben, so sind hundert verschiedene Ursachen da, denen wir es gern zuschreiben möchten. Das Wahre daran ist aber, daß wir gewöhnliche Menschen, außer der Familie eigentlich nie glücklich sein können."

Diese ehrlichen Worte, die der kräftige Mann, mit einer schönen Baßstimme, aufrecht und stolz dem Prinzen gegenüber sprach, während er die Hand seiner Gattin in der seinigen hielt und mit der andern Hand das blonde Köpfchen eines allerliebsten Knaben streichelte, machten einen etwas peinlichen Eindruck auf Friedrich, der einen Seufzer nicht unterdrücken konnte.

Ein Jäger meldete jetzt, daß die Suppe aufgetragen sei und machte der Unterhaltung ein plötzliches Ende. Friedrich gab der Schloßfrau den Arm und führte sie in das Speisezimmer, wo Keyserling sich schon eingefunden hatte.

„Ich habe es unserm wackern Hausfreunde sagen lassen, daß Euere Königliche Hoheit hier sind," sagte Frau von Wreech, „und Sie werden es nun wohl gestatten, daß der Alte komme, an unserm Mahle theilzunehmen."

„Habe ich hier etwas zu gewähren oder zu verweigern?" entgegnete der Prinz mit dem höflichsten Ausdrucke, der jedoch seine kleine Verlegenheit nicht zu verbergen im Stande war.

„Du hättest aber doch Seine Königliche Hoheit präventiren sollen —" fügte der Oberst schnell hinzu — „es ist nämlich der alte Graf Wartensleben, den wir nun schon lange hier beherbergen, weil der gute Greis so allein in der Welt steht —"

„Ich sah ihn schon — in jenem Gange — wo unser Zimmer liegt —" erwiderte Friedrich darauf, wie in Gedanken vertieft. —

„Sie werden ihm eine kleine Zerstreuung schon zu Gute halten müssen, mein Prinz!" sprach Frau von Wreech, „sein Gedächtniß hat gelitten. Der Mann ist in der That schon sehr alt."

Indem sie so sprachen, trat die ehrwürdige, bleiche Gestalt des alten Generals, an der Krücke einherstolpernd, in das Eßzimmer, und nahm mit einer kurzen, förmlichen Verbeugung seinen Platz am Tische ein. Durch diese Erscheinung entstand eine plötzliche Stille, die Niemand zu unterbrechen wagte.

Der Kronprinz, den die bittere Ironie des Zusammentreffens mit der Geliebten in dieser Umgebung schon sattsam verstimmt hatte, empfand bei diesem gespenstischen Dazwischentreten der ver-

witterten Gestalt einen geheimnißvollen Schauer. Er fühlte sich unaufhaltsam zum Ziele hingetrieben, wo er eine große Schuld abzutragen fand; zugleich aber fühlte er auch, daß er dem süßen Hange seines Herzens nicht mehr zuhorchen dürfe, wenn es ihm die leisen, sanften Melodieen vorflüsterte. Diese Poesie der Jugend schwand dahin auf dem Wendepunkte, an dem er stand; aber die Poesie sollte deshalb doch nicht aufgegeben werden. Mit dem Blicke des stolzen Feuerauges hob sich seine Brust: er wußte, daß es etwas Höheres im Leben zu erringen gebe, als Frauenliebe. Er gelobte sich's in jenem Augenblicke, es zu erringen, und er fühlte die Kraft dazu. —

Der stumme Greis hatte jetzt einige Löffel Suppe zum Munde geführt; da hob er plötzlich den Kopf, und den glatten Schädel mit der Hand reibend, sprach er zur Schloßfrau gewendet:

„Ei, wie war mich's doch! sprachen Sie nicht davon, daß ich einen alten Bekannten treffen würde? Was war's man doch damit?“

Frau von Wreech suchte vergebens ihre gewohnte Geistesgegenwart zu behaupten. Das Lächeln, das sie so gern um ihren Mund gezaubert hätte, wollte nicht gelingen; dennoch sagte sie aber mit dem mildesten Tone von der Welt: „Blicken Sie doch hieher — da sitzt ja Seine Königliche Hoheit der Kronprinz!“

„Mein Jesus!“ rief Wartensleben mit bebendem Tone, und der Löffel entfiel seiner Hand. „Ja, da sitzt er vor mich, und ich ohler Dummerjahn hab' ihn nich 'mal gesehen! **Pardon! Excuse!**“

Er stand auf bei diesen Worten und wollte auf den Kronprinzen zugehen, der aber eilte dem Greise entgegen und führte ihn sanft bei der Hand zu seinem Sitze zurück.

Die unverhoffte Begegnung schien einen fast vernichtenden Eindruck auf ihn hervorgebracht zu haben. Er sprach kein Wort und stierte den Kronprinzen, dann die Andern, mit weit aufgerissenen Augen an. Die Lage der Anwesenden wurde immer peinlicher.

„Sonst ist er wohl noch gesprächig,“ sagte leise die Schloßfrau; „er kann sogar auch recht liebenswürdig sein. Ich weiß nicht, was ihn heute so verstimmt,“ setzte sie nach einer Pause hinzu, in der sie den Alten theilnehmend betrachtet hatte.

Sie bemühte sich nun, ihn zu überreden, in seine stille Klause zurückzukehren. Es wurde ihr nicht schwer. Er bat sie zitternd, daß sie ihn doch begleiten möchte.

Als sie, nach langem Ausbleiben, wieder in das Zimmer trat, zeigte sich Bläße auf ihrem Gesichte.

„Ich hätte doch lieber dem alten Herrn nichts von unserer erfreulichen Ueberraschung sagen sollen," erwiderte sie auf das theilnehmende Befragen, das ihr Gatte und die Gäste an sie richteten. „Er ist so eigentlich nicht mehr im Stande, etwas ganz zu fassen. Er sprach noch ziemlich bunt durch einander über das hohe Glück, den Kronprinzen gesehen zu haben, über seinen kläglichen Zustand — und wollte mich gar nicht fort lassen."

Hier unterbrach sie sich selbst und es wurde deutlich, daß sie nicht den Muth hatte Alles zu sagen, was sie wußte. Nur zögernd begann sie dann wieder:

„Ein seltsames Vermächtniß hat er mir noch für Euere Königliche Hoheit anvertraut und wenn es mir gleich zu unbedeutend an und für sich scheint, so legt mir doch die feierliche Art und Weise, wie der dem Tode so nahestehende Greis es mir übergab, die Pflicht auf, mich des Auftrags gewissenhaft zu entledigen. Ich solle Ihnen diesen kleinen Ring übergeben, den er am Finger trug, so lautete sein Wunsch. Er dürfe nach ihm in keine andere Hände kommen. Hier ist der Ring, ganz unscheinbar — ich weiß nicht, welchen Werth sein irrer Sinn daran knüpft —"

Und somit reichte sie von ihrem Platze dem Kronprinzen über den Tisch hin einen kleinen goldenen Ring, in dessen Mitte eine dicke orientalische Granate, gerade wie ein hervorquellender Blutstropfe anzusehen war. Friedrich warf einen flüchtigen Blick darauf und suchte Fassung zu gewinnen.

„Es ist betrübt, daß Hoheit und Biederkeit der Gesinnung, die sich bis in's späteste Alter erhalten hat, von den abnehmenden Kräften des Körpers, von der Schlaffheit einiger Nerven so verrathen werden kann," sagte er. „Welch ein Mann war Wartensleben! Er war der Stolz des Heeres, die Liebe der Soldaten, die Stütze des Thrones in verhängnißvollen Tagen! und jetzt — — Aber ich komme mir ja fast vor, als ob ich seine Leichenrede halten wollte! Ich weiß nicht, welche neckende Laune das Schicksal heute an uns verübt! — Ich danke der treuen Ueberbringerin des Vermächtnisses eines alten, noch lebenden Biedermannes. Diesen Ring kenne ich und ich ehre dies Vermächtniß. —"

„Wartenslebens unglücklicher Enkel trug diesen Ring; er — den die Kriegsgesetze so hart bestraften —" setzte er leise, wie still für sich, hinzu.

Er sprach den Namen nicht aus; und ein langes Schweigen folgte wieder.

Keyserling, den schon lange sein genialer Unmuth erfaßt hatte, als er nach seiner Meinung nur unbedeutende und nichtssagende Zufälligkeiten die Heiterkeit des Abends stören sah, wollte sich jetzt gewaltsam der Unterhaltung bemächtigen. Er fühlte aber nur zu bald, daß auch ihm der sonst so reichlich zu Gebote stehende Quell des Witzes nicht strömen wollte. Vergebens machte er sich daran, die Steifheit der Oestreicher im Lager Eugens, so wie dessen Eitelkeit und Schwäche auf lächerliche Weise zu schildern; die Wirkung blieb aus und er mußte sich selbst sagen, daß er das Rechte nicht traf. Die Liebenswürdigkeit der Wirthin brach gleich Sonnenstrahlen durch herbstliche Nebel auf Augenblicke hindurch, aber eben so erfolglos. Herr von Wreech konnte unter solchen Umständen nicht daran denken, die böse Constellation zu beschwören. Er machte seiner Gattin leise Vorwürfe, daß sie den alten Wartensleben von der Ankunft des Kronprinzen unterrichtet hatte. Er maß nur seiner Erscheinung und der dadurch verursachten Erinnerung an Katte, die finstere, drückende Stimmung bei, welche die Hauptperson gefesselt hielt und die nichts zu bannen vermochte.

So verrannen noch einige Viertelstunden. Die Müdigkeit von den überstandenen Strapatzen mußte endlich den ersehnten Vorwand leihen, daß die Reisenden sich von ihren Wirthen beurlaubten, um sich zur Ruhe zu begeben.

Friedrich eilte durch den Gang, an der Glasthüre vorüber, durch welche er früher die beiden verwitterten Gestalten bemerkt hatte. Auch den Andern glaubte er jetzt genau zu kennen. Es war der alte Cantor, dessen stiller Wahnsinn ihn jeder Trauer um die Tochter überhob, die ein früher Tod von der Qual des Daseins befreit und mit ihrem Schicksal versöhnt hatte. Er lebte nun hier bei der wohlthätigen Frau, jeder Erdensorge entrückt. Die beiden alten Kameraden, die wechselseitig einer des Andern Schicksal mit tragen halfen, waren nun schon längst zur Ruhe gegangen, aber Friedrich glaubte dennoch, das unheimliche Trommeln auf den Tisch von vorhin zu vernehmen; es verfolgte ihn bis in sein Zimmer und zwischendurch schienen sogar klagende Flötenlaute zu tönen.

„Hörst Du's nicht, Keyserling?“ fragte er den bereits im Einschlummern begriffenen Gefährten.

„Es ist nichts als der Wind im Schlot und in den Ritzen des alten Mauerwerks!“ erwiderte dieser, sich aufraffend und für einen Augenblick ermunternd.

Friedrich konnte nicht ſchlafen. Unverwandt mußte er ſein Auge nach dem rothen Stein im Ringe richten; er vermochte den innern Schmerz kaum zu ertragen. Endlich ſtand er auf und deckte ein Tuch über den Ring, den der falbe Mond erhellte, der, als dieſe wunderbare Nacht zu Ende ging, emporgeſtiegen war.

„Mit dieſer Nacht geht ein langer Traum zu Ende,“ ſprach es in Friedrichs Innerm, „der Traum der Jugend, den ich wie einen Cultus gehegt, der mich mit ſeinen Vorſpiegelungen beſeligte und mich viele Widerwärtigkeiten ertragen ließ. Ein neuer Tag beginnt, das Dämmerlicht verſchwindet; und eine volle Sonne beleuchtet mich und meine Thaten! Es treibt mich nach Berlin; ich weiß nicht was es iſt, aber die größte, ſchwerſte Stunde meines Lebens ſteht mir bevor.“

Er ſprang vom Lager, das ihm weder Ruhe noch Schlummer geſpendet hatte, weckte ſeinen Gefährten und drängte ihn aufzuſtehen.

Der Kammerdiener erhielt Befehl ſogleich anſpannen zu laſſen. Es war noch ſehr früh und Alles ſchlief noch im Schloſſe. Der alte Jäger allein, der die Gäſte am Abend vorher empfangen hatte, kam träge und ſcharrend herbei und fragte: was die Herren frühſtücken wollten und ob er die Herrſchaft wecken ſollte.

„Niemand werde geweckt aus der ſüßen Ruhe und frühſtücken wolle man auf der Station,“ ſo lautete Friedrichs Antwort.

„Ich werde mich ſchriftlich bei dem Oberſten bedanken,“ ſagte er dann zu Keyſerling. „Wir haben die guten Leute genug moleſtirt und was das Aergſte iſt, ſie ganz aus der friedlichen Stimmung gebracht. Sie würden ſich für ſolche Beſuche, wenn ſie öfter einſprechen wollten, gewiß höflichſt bedanken. Wie ruhig und abgeſchloſſen ſolch ein Leben iſt! Kein Streben, kein Haſchen, kein Jagen! Da ſitzen ſie mit den alten Wahnſinnigen, deren elendes Verkümmern, deren endloſe Agonie ſie mit einer Art von Wolluſt bewachen und dabei füttern ſie die junge Brut mit den Flachshaaren. Das iſt der Pfuhl der Ehe, der in dieſer Sphäre ſo viel Hohes, Edles und Schönes verſchlingt. Ja, ſo viel Hohes, Edles, Schönes! Leonore, auch Dich! Ich will Dein Glück nicht ſtören! —“

Der Wagen war vorgefahren und ſie ſtiegen ein. Kaum aber rollte er vom Hofe, als der Schloßherr oben das Fenſter öffnete und hinabrief: „Was es gebe?“

„Die Gäſte ſeien es!“ antwortete der alte Jäger.

Leonore weinte ſtill in ihre Kiſſen; auch ſie hatte die Nacht

nicht geschlafen. „Für ewig dahin!“ seufzte es in ihrer Seele, aber nur in diesem Augenblick, der ihre Fassung übermannte.

Der Oberst, dem das so plötzliche Fortreisen unerklärlich vorkam, rief den Jäger herbei und ließ sich von ihm berichten. Es beruhigte ihn, als er den Grund des frühen Aufbruchs vernommen. Auch freute er sich darauf ein gnädiges Handbillet des Kronprinzen zu erhalten.

Seine Gattin stand bleich aus dem Bette auf; sie klagte über Kopfschmerz, dem sie sich aber nicht ergeben wollte. Sie wusch und kleidete die Kleinen, dann gab sie ihnen das Morgenbrod, lächelte dazwischen und sprach sanfte Worte mit ihrem Gatten.

Wie groß ist doch der Heroismus in der Brust des Weibes! Wir fassen es nicht. Kühne Todesverachtung, die der Krieger auf dem Schlachtfelde zeigt, was ist sie gegen den langsamen Tod, dessen Qualen jeder Morgen erneuert, dem das Herz des Weibes muthig entgegenlächelt. Was sind alle unsere laute Thaten gegen das stille Dulden eines hohen, für seine Pflichten begeisterten Weibes?

Leonore von Wreech hätte an der Seite des größten Mannes seiner Zeit eine Stelle einnehmen können, die ihrem Geiste, ihrem Charakter gebührt haben würde, aber sie zog die verborgene Stelle vor, die ihr das Schicksal schon in frühester Jugend angewiesen hatte, wohin jetzt die Pflicht sie bannte. Ihn aus dem Gedächtnisse herauszureißen, vermochte sie nicht; aber es störte ihren innern Frieden nicht, daß sein Bild noch manchmal recht lebendig vor ihr stand. Friedrichs Ruhm blieb bis an das Ende ihrer Tage ein Sonnenblick voll Glanz in ihre stille Heiterkeit; ihren Söhnen prägte sie Liebe ein, ihren Töchtern lehrte sie Bewunderung für den großen Mann. Ihrem Gatten war sie stets die treue, liebevolle Gefährtin.

Der alte Wartensleben verließ das einsame Schloß der Erbin von Schöning, nachdem sein Leidensgefährte, der Cantor, dort begraben worden war. Es war ihm nun gar zu einsam geworden und er zog nach der Heimath, zu seinen Verwandten, um dort zu verweilen, bis er eine andere gefunden haben würde.

Friedrich schwang sich muthig aus den kleinen Kreisen, die seine Jugend eingeengt hatten und schwebte in größere Bahnen. Frau von Wreech blieb ihm werth, allein jede Schwärmerei war von diesem Angedenken verflogen. Er sandte ihr freundliche Gaben, wie ein wackerer Landwirth sie dem Nachbar sendet. So bekam sie gute Arten von Kartoffeln, die damals Mode geworden waren und für die sich Friedrich, wie für alles Neue, das bedeutend zu

werden verſprach, lebhaft intereſſirte. Er konnte ſich die Geliebte ſeiner Gluthperiode jetzt nur noch im Verkehr mit den Dienſtleuten oder im Pflegen des Gatten und der Kinder denken. Sie empfing Briefe und Gaben mit gleich ſtiller, innerer Freude. Dieſe Erinnerung genügte ihr vollkommen, und ſie lächelte nur bisweilen wehmüthig, wenn ſie an die Vergangenheit dachte und wie wohl Alles hätte kommen können.

Von nun an beſchloß Friedrich, höhern Zwecken entgegengehend, ſich dem Umgang mit Frauen gänzlich zu entziehen. Viele große und ſtarke Geiſter handelten ſo. Kant, Newton, haben nie die ſüße Liebe gekoſtet; Geiſtliche, deren Größe die Welt anſtaunt, waren durch ihr Gelübde dazu gezwungen.

Mit ſolchen Vorſätzen kam Friedrich nach Berlin, ſtarkgewappnet den wichtigſten Ereigniſſen entgegenzutreten. Sie harrten ſeiner bereits.

21.

Der Sommer begann ſeine Blüthen zu treiben; der blaue Flieder ergoß aus üppigen Büſchen den lieblichſten Wohlduft, und in die laue Nachtluft ließen unzählige Nachtigallen ihre himmliſchen Coloraturen ausſtrömen, allein dieſe innerliche Freudigkeit in der ganzen Natur wurde nicht bemerkt von den Menſchen. Während ſich's in Büſchen und Lüften rings um das Königsſchloß zu Potsdam fröhlich regte, herrſchte Todtenſtille in ſeinen Hallen und Gängen. Nur leiſe Tritte und Worte wurden vernehmlich und Ernſt zeigte ſich in den Geſichtern. Ein großer Wechſel ſtand bevor, und die, welche das Schloß bewohnten, füllte Trauer, Beſorgniß und bange Erwartung.

Ein leichter Wagen rollte jetzt unhörbar über die dicken Strohlagen, welche, um das Raſſeln zu verhindern, auf das Pflaſter gelegt waren. Die vorgeſpannten vier Apfelſchimmel, von ausgezeichneter Schönheit, keuchten und dampften und waren dem Umſtürzen nahe. Ein junger Mann ſprang mit thränenden Blicken aus dem Wagen und fragte ſorglich nach dem Befinden des Kranken. Es war der Kronprinz, den ein Eilender von Rheinsberg herbeigerufen hatte, denn Friedrich Wilhelm der Erſte hatte ſeinen letzten Tag erlebt.

Im Lehnſeſſel, völlig gekleidet und die wärmende Decke über die Füße gebreitet, ſaß der König, mit Ungeduld der Ankunft ſeines Sohnes harrend. In ſeinem matten Auge leuchtete ein Reſt

von Feuer auf, als er ihn eintreten sah. Friedrich ergriff die Hand seines Vaters und tröstete sich und ihn, indem er bemerkte, daß er ja noch so kräftig dasitze und vernehmlich sprechen könne, und mithin sein Ende noch weit hinausgeschoben sei.

Aber der kranke König lächelte und sprach:

„Es ist vorbei, und ich danke Gott für alles Gute, was er mich erleben ließ. Daß ich einen Sohn wie dich meinem Volke hinterlasse, ist mein größtes Glück. Du wirst, ich sehe es im Geiste, Alles das vollführen, wozu mir weder Zeit noch Geschick und Macht verliehen wurde. Ich freue mich, daß du gekommen bist, so lange ich dich noch sehen kann und so lange es mir noch vergönnt ist, dich, bei vollen Sinnen, mit den Zeichen der Macht unseres Königlichen Hauses zu bekleiden."

Er streckte die zitternde Hand aus, und nun zeigte sich's deutlich auf dem entfärbten Gesichte, wie sehr die innere Bewegung den geschwächten Körper, in dem nur noch eine kleine Lebensflamme glimmte, angestrengt hatte.

Auf den Wink des Königs zog einer der Pagen einen seidenen Vorhang zurück und auf einem mit rothem Sammt bedeckten Tische sah man Krone, Scepter und die Schlüssel des Reichsschatzes ausgelegt.

Der König winkte wieder und der General von Buddenbrock trat hinzu, um die Krone und das Scepter zu ergreifen, während der Page die Schlüssel nahm, und Beide damit zu dem Lehnsessel Seiner Majestät traten. Der König suchte hierauf seine ganze Kraft zu sammeln, erhob sich etwas aus seiner zurückgebeugten Lage, nahm zuerst die Krone, dann das Scepter und hierauf die Schlüssel, übergab sie dem Kronprinzen und sagte:

„Hier, mein Sohn, hast du diese theuren Kleinodien, die dir, als ältesten Sohn des Hauses, gebühren. Ich gebe sie dir glänzend und rein, schütze und bewahre sie, damit du sie einst in deiner Sterbestunde ebenso deinem Nachfolger übergeben kannst. Diese Königskrone ist noch jung; sie ist das Werk meines Vaters und ich bin der Erste, der sie ererbte; aber sie steht den ältesten in der Achtung nicht nach, und der sie trägt, ist mächtig genug, daß seine Freundschaft von allen Fürsten der Christenheit mit Ehrgeiz gesucht wird. Damit du aber im Stande seist, diesen Glanz dir und deiner Krone zu erhalten, übergebe ich dir nun auch diese Schlüssel, die dir einen gefüllten Schatz erschließen. Die Millionen, die ich dir durch kluge Sparsamkeit hinterlasse, suche zu mehren; denn Geld ist ein treuer Diener, und die weisesten Maßregeln

müſſen oft ſcheitern, wenn es an kräftigen Mitteln fehlt, ſie ausdauernd zu unterſtützen. Mit einem gefüllten Schatze fürchteſt du keine Anmaßung feindlich geſinnter Nachbarn; du kannſt jeden Augenblick wohlgerüſtet ihnen entgegenſtehen. So trete denn getroſt in meine Rechte, ich überlaſſe ſie dir, dem wohlgerathenen Sohne. Herrſche glanzvoll, gerecht und weiſe und ſei deinem Volke ein ſchützender, liebender Herr!“

Als der König nach dieſen herzlichen Worten erſchöpft in ſeinen Seſſel zurückſank, war kein Auge trocken. Die alten Generale, die glatten Hofleute, die Pagen und Diener weinten. Durch die ringsum herrſchende Stille konnte man deutlich das Schluchzen vernehmen, das bis aus den Vorzimmern erſchallte, wohin die Worte nicht einmal gedrungen ſein konnten.

Das Volk von Berlin und Potsdam hatte ſich in dichten Maſſen unter den Fenſtern des erhabenen Kranken verſammelt, um jeden Augenblick von ſeinem Befinden Kunde zu erhalten. Die Theilnahme war allgemein; man ſah in Friedrich Wilhelm nicht nur den König ſcheiden, ſondern man fühlte es jetzt, daß ein liebender und geliebter Vater dem Kreiſe der großen Familie entriſſen wurde, die ſich nach Tauſenden zählt.

Das Protokoll, welches wegen der Uebergabe der Reichskleinodien und der Schlüſſel des Schatzes aufgenommen worden war, wurde jetzt zur Unterſchrift überreicht und der König zeichnete ſeinen Namen ſchnell und feſt.

„Hier übergebe ich dir,“ ſprach er dann, zu ſeinem Sohne gewandt, „meinen letzten Befehl, wie ich will, daß es mit meinem Leibe gehalten werden ſoll, wenn der Allerhöchſte mich aus dieſer Zeitlichkeit zu ſich nehmen wird. Du gelobſt mir hier im Beiſein meiner Generale und Geheimenräthe, ſolchem in Allem nachzukommen.“

Der Kronprinz konnte vor Rührung nicht ſprechen und bekräftigte ſeine Zuſtimmung durch eine Neigung des Korfes.

Dieſe Inſtruction bezeugte aufs Neue den einfachen Sinn des Monarchen, der ſich bis zum letzten Athemzuge nicht verleugnete.

Er befahl darin, daß, ſobald er todt ſein würde, man ſeinen Körper abwaſchen, mit einem reinen Hemde bekleiden, auf einen hölzernen Tiſch legen, barbieren und mit einem Laken zugedeckt bis vier Stunden liegen laſſen ſolle. Dann erſt dürfte im Beiſein aller in der Reſidenz anweſenden Aerzte, mehrerer Generale, der Feldſcheerer ſeines Regiments und des Kammerdieners, der Leichnam geöffnet werden, um zu unterſuchen, „woran der König eigentlich

gestorben und wie es in seinem Leibe aussehe.“ Bei Leib und Leben war es jedoch verboten, etwas von dem königlichen Leichnam herauszunehmen, der in einen Sarg, der nicht beschlagen, gelegt werden solle.

Den Soldaten des Leibregiments solle bei dieser Gelegenheit neue Montirung gegeben, an die Fahnen solle Flor gehängt und die Trommeln mit schwarzem Tuche beschlagen werden.

Acht Capitains desselben Regiments wurde befohlen, die Leiche auf den Wagen zu heben, und den Hoboisten, das Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden,“ zu blasen. Die Prinzen Wilhelm und Heinrich sollten mit den Regimentern marschiren, der Kronprinz nebst dem kleinen Prinzen Ferdinand aber hinter dem Wagen gehen.

Auf dem Sarge sollten des Königs bester Degen, das beste Feldzeichen, ein Paar vergoldete Sporen und ein vergoldeter Helm liegen, den die Berliner Rüstkammer zu liefern hat.

Der Kapellmeister Seiner Majestät, Ludovici, sollte in der Kirche die Orgel spielen.

„Von den Generals und übrigen Offiziers,“ hieß es ausdrücklich, „werden schon welche sein, welche mir die letzte Ehre erweisen und mich in meine Gruft tragen werden.“

Die Parentation war verboten.

Die Grenadiere sollten Biergeld erhalten, allen Offizieren aber ein Tractament im großen Saale angerichtet werden, wobei das beste Stück Rheinwein und überhaupt nichts als guter Wein getrunken werden solle.

Die Leichenpredigt in allen Kirchen des Landes sollte über den Text: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft,“ gehalten, darin aber mit keinem Worte von dem Leben und Wandel des Königs gedacht werden. Man solle es dem Volke sagen, daß er das selbst erpreß verboten habe. Hinzugefügt war noch: „Man soll mich in solchen Leichenpredigten zwar nicht verachten, aber auch nicht loben.“

Die Domestiken haben keine Trauerröcke, sondern nur Flöre an die Hüte zu erhalten. „Auch soll übrigens keine Façon mit mir vorgehen, noch vorgenommen werden,“ war hier beigesetzt. —

Auch diesem letzten Befehle des theuern Vaters nachzukommen, wurde feierlich, im tiefsten Schmerze, versprochen.

Die Scene hatte die Anwesenden tief erschüttert; der vom Leben scheidende König war erschöpft; allein er gönnte sich keinen Augenblick der Ruhe. Der rastlose, strenge Sinn, der ihn sein Leben hindurch beherrscht hatte, verließ ihn auch nicht beim Ausgange aus demselben. Auch war es nicht der geschwächte, lebens-

satte Greis, der hier von der Welt Abschied nahm, sondern der in vollster Kraft sterbende Mann, den nur die Schmerzen der Krankheit überwältigt hatten.

Der Probst Roloff wurde angemeldet. Alle Personen, die den Monarchen umstanden, mußten sich jetzt entfernen, denn mit strenger Miene trat der Straf- und Bußprediger zu ihm hin. So wollte ihn der Sterbende; er wünschte sich, als reuigen Sünder, die Strafen des Jenseits malen zu lassen, und es verlangte ihn darnach, in den Spiegel zu schauen, wo er ein getreues Conterfei des schwachen Menschen erblickte, wie es der Geistliche ihm zeigte.

Roloff ließ es an feurigen Worten der Ermahnung, an frommen Lehren, so wie an zerknirschenden Strafreden nicht fehlen. Sein Eifer ging weit; er fühlte sich groß und stark im Dienste des Herrn, gewappnet mit der Macht des Wortes, und er scheute sich nicht vor der irdischen Majestät, die in ihren letzten Augenblicken ja so ähnlich wird jeder andern Eitelkeit der Welt.

Dem Könige wie dem Bettler sind dieselben Schmerzen beim Scheiden von diesem Leben aufgespart, und der Gedanke an dieses Erbtheil erhebt im Elende und macht den Glücklichen in all seiner Macht erbeben.

Roloff donnerte nur dumpf, mit leiser Stimme; der König wand sich unter den Schmerzen, welche die Krankheit und welche der Seelsorger ihm bereiteten; aber er wollte es so haben. Es verlangte ihn darnach.

Als der Geistliche sich entfernte, standen dicke Schweißtropfen auf seiner Stirne; mit der seinem Stande eigenthümlichen stolzen Demuth schritt er durch die Versammlung der Trauernden im Vorgemache. Sein Blick schoß unter den dicken Brauen nach dem Thronerben hervor; dieser aber würdigte ihn keiner Entgegnung. Eine Glocke rief Alle wieder in das Sterbezimmer.

Der König hatte den Lehnstuhl verlassen und war zu Bette gebracht worden. In der Mitte des Zimmers stand jetzt der Sarg aus schwarzem Marmor, der schon lange angefertigt worden war, um die sterblichen Reste des Monarchen aufzunehmen.

Die Anwesenden theilten sich in zwei Gruppen. Hier die Königin, die Markgräfin von Bayreuth, Friedrichs geliebte Schwester, die herbeigeeilt war, um den Segen des sterbenden Vaters zu empfangen, und die übrigen Königlichen Kinder. Dort die hohen Staatsbeamten und die diensthuenden Hausoffiziere. Alle hielten sich in scheuer Entfernung; nur der Arzt, Hofrath Eller, war zum Lager getreten.

Sie ſprachen ſo leiſe mit einander, daß keiner der Andern etwas davon verſtehen konnte.

„Sag' Er mir, Eller,“ ſagte der König mit ſchwacher Stimme, „aber aufrichtig, hört Er! wird dieſer gebrechliche Leib noch lange den heftigen Attaken des boshaften Feindes Widerſtand leiſten, und werde ich noch länger den ſchmerzerfüllten Kampfplatz davor abgeben müſſen?“

Eller zuckte die Achſeln.

„Ich halte Ihn für einen ehrlichen Mann und verlange Seine Meinung nach beſtem Gewiſſen,“ fuhr der König fort. „Sieht Er, ich bin fertig mit Allem und wünſche meine Auflöſung. Mein Haus iſt beſtellt, Alles Irdiſche abgethan und dort ſteht mein letzter Käfig, in den ich wandern muß und in dem ſie mich heimzutragen haben. Nur leiden möchte ich nicht mehr lange; ich kann die Schmerzen nicht mehr ertragen. Darum ſage Er mir, wenn Er kann: wie es bald mit mir zu Ende geben? Es iſt mein letzter Troſt.“

Der Arzt, von ſo viel Seelenſtärke gerührt, antwortete leiſe: „Bald!“

„Und wenn dann der Todeskampf beginnen wird,“ nahm der König wieder das Wort, „wird der mir auch noch lange zu ſchaffen machen? Spreche Er unverholen: wird der ſchwere Kampf bald eintreten?“

Der Arzt, der die ganze Zeit über den Arm des Patienten hielt und ſorgſam den Puls erforſchte, ſagte mit erſchüttertem Tone: „Erlaſſen Sie mir, dieſe Aufſchlüſſe zu geben, o mein Herr und König. Wir Aerzte dürfen über dieſe Dinge nichts Beſtimmtes ausſprechen; es wäre Frevel. Gottes Macht iſt groß! und der nächſte Augenblick kann unerwartete Hoffnung bringen.“

„Nun ſo befehle ich Ihm denn bei meiner Ungnade,“ ſprach der König, ſich ermannend, „mir Seine Meinung zu ſagen. Ich will von dieſer Hoffnung nichts mehr wiſſen! ich habe Abſchied genommen von dieſer Welt und meine Hoffnung ſteht auf Jenſeits. Sag' Er mir offen die Wahrheit, Er iſt ein vernünftiger Mann und ſpricht ja zu keinem Kinde.“

Da erwiderte der Arzt mit feſtem Tone:

„Eurer Majeſtät wird der letzte Augenblick leicht werden. Sie haben ihren letzten Kampf ſchon angetreten.“

„Woher weiß Er das?“ fragte der König.

„Der Puls hat ſich bereits zurückgezogen; die Extremitäten

sind kalt; ich fühle ihn jetzt schon hier unterhalb des Ellenbogens,“ sagte der Arzt.

„Unterhalb des Ellenbogens?“ wiederholte der König ernst. „Das ist doch seltsam! Aber wo bleibt denn am Ende noch der Puls?“

„Er zieht sich immer weiter nach dem Herzen zurück, bis auch dieses still steht,“ sprach dumpf der Arzt, „in einer halben Stunde werden alle Leiden geendet sein.“

Der König seufzte tief auf, lehnte den Kopf in die Kissen zurück und sagte sehr vernehmlich:

„Der Wille Gottes geschehe!“

Als die Umstehenden diese Worte vernommen hatten, bewegten sie die Lippen im leisen Gebete. — —

22.

Alle friedlichen Bewohner Rheinsbergs fesselte Schlummer. Das Souper und Spiel bei der Kronprinzessin war erst spät geendet worden. Die Hofleute und Anhänger des Kronprinzen erwarteten mit Ungestüm den Thronwechsel, von dem sie für sich große Erwartungen hegten. Die jungen Leute, die recht anmuthige Gesellschafter waren und als solche eine Zierde des sinnigen Lebens auf Rheinsberg genannt werden konnten, träumten sich bereits auf dem Gipfelpunkte der Bahn, die sie sich erwählt hatten. Der junge Lieutenant sah sich an der Spitze des Regimentes, der feine Kopf im Besitze von diplomatischen Portefeuilles, dieser mächtig in der Verwaltung, jener mit dem geheimsten Vertrauen des Monarchen beehrt.

Während des Spiels am Abend war ein großes Schreiben angekommen und der Kronprinzessin eingehändigt worden. Die Herren, die im ersten Salon ihre Partie machten, glaubten in dem dunkeln Lack, womit das Couvert geschlossen war, ein schwarzes Siegel zu erkennen, und sogleich legten sie sämmtlich die Karten aus der Hand, ergriffen ihre Hüte und beschlossen, die Ersten, der jungen Majestät ihre Huldigung darzubringen. Wie erstaunt waren sie aber, als sie ins andere Gemach traten und hier die Kronprinzessin gleichgiltig, die Karten in der Hand, sitzen sahen. Beschämt zogen sie sich zurück, als sie lächelnd darüber befragt wurden, was das Feierliche ihres Eintritts zu bedeuten habe und weßhalb sie ihren Spieltisch so plötzlich verlassen hätten.

So war unter beständiger Unruhe der Abend vergangen; man

verhehlte sich's nicht, daß der nächste Augenblick die wichtige Nachricht bringen müsse.

Es war Mitternacht vorüber, als ein ankommender Reiter plötzlich das lauteste Leben in Rheinsbergs Mauern erweckte. Die Diener eilten mit Lichtern in die Zimmer ihrer Herrschaft und nur eine Kunde schallte durch die Räume: Der König ist todt!

Man kleidete sich in Eile und begab sich in die Vorzimmer der Kronprinzessin.

Hier befand sich Herr von Wollich, den der neue König im ersten Augenblicke seines großen Schmerzes, mit der Trauerbotschaft an seine Gemahlin abgesandt hatte. Um ihn waren die Oberhofmeisterin von Katsch, nebst den andern Damen versammelt.

Frau von Katsch schlich leise an die Thür des Schlafgemachs, allein sie versicherte, daß Ihre Majestät fest schlafe und daß es sie in die größte Verlegenheit setze, sie so plötzlich zu erwecken, da sie besorgen müsse, bei dem sehr reizbaren Nervensystem der Königin, durch diese Nachricht deren Gesundheit zu alteriren.

Die erste Kammerfrau, Mamsell Bortefeld, trat hierauf näher und sagte, daß sie für alle Fälle ein niederschlagendes Pulver bereit halte und daß sie es unternehmen wolle, ihre Gebieterin zu wecken, indem dieselbe daran gewöhnt sei, durch ihre Stimme dem Schlummer entrissen zu werden, da sie dies ja fast jeden Morgen thue.

Frau von Katsch, die in allen Begegnissen die größte Besonnenheit offenbarte, überlegte sich's einen Augenblick, und erwiderte dann mit vieler Würde:

„Gebe Sie mir die Tasse, liebe Bortefeld, und das Pulver ganz zubereitet darin, daß man es nur hinunterschlucken darf, und gebe Sie dann hinein, um die junge Königin, die Gott segnen möge, aufzuwecken."

Die Bortefeld rührte hierauf das Pulver ein, überreichte die Tasse der Oberhofmeisterin, öffnete leise die Thür des Alkovens und trat in sichtbarster Bewegung in den matterhellten Raum des Schlafzimmers; Frau von Katsch aber stellte sich mit der Arznei, lauschend, mit angehaltenem Athem, dicht zur Thüre, um gleich bei der Hand zu sein.

Die erste Kammerfrau lüftete jetzt zögernd den Bettvorhang, beugte sich ein wenig über die Schlafende und räusperte sich.

Diese erwachte und fragte, in jener Mischung von Schlaf und Wachen, die den plötzlich Erweckten stets gefangen hält, was es gebe?

Die Bortefeld erwiderte; „Verzeihung, Eure Majeſtät — daß ich heute früher als gewöhnlich —“

„Warum nennt Sie mich Majeſtät? Träumt Sie?“ fragte die junge Königin, die ſich jetzt plötzlich ermuntert hatte.

„Ich träume nicht, gnädigſte Königin,“ erwiderte die Bortefeld, „drinnen iſt der Herr Baron von Wylich, der als Kurier von Potsdam hergeeilt iſt — der König — iſt geſtern — ſelig verſtorben . . . . .“

Kaum waren dieſe Worte heraus, ſo trat auch die Frau Oberhofmeiſterin von Katſch eiligſt in das Gemach, hielt die Taſſe der jungen Königin an den Mund, bis dieſe den Inhalt verſchluckt hatte, und begrüßte ſie dann mit herzlicher Ehrerbietigkeit als Königin von Preußen.

Während dieſes im Schlafzimmer ſich zutrug und die Herren im Vorzimmer, nur leiſe converſirend, in Geduld der aufgehenden Sonne harrten, hatte die Bortefeld ſich ein paar Garderobefrauen zur Hilfe gerufen und nun ſchafften ſie eiligſt verſchiedene weiße und ſchwarze Gegenſtände zur Toilette herbei, die bereits lange vorbereitet worden waren. Ihren gemeinſchaftlichen Bemühungen gelang es, daß nach Verlauf einer kleinen halben Stunde die junge Königin in einem geſchmackvollen Trauerneglige, blaß und ſchön, vom geſtörten Schlummer, ſo wie von der großen Begebenheit angegriffen, in den Kreis der zur Huldigung Verſammelten in das Vorzimmer treten konnte.

Alles drängte ſich ehrerbietig hinzu und war bemüht, dem Ausdrucke des Beileids kein zu großes Gewicht beizulegen, vielmehr die freudigſten Gefühle bei dem Antritte der Regierung zur Schau zu tragen.

Die junge Königin leuchtete in ihrem beſcheidenen Glanze und erregte einen wunderbaren Enthuſiasmus bei Allen, die ſie umgaben. Nahm ſchon früher ihre ſanfte Perſönlichkeit, in der die Schüchternheit ſo vorherrſchend war, alle Herzen für ſich ein, ſo war dies jetzt noch mehr der Fall.

Sie verlangte das Frühſtück mit allen Anweſenden zu nehmen.

Sonderbare Verfaſſung hochfürſtlicher Hofhaltungen! Auch in dieſem Bereiche waren die vollſtändigſten Vorkehrungen für den längſt vorausgeſehenen Trauerfall getroffen. In den Küchen war bereits Alles angeordnet, und in wenigen Stunden konnte ein Mahl aufgetragen werden, welches den Rahmen eines Frühſtückes bei weitem überragte. Es war das Feſtmahl eines ſo eben zur Regierung gelangten Königs!

Während der Tafel erhob ſich die Oberhofmeiſterin und bat um die Erlaubniß, auf das Wohl Ihrer Majeſtäten des Königs Friedrich des Zweiten und ſeiner erhabenen Gemahlin zu trinken. In allgemeiner Begeiſterung ſtimmten Alle ein.

Nach dem Mahle ſollte nach Berlin aufgebrochen werden, wohin ſich der König ſogleich nach dem Tode ſeines Vaters begeben hatte. Es wurden achtzig Pferde auf jedem Relais für die Königin und ihr Gefolge erfordert. Der Winter von 1740 war hart geweſen; den Landleuten mangelte es an Futter und der Viehſtand war überall geſchmolzen. Dennoch hatte ſich eine ſolche Begeiſterung aller Köpfe und Herzen bemeiſtert, daß das Unmögliche möglich gemacht wurde und auf das erſte Aufgebot, die gehörige Anzahl von Pferden geſtellt werden konnte.

Nachdem die Königin ihrer Umgebung die huldvollſten Verſicherungen ihres Königlichen Schutzes ertheilt hatte, ſtieg ſie, auf den Arm eines Kavaliers geſtützt, in den Wagen: die Poſtillone peitſchten auf ihre Thiere, und mit Blitzesſchnelle flog Preußens jugendliche Königin ihrem hohen Geſchicke entgegen.

Nach ihr folgten die Andern.

Knobelsdorf nahm die Zeichnungen zu dem Trauergerüſte und den andern Verzierungen mit, die er ſchon angefertigt hatte für den Fall, daß ihn der König mit der Ausführung dieſes Theils der Ceremonie beauftragen würde. Dies war nunmehr erfolgt.

Rheinsbergs glänzende Periode war zu Ende. Sie hatte den Uebergang gebildet, der aus Friedrichs unterdrückter, kümmerlicher Jugend, zur Entfaltung ſeiner großen Eigenſchaften, die ihn auf den Thron begleiteten, hinlenkte. An die Stelle von Rheinsbergs leiſe bewegter, innig geiſtiger Ruhe tritt nun Sansſouci's großer, majeſtätiſcher Ernſt. Dort war die Vorſchule des Weiſen, hier ſein eigentlicher Wohnſitz; dort bereitete ſinniger Scherz und leichter, froher Lebensgenuß zu den Thaten des Mannes vor: hier gewährte die heitere Laune des Weiſen und der auf's Höchſte verfeinerte Genuß Ruhe nach erſchöpfenden Thaten. —

Im Schloſſe zu Berlin war der Hof verſammelt. Die hohen Staatsbeamten ſtanden in ehrerbietiger Haltung und zwiſchen ihnen drängte ſich die kleine Schaar der Rheinsberger Vertrauten. Alles war erwartungsvoll auf den nächſten Augenblick geſpannt.

Da wurden die Flügelthüren aufgeriſſen und herein trat der jugendliche Monarch, die ſchöne Gattin an der Hand.

„Das iſt Ihre Königin!“ ſprach er zur Verſammlung, und Alles ſchaute leuchtenden Blickes auf Beide.

„Alle Gerüchte ſind widerlegt!“ — „Eine Ehe ſonder Gleichen!“ — ſo flüſterte man ſich's verſtohlen in die Ohren. Aber man täuſchte ſich. Friedrich führte ſeinen Grundſatz ſtrenge durch. Königliche Ehre und königliches Anſehen derjenigen, die ſeine Gattin hieß vor der Welt; die vertraulichen Saiten des Herzens ertönten ihr nie, die eine, dem Herzen ſo fremde Intrike ihm geworben hatte.

Schönhauſen wurde der Königin Sommerreſidenz; in Berlin wohnte ſie im Königlichen Schloſſe. Hier beſuchte ſie ihr Gemahl und tafelte bei ihr an großen Feiertagen. Sansſouci hat ihr Fuß nie betreten.

So lebte dieſe königliche Wittwe ein langes, dem Wohlthun und der Erbauung gewidmetes Leben, daß erſt unter der Regierung des Nachfolgers ihres großen Gatten ſein Ende erreichte.

23.

Die Monarchen Preußens ziehen, ſobald ſie den Thron beſtiegen haben, gen Königsberg, die alte Hauptſtadt des Reiches, um dort zuerſt die Huldigung ihrer Getreuen zu empfangen.

Die Stadt iſt ſtolz auf dieſen Vorzug und gibt dies durch feſtliche Veranſtaltungen aller Art zu erkennen.

Als König Friedrich der Zweite durch das Naſſengarten'ſche Thor einzog, da ritten ihm auch die feſtlich geſchmückten Fleiſcher entgegen, mit ihrer Fahne voran, dem alten Herkommen gemäß, in rothbraunen Röcken und Eichenzweige auf den kleinen dreieckigen Hüten.

Es war ein langer Weg, den der Zug zurückzulegen hatte; denn es ging am alten Schloſſe vorüber, die franzöſiſche Straße, den ſchiefen Berg entlang, über den Roßgarten'ſchen Markt, immer weiter, einer erſt neu angelegten Straße zu, gegen deren Ende ein ſtattliches, geräumiges Gebäude ſich befand, welches das Königliche Palais genannt wurde. Es iſt daſſelbe, in dem heute der merkwürdige Bücherſchatz aufbewahrt wird, den jeder Fremde gewiß in Augenſchein nimmt.

Die Abgeordneten des Magiſtrats, die den neuen Herrſcher zu bewillkommen erſchienen waren, glaubten das höfliche Anliegen vorbringen zu müſſen, der König wolle doch der neuen, noch namenloſen Straße einen Namen zu ertheilen die Gnade haben. Allein dem von der Reiſe, dem Kanonendonner, dem Glocken-

geläute und dem Vivatrufen sehr angegriffenen Könige, kam dieses Gesuch sehr ungelegen.

„Eine neue Sorge!“ rief er mit sarkastischer Miene, und die guten Herren vom Magistrat waren so höflich, nicht weiter in den König zu dringen, und begnügten sich mit dem, was er gesagt hatte. Die Straße, die eine der schönsten Königsbergs wurde, hieß fortan die „Neue Sorge“ und behielt diesen Namen bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo sie ihn mit dem der Königsstraße vertauschte.

Als der feierliche Zug durch die Langgasse der Pregelinsel ging, stand auf der zierlich mit Eisengitter umzäunten Erhöhung, Woll'm genannt, eines rothbemalten Hauses, an der Ecke der Brodbänkenstraße, ein kleiner Junge in schwarzen, kurzen Lederhosen und einem dunkelblauen, langen Leibrocke, der sich ganz ungeberdig benahm, in die Hände klatschte und hoch aufsprang, dann wieder laut schrie und lachte. Das Haus gehörte dem Apotheker Cholevius, der seine ehrbaren Gäste, aus der Sippschaft und seinen Miteinwohnern des Hauses bestehend, festlich bewirthete. Den Jungen aber kannte Niemand und als man ihn befragte, sagte er, daß er aus Wehlau, einem zehn Meilen von Königsberg entfernten Städtchen, gebürtig, und sein Vater ein wohlhabender Fischhändler sei, der mit seiner Waare allwöchentlich den Pregel hinabsegle und delikate Kaulbarsche und Karauschen den Königsberger Leckermäulern mitbringe. Sein Vater habe nun aber von Seiten der gesammten Fischerzunft einen großen Hecht in die königliche Küche zu liefern und er erwarte ihn hier und freue sich über alle die Herrlichkeiten, die er sehe, mehr aber noch über das schöne Geschenk, das ihm der Vater mitbringen werde.

Kaum war der Zug zu Ende, die Honoratioren bei Herrn Cholevius nahmen eben unter unzähligen Complimenten Abschied und stolperten die Steintreppe des Woll'ms hinab, da kam der alte Wehlauer mit Thränen in den Augen und zitternden Händen, um seinen Sohn zu suchen, wo er ihn gelassen. Seine übergroße Rührung kam aber daher, daß er von des Königs Majestät höchsteigenhändig ein großes Goldstück empfangen hatte.

Die Sache ist wohl an sich unerheblich; größere Geschenke und Gnaden wurden an jenem Tage an würdigere und bekanntere Personen vertheilt. Das einzige Interessante ist vielleicht nur, daß ein Enkel jenes Jungen, der sich so übermüthig vor der Thür des Herrn Cholevius freute, eben diese Geschichte nach hundert Jahren dem Publikum erzählen kann. Das Goldstück, die einzige hohe Gnade,

deren ſich die Familie zu erfreuen hatte, kam aber noch deſſelben Abends abhanden. Die guten Wehlauer drängten ſich nämlich mit den Tauſenden Neugieriger zu der prächtigen Waſſerfahrt auf dem Schloßteich, und da ging denn der herrliche Hort verloren. Er blieb es unwiederbringlich. Seitdem kehrten keine Strahlen Königlicher Gnade mehr auf die armen Leute, und das geringe Glück, was ein Jeder ſich errang, verſchaffte ihm redliches, aber mühevolles Streben! —

Gleich den Venetianiſchen Dogen, die ſich am Tage der Krönung mit dem adriatiſchen Meere wie mit der liebenden Braut vermählten, ſo feiert auch der junge Herrſcher von Preußen ſeine Anweſenheit in Königsberg durch einige ſolenne Waſſerfahrten auf Pregel und Schloßteich, nicht um, wie der Doge, ſeine Allianz und Herrſchaft anzudeuten, ſondern weil die ſpärlichen Unterhaltungen, welche die Stadt nur zu gewähren im Stande iſt, dadurch einen Reiz mehr erhalten und an Mannichfaltigkeit gewinnen.

Der zwanzigſte Juli 1740 war ſegensreich zu Ende gegangen. Die Erbhuldigung war geſchehen, und der König hatte alle Magazine Königsbergs der Armuth öffnen laſſen. Provinzen, die der Mangel drückte, erhoben ſich an dem Segen der oſtpreußiſchen Lande.

Friedrichs Bruſt hob ſich im Gefühle Wohlthaten zu ſpenden, Recht zu üben und der Beglücker ſeines Volks zu werden. In dieſem Sinne trugen auch die goldenen und ſilbernen Medaillen, die ausgegeben und ausgeworfen wurden, die Umſchrift: Felicitas Populi.

Die plätſchernden Wogen des Schloßteichs durchſchifften Hunderte von geſchmückten Gondeln; die Gärten am Ufer, die lange Brücke, damals noch mit den wunderſamen Treppen in der Mitte, die ihr eine Aehnlichkeit mit dem weltberühmten Rialto in Venedig gaben, flammten in tauſendfachem Lichte, und die klarſte Sommernacht, wie ſie um die Zeit des längſten Tages nur der Norden kennt, hatte ihren ſternendurchwirkten Baldachin über das glückliche Königsberg geſpannt. Da nahete vom Roßgarten her, durch die Weißgerbergaſſe der Zug der Königlichen Kaleſchen, und Friedrich, von ſeinen höchſten Dienern und ſeinen beſten Freunden umgeben, beſtieg die reichverzierte Gondel, die ihn unter einem Triumphthore erwartete.

Wie ſie nun hinglitt durch die kleinen Wellen, die ſie im ſtillen Teiche ſelbſt erzeugte, wie die Muſik begann und die türkiſch gekleideten Matroſen im melodiſchen Tacte die Ruder bewegten,

oben der Sternenhimmel über den glücklichen Menſchen, unten der Sternenhimmel, den das Waſſer wiederſtrahlte, und nun Alles Luſt, Freude, Seligkeit, entzückenden Rauſch nur athmete, da trat der junge König weit vor an den Rand des Schiffes, den Blick umflort zum Himmel gewendet, und drückte einem neben ihm ſtehenden, hohen Manne im bereits ergrauenden Haar die Rechte.

Der Mann mußte mit der freien Linken eine Thräne trocknen, die ihm über die Wange rieſelte.

Es war Katte's Vater, den Friedrich heute zum Reichsgrafen und Generalfeldmarſchall erhoben hatte. —

Am fernen Himmel tauchte aber in dieſem Momente ein herrliches, noch ungekanntes Sternbild auf.

Die Aſtronomen nannten es: „Friedrichs Ehre.“ — Es lag darin keine leere Schmeichelei. Sein Name prangt dort oben für ewige Zeiten in goldener Schrift.